Ueber das

Intereſſanteſte

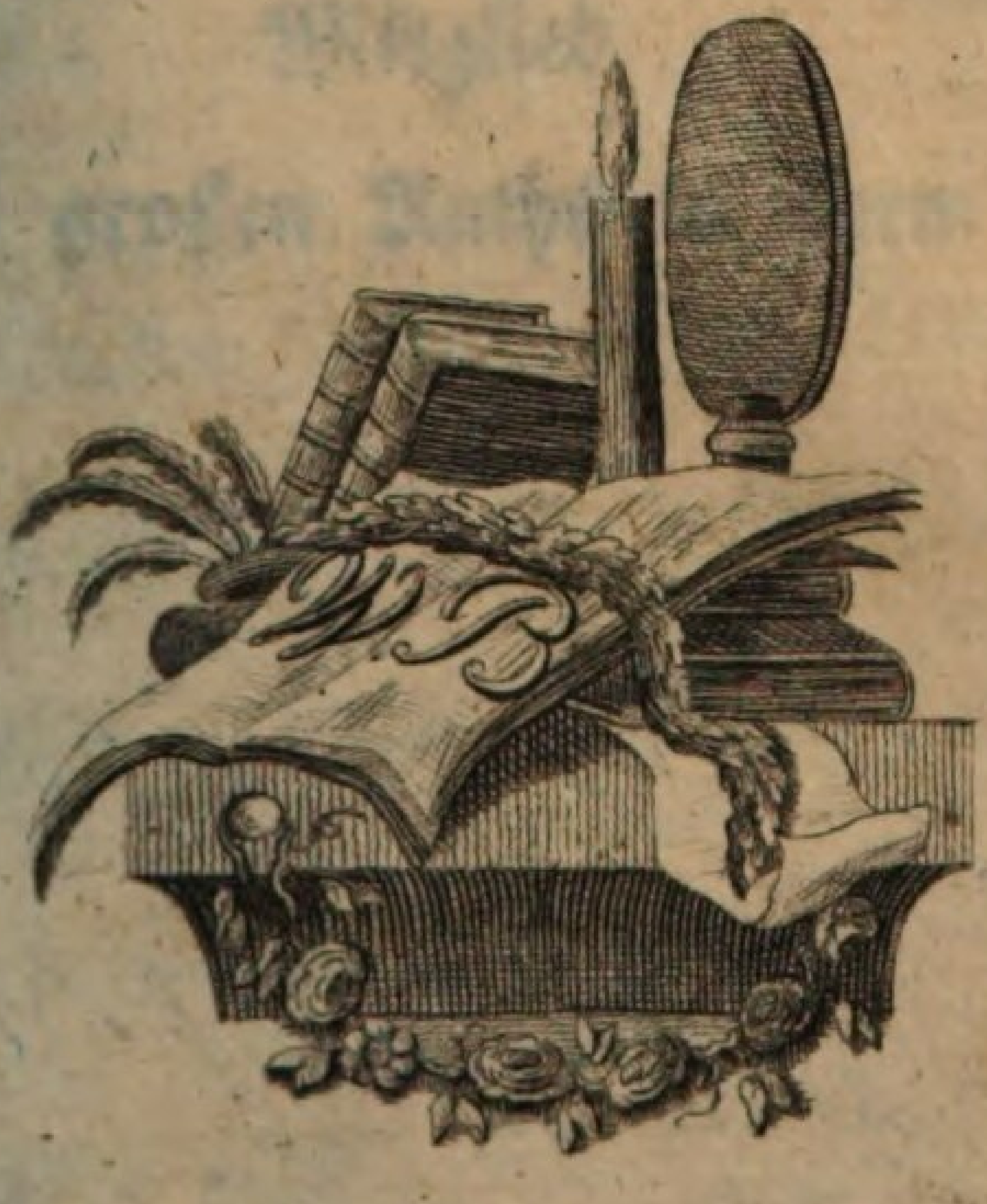
der

Schweiz.

Aus dem Franzöſiſchen

frey überſezt, — berichtigt und vermehrt.

Zweiter Band.



Leipzig, 1778.

in der Weygandſchen Buchhandlung.

Dem

Hochwohlgebohrnen Herrn,

Herrn

Gottlieb Emanuel von Haller,

Mitglied

des großen Raths in Bern.

Hochwohlgebohrner,
Hochgelahrter Herr,
Höchſtzuverehrender Gönner!

Ich darf nicht zweifeln, daß Ew. Hochwohlgebohrnen gegenwärtige ehrerbietige Zuſchrift mit Gewogenheit und Wohlgefallen aufnehmen werden. Sie ſoll ein lauter Beweis ſeyn, wie ſehr ich die unverdiente Gnade ſchäze, die Sie mir durch

Dero geneigte Beiträge zu dieſem Werk erwieſen haben. Ich erſuche gehorſamſt um die Fortſezung Ihrer mir ſo verehrungswerthen Gewogenheit, und verſichre, Zeitlebens mit der größeſten Ehrerbietung zu verharren

Ew. Hochwohlgebohrnen

Berlin,
den ſiebenten May 1778.

unterthäniger Diener,
Der Herausgeber.

Vorrede.

Der gegenwärtige zweite Band iſt zwar ganz nach demſelben Plan bearbeitet, und eingerichtet worden, nach dem ich den erſteren bearbeitet habe. Doch ſchien es mir nothwendig, und für die Gemeinnüzigkeit, die ich dieſem Buche ſo gern wünſche, und auch zu geben verſuchte, unentbehrlich, in Zergliederung der einzelnen Kantone noch mehr in dieſen Theil einzuweben, als in jenen, — aber dagegen auch mehr wegzulaſſen, als ich in dem erſteren gethan habe.

Hiernächſt habe ich über das Religionsweſen der Helvetier eine ganze Abhandlung hereingeſchoben, welche ich im dritten Bande fortſezen, und zu Ende bringen werde. Dieſe gehört mir ganz. Ich fand in dem franzöſiſchen Werke wenig oder nichts davon geſagt. Ueberdem fieng die Erzählung erſt von der Reformation an. Ich bin bis ins graue Alterthum zurükgegangen, habe den Gottes-

dienſt, und andre Religionsverfaſſungen dieſer Zeiten charakteriſiret, — bin nach und nach vorwärts gekommen, und habe die allmälig entſtandene Aufhellung der Schweizer in Religionsbegriffen in ihrem immer-größer werdenden Lichte geſchildert, bis endlich die Reformation über ganz Helvetien ihre wohlthätige Stralen ausbreitete. Die Natur der Sache erforderte es, daß in die Erzählung der Begebenheiten und Beurtheilung derſelben manch freies Räſonnement eingeflochten, manche Vergleichung angeſtellt werden mußte, die zur deutlicheren Einſicht des ganzen Zuſammenhanges, auch zur Aufheiterung der Lektüre ſelbſt, beitragen konnte.

Dahin gehören auch manche Vorſchläge, die ich beiläufig gethan habe, und die wenigſtens keine Chimären, vielmehr der Prüfung erleuchteter und der Sache kundiger Männer überlaſſen ſeyn ſollen.

In der Fortſezung dieſer Abhandlung über das Religionsweſen der Schweizer hoffe ich noch mehr dergleichen thun zu können. Es werden ſich alsdann noch vollſtändigere Räſonnements über die Religionsbegriffe,

über die Ceremonien, überhaupt über die ganze äußere Verfaſſung der Religion in der Schweiz in neueren Zeiten einmiſchen laſſen, als hier; wenigſtens werden ſie noch fruchtbarer ſeyn, als jene in dieſem Bande.

Ueber die Zwangloſigkeit, mit der ich meine Urtheile fälle, habe ich mich bereits in der Vorrede zum erſten Band entſchuldigt. Ich darf es alſo hier nicht noch einmal thun. Meine Sache iſt die, daß ich mit aller möglichen Vorſichtigkeit die Wahrheit ſuche, da, wo ich ſie finde, aufnehme und laut ſage, — und dann, um das Urtheil des Menſchen unbekümmert, in dem Beſiz derſelben ruhig bin. Habe ich mich geirrt, ſo bin ich doch ſo lange ſelbſt bey dem Irrthum zufrieden, als ich ihn nicht für Irrthum einſehe. — Es kommt allemal eine Zeit, die uns Sterblichen unſern Wahn benimmt. Dann ſind wir wie ſolche zu betrachten, die aus dem Schlafe erwachen, ſich aber ſelbſt, wenn ſie erwacht ſind, noch ein paar Sekunden bedenken, ob der Traum, den ſie gehabt haben, nicht wirkliche Begebenheit geweſen ſey, bis endlich dieſe Täuſcherey ganz verſchwindet. Anders werde ich auch wohl nicht geſinnet ſeyn.

Ich kann mich glüklich ſchäzen, daß ein HALLER mich ſeiner Unterſtüzung gewürdigt hat. Seine mir zugeſandte Bemerkungen über den erſten Band werde ich ſorgfältigſt gebrauchen, wenn das Publikum dieſen Band nur ſo günſtig aufnimmt, wie es den erſteren aufgenommen zu haben ſcheint. Indeſſen ſoll es mir doch, wenn es zur zweiten Auflage kommt, angelegen ſeyn, durch Zuſäze zu den Theilen den Beſizern der erſteren ihren Kauf nicht leid zu machen. Ich werde auch alsdann alle die glimpflichen Erinnerungen, die mir Gelehrte gedrukt und in Briefen gegeben haben, benuzen.

Geſchrieben im May 1778.

Inhalt
der in dem zweiten Band enthaltenen Hauptſtüke.

Erſtes Hauptſtük. Ueber Religion, — Kirchen- und Predigtweſen der Schweizer. Seite 4.

Erſte Abtheilung. Religion und Gottesdienſt der Helvetier in den älteſten Zeiten, bis zur erſten Pflanzung des Chriſtenthums. S. 15.

Zweite Abtheilung. Religionsweſen der Schweizer, von der Pflanzung des Chriſtenthums bis zur Reformation. S. 37.

Erſter Abſchnitt. Religionszuſtand von der erſten Pflanzung des Chriſtenthums bis auf Karl den Großen, 768. S. 37.

Zweiter Abſchnitt. Von Karl dem Großen bis zu Friderich dem Zweiten, 1211. S. 55.

Dritter Abſchnitt. Von Friderich dem Zweiten bis zur Reformation der Schweiz, 1517. S. 80.

Dritte Abtheilung. Von der Reformation bis auf gegenwärtige Zeiten. S. 138.

Erſter Abſchnitt. Von der Reformation bis zum erſten Landfrieden der reformirten und katholiſchen Kantons, 1529. S. 138.

Zweiter Abſchnitt. Von dem erſten Landfrieden zwiſchen den reformirten und katholiſchen Kantons 1529 bis zum weſtphäliſchen Frieden, 1648. S. 181.

Dritter Abſchnitt. Vom weſtphäliſchen Frieden 1648 bis auf gegenwärtige Zeit. S. 257.

Erſte Abtheilung. Vom weſtphäliſchen Frieden 1648 bis zum Frieden mit Toggenburg, 1712. S. 257.

Zweites Hauptſtük. Etwas von den MENNONITEN in der Schweiz. S. 355.

Drittes Hauptſtük. Der Kanton Lucern. S. 372.

Viertes Hauptſtük. Der Kanton Uri. S. 409.

Fünftes Hauptſtük. Der Kanton Schweiz. S. 426.

Sechstes Hauptſtük. Der Kanton Unterwalden. S. 436.

Siebentes Hauptſtük. Der Kanton Zug. S. 441.

Achtes Hauptſtük. Der Kanton Glaris. S. 447.

Neuntes Hauptſtük. Der Kanton Baſel. S. 462.

Zehntes Hauptſtük. Der Kanton Freiburg. S. 514.

Eilftes Hauptſtük. Der Kanton Solothurn. S. 527.

Zwölftes Hauptſtük. Der Kanton Schafhauſen. S. 543.

Dreizehntes Hauptſtük. Der Kanton Appenzell. S. 559.

Vierzehntes Hauptſtük. Die Unterthanen der Schweizerkantons. S. 567.

Ueber das

Intereſſanteſte

der Schweiz.

Zweiter Band.

Erſtes Hauptſtück.

Ueber Religion, — Kirchen und Predigtweſen der Schweizer.

Erſte Abtheilung.

Religion und Gottesdienſt der Helvetier in den älteſten Zeiten bis zur erſten Pflanzung des Chriſtenthums.

Vorläufiges Räſonnement.

Ich komme anizt auf eine Materie, welche wenigſtens manchem Leſer, — und vielleicht dem größeren Theile, — willkommen genug ſeyn wird. — Wer ſollte nicht gern ein Volk, welches Tapferkeit, — Treue, eiſerner Muth, unverdroſſener häuslicher Fleiß, — innre Friedfertigkeit vor ſo vielen andern unterſcheiden, — ein Volk, das izt unter Europens Nationen gewiß keinen niedrigen Rang verdient, — ein Volk, deſſen Denkungsart ſo ſehr an das Original der MutterNatur grenzet, — das alle Ketten abgeworfen hat, und alle Banden ſcheuet, wenn es auch goldene Ketten und ein Roſengewinde wäre, — kurz, ein Volk, das an Freiheitsliebe und Vaterlandsſinn, und

ächter Redlichkeit uns übrigen Menſchenkindern in Europa zum ehrwürdigen Muſter dienet, — wer ſollte das Volk nicht mit ſehnſuchtsvollem Verlangen bis zu ſeinen **Altären** begleiten? — — ſeinen **Gottesverehrungen** beiwohnen? — — ſeine **Kirchengebräuche** kennen lernen? *) — —

Religion und Gottesdienſt haben auf alle Geſellſchaften, und wären ſie auch würklich Noachiſche Geſellſchaften, — den ſchleunigſten, —

*) Dieſer Gedanke war die Triebfeder, warum ich gegenwärtige Abhandlung verfertigte. — In dem franzöſiſchen Originale fängt der Faden von der Reformation an. — Ich habe ihn verlängert, — und habe von den älteſten Zeiten angehoben. Dadurch, hoffe ich, wird dem Leſer gedient ſeyn; — und, ich denke, er ſoll manches finden, was ihm die Lektüre angenehm und nüzlich machen wird.

Es wird ohne Zweifel hie und da auffallen, daß ich über Religionsweſen mit ſo vieler Freimüthigkeit rede. Aber eben dieſe ungezwungene Offenherzigkeit mußte meine Feder leiten, wenn ich meiner Denkungsart gemäß ſchreiben wollte. Nirgends werde ich etwas ſagen, was wahrer Religion — und die iſt allerdings die **chriſtliche**, — widerſpricht, oder, was den Verdacht geben könnte, als wäre mir die Religion gleichgültig.

Der Herausgeber.

ich möchte ſagen, einen allmächtigen Einfluß. — Irrthum oder Wahrheit in den Begriffen von dem höchſten Weſen; — reiner, geiſtiger Dienſt, den man ihm leiſtet, oder Aberglaube, und Menſchenſazungen, — — Toleranz, und ſanfte menſchenfreundliche Begegnung der verſchiedenen Glaubensgenoſſen, oder ſtolze Anhänglichkeit an gewiſſe angeerbte Religionsſäze, — — Verachtung andrer, welche auf Katechismus und Kompendium keinen Eid ſchwören wollen, — Verfolgungsſucht, — — das alles, je nachdem es verſchieden in einem Lande abwechſelt, trägt zum Charakter der Nation, — zu den Nationalbegriffen, — Vorurtheilen, — Tugenden und auch zu den Nationalfehlern auſſerordentlich viel bey.

Vielleicht läßt ſich in gewiſſem Sinn behaupten, daß keine Nation auf Gottes Erdboden ganz leer von Religionsbegriffen ſey. Ich bin zwar nie für die Angeburt unſrer Erkenntniſſe, am allerwenigſten der Religionsbegriffe geweſen; — aber eine gewiſſe, ich möchte ſie miterſchaffene Leichtigkeit, Religionserkenntniſſe zu ſammlen, und eine freudige Strebſamkeit, dem, was man als Gott erkennt, zu dienen, — die würde ich dem Kamtſchadalen ſo gut als dem allerfeinſten Europäer zuſchreiben. — Dies macht uns ſchon auf die verſchiedene Abwechſelung, — Abänderung, — auf

den ſtuffenweis gehenden Wachsthum, — auf den Einfluß der Religion eines Volkes auf Staatsſyſtem, und Charakter aufmerkſam.

Wenn ich auch keinen Indifferentismus der Religionen behaupten will; ſo ſehe ich doch noch nicht ein, ob Rechtgläubigkeit oder Heterodoxie in der Lehre in Rückſicht auf das Intereſſe einer ganzen Nation würklich verſchiedene Folgen haben, wie manche Streit — dogmatiſche, — und für die Ehre, — — nicht Gottes, — ſondern ihres Syſtems eifernde Gottesgelehrten behaupten. *) — — . Die Religionsgeſchichte der Hel-

*) Die Geſchichte beſtätigt dieſen Saz hinlänglich. Die allerwahreſten heiligſten Lehren können öfters die ſchlimmſten, nachtheiligſten Folgen haben, wenn man ſie nicht mit den Grundſäzen der Geſelligkeit verbindet. — Hergegen bringt man es erſt ſo weit, daß würklich falſche Lehren auf dieſe Grundſäze angewandt werden können, ſo wird man nicht ſelten die fürtreflichſten Folgen davon ſpüren. — Der Pater Duhalde führt einen chineſiſchen Weltweiſen gegen die Sekte des Konfutius redend ein, welche die Unſterblichkeit der Seelen glaubte, aber daraus ſehr nachtheilige und verabſcheuungswürdige Folgerungen zogen. — Sie hielten nämlich den Körper für das bloße Wohnhaus einer Seele, die die unſterbliche Wirthinn wäre; — — man müſſe alſo gegen den Kör-

vetier mag darüber in der Folge manche nüzliche Aufſchlüſſe geben. — — Ich erwähne dies mit gutem Bedachte, weil ich in dieſem Abriß der helvetiſchen Religion jederzeit die Verſchiedenheit der Lehrbegriffe erwähnen, und, ſo viel als möglich, die Gründe hievon entwikkeln werde. — —

per, als ein bloßes Wohnhaus, eben die Verachtung beweiſen, die man gegen einen Klumpen Koth beweiſet, alle Sorgfalt für ihn fahren laſſen, — und man könne, wenn es die Noth erfoderte, allenfalls ſich durch einen ſchleunigen Tod aus dieſem Wohnhauſe herausbegeben.

Geht es dieſem fürtreflichen Lehrſaz noch heutiges Tages wohl anders? — Man findet nicht wenig Menſchen, ja ſogar eine ganze Raſſe derſelben, die des Körpers in den verächtlichſten Ausdrükken erwähnen, ihn ganz gering achten, in der ſo irrigen als abgeſchmakten Meinung, die Seele dadurch deſtomehr zu erheben, — — gleich, als wäre Seele und Körper nicht durch das engeſte Band mit einander verbunden, als machten dieſe beiden Theile nicht den Menſchen zuſammen aus, — und als nähme der Körper an jener Glückſeligkeit keinen Antheil. —

So ſind aber nun auch würkliche falſche Lehren, deren Folgen in Abſicht des geſellſchaftlichen Lebens nichts weniger, als gefährlich, vielmehr heilſam und erſprieslich ſind. — **Helvetius** rechnet unter andern hieher den Lehr-

Allerdings haben wir Urſache, Gott darüber zu verherrlichen, daß wir Chriſten ſind. — — Das Chriſtenthum iſt im Grunde auch die wohlthätigſte Stiftung, die man ſich gedenken kann; — auf die wir in ſeine Geheimniſſe eingeweihete wohl ſtolz ſeyn dürfen. Deßhalb aber unſre Voreltern, die keine Chriſten waren, über die Schulter anzuſehen, ihre Religionseinſichten gering zu ſchäzen, und ſie weniger zu achten, weil ſie nicht einerley äußerlichen Glauben mit uns haben, — — das wäre ſo lächerlich, als der handgreiflichſte Beweis unſrer Einfalt. — Wahre Religion hat ihren Siz in dem Herzen; und Redlichkeit, — Treue im Umgang, — Gewiſſenhaftigkeit in den Geſchäften des Lebens und in der Geſellſchaft, in der wir unſren Poſten angewieſen bekommen haben, ſind die ſicherſte Beweiſe, daß es uns nicht an Religion fehle. — Dieſe Tugenden treffen wir der Intenſion und der Extenſion nach in dem eisgraueſten Heidenthum ſo gut an, als bey unſern izigen

ſaz der Stoiker von einem Fatum mit Ausſchlieſſung aller Freiheit — und frägt, „ob die „ſtoiſchen Philoſophen weniger tugendhaft ge„weſen wären, als die andern philoſophiſchen „Sekten?„ — „ob der türkiſche Kaiſer nicht „ſo treu in ſeinen Bündniſſen und Verträgen „wäre, als die chriſtlichen Mächte es ſind?„ —

Der Herausgeber.

ſo genannten Chriſten. — Es iſt daher eine abgeſchmakte Gewohnheit bey der Religionsgeſchichte eines Volkes den Theil der Nation, der nicht chriſtlich iſt, entweder nur eines Seitenbliks zu würdigen, oder ihn unter dem Namen der Abgötter mit verächtlicher Miene anſehen zu wollen. — Das iſt ein Hauptfehler unſrer meiſten Kirchengeſchichten. — — Es bleibt ja immer noch unentſchieden, auf welche Seite die Waage den Ausſchlag giebt, ob die Summe der Tugend unter den Heiden, oder unter den Chriſten größer war. Ich rede hier nicht von dem, was ſeyn ſollte, ſondern von dem, was da würklich iſt; — denn ſonſt müßte freilich nach dem göttlichen Unterricht, den die chriſtliche Religion giebt, unter ihren Bekennern auch die bewährteſte Rechtſchaffenheit obwalten.

Es iſt überdem ganz falſch, daß die Heiden um deßhalb laſterhaft hätten ſeyn müſſen, weil ſie Altäre für Gözen aufbaueten, oder gewiſſen Laſtern Weihrauch ſtreueten, — oder ihre Knie für Stein und Holz beugten. So genau hängen nie Glaubensartikeln, und Tugend und Laſter an einander. — „Wenn die Alten, ſagt Montesquieu, einem Laſter Altäre aufbaueten, bedeutete „ſolches nicht, daß ſie daſſelbe liebten; es „bedeutete vielmehr, daß ſie daſſelbe haſſeten.

„Wenn die Lacedämonier der Furcht einen „Tempel aufrichteten, ſo bedeutete ſolches „nicht, als bäte dieſe kriegeriſche Nation „von ihr, ſich in den Schlachten der Her= „zen der Lacedämonier zu bemächtigen. Es „gab Gottheiten, die man anrufte, kein La= „ſter einzugeben, und andre, die man er= „ſuchte, es abzuwenden.“ — Nicht zu gedenken, daß die klügſten Köpfe unter den Heiden **nichts** oder doch nur ſehr wenig glaubten, und daß die Religionsceremonien nur für den Pöbel waren, der überhaupt durch Blendwerke geleitet, — gewarnt, — vom Laſter abgeſchrekt, — und zum Gehorſam gegen Geſeze und Obrigkeit gebracht, oder doch ermuntert und angefeuert werden muß. — — Dies ſey Rechtfertigung für mich, wenn ich mich bey dem Glauben der alten heidniſchen Helvetier etwas aufhalten, und dieſe **gute** Menſchen von ihrer beſten Seite empfehlen werde.

Sehr vielen Beitrag zur Religionsgeſchichte der Nation giebt die Geſchichte der **Kleriſey.** Geiſtliche, — Lehrer der Religion ſind in einem jeden geſitteten Staat äußerſt nothwendig, — ſo unentbehrlich, daß die Völker, welche keine Prieſter haben, gemeiniglich Barbaren und Unmenſchen ſind. — — Solche Barbaren waren ehemals die **Pedalier**, und noch izt ſind es die **Wol-**

guski. — — Lächerlich und abgeſchmackt zugleich ſind alſo die Projekte, daß die Geiſtlichkeit entweder ganz aus einem Staate verbannt werden, oder doch keinen beſondern Orden ausmachen müſſe.

Die Sonderungen der Prieſter in den älteſten Zeiten zu den gottesdienſtlichen Verrichtungen, zu den Opfern, und andern Kirchengebräuchen, — die Verehrung, die man ihnen zollen mußte, — und die nach und nach entſtandene Macht derſelben vermehrten von Jahrhundert zu Jahrhundert ihren Einfluß auf Religionsweſen. — Regenten und Obrigkeiten mußten ihrem zu weit um ſich greifenden Arme Einhalt thun, und ihrer ziemlich weit ausgebreiteten Macht Gränzen ſezen. Damit entſtanden auch vielfältige Abänderungen im Gottesdienſte, — und den äußerlichen Uebungen deſſelben. — Izt ſind in proteſtantiſchen Ländern die Geiſtlichen zu ihrem eigenen Beſten, und zum überſchwänglichen Glük des Staats ſo weit eingeſchränkt, als es nöthig war; — und in der römiſch-katholiſchen Kirche iſt man faſt ſo weit, wie in der unſrigen. Die Folge wirds lehren, ob nicht dieſe Einrichtungen zum unausſprechlichen Wohl der Staaten, und zum Privatvortheil der Fürſten gemacht ſind. — — In einer Republik, wie die Schweiz, ſpielt freilich die Geiſtlichkeit ihre Rolle

etwas anders, als in monarchiſchen Staaten, und ſie muß auch eine andre Situation gegen die Obrigkeit und das Volk haben, als in dieſen. Doch hat ſie auch ihr non plus vltra. Ein aus dieſem Lande zurükkommender Gelehrte, der einer Synode der Geiſtlichen in Zürch beigewohnt hat, ſagte mir, daß die Rechtsgelehrten ihnen immer das Obſtat hielten, und ihren Vortrag, wenn's nur irgend möglich wäre, zu entkräften, und zu widerlegen ſuchten.

Geiſtliche, und Religionslehrer müſſen billig in ſolchen Situationen ſeyn, in welchen ſie ohne kümmerliche Sorgen der Nahrung leben, und ihr Amt ohne Seufzen führen können. Die haben ſie gerade in der Schweiz nicht, — wenigſtens werden nur wenige Pfarrämter ſeyn, die ihren Mann hinlänglich ernähren. — Dadurch kommen ſie größtentheils in Verachtung, und müſſen ſich vor Familien erniedrigen, denen ohnedem ihr Stand wo nicht verächtlich, doch gleichgültig iſt. — — Die römiſche Kirche hat dafür beſſer geſorgt, — und nächſt den katholiſchen Geiſtlichen kommen unter den Proteſtanten die Biſchöfe in Norden, — die Paſtoren in den freien Reichsſtädten. Auch aufs Schulweſen hat eine dergleichen geringhaltige Lage der Geiſtlichen widrigen Eindruk. —

In der Erzählung ſelbſt wird ſich manches Beiſpiel darüber beibringen laſſen.

Vielleicht iſt kein Staat weniger für die Pracht der Religionsgebräuche, als die Schweiz. Es herrſcht allda eine gewiſſe Simplicität, und eine ſo einfache Geſtalt der Kirchenceremonien, daß man wohl keine proteſtantiſche Gemeinde in andern Staaten finden wird, welche mehr von dem Aeuſſerlichen entfeſſelt wäre, als die ſchweizeriſche Gemeinden ſind. Die Stimmen ſind darüber getheilt, — und ich würde, nach meiner Ueberzeugung, mehr für die Beibehaltung gewiſſer recht prächtiger Kirchengebräuche ſeyn, die von den Reformatoren aus guten Abſichten, jedoch nicht mit ganz reifer Ueberlegung abgeſchafft ſind. Der Leſer mag ſelbſt urtheilen, und entſcheiden. Ob er mehr fühle und denke, wenn er einem Kirchengeſang, z. B. beiwohnt, mit dem eine Kirchenmuſik verbunden iſt, oder, wenn er einen Geſang ſingt, den vielleicht nicht einmal eine Orgel akkompagniret. Wir ſind und bleiben nun einmal ſinnliche Menſchen, die auch zu dem Gottesdienſt etwas für die Sinne haben wollen.

* *

Das wären dann einige **allgemeine** Anmerkungen, die ich zu dem Ende habe vorausſchik-

ſeyn wollen, um in dem folgenden durchgehends richtig verſtanden, — geprüft, und beurtheilt zu werden. Daran liegt einem jeden ehrlichen Schriftſteller ſehr viel, und das muß ſein Hauptwerk ſeyn, daß er, ſo viel an ihm liegt, alle Gelegenheit vermeide, mißverſtanden, oder von einer ſchiefen Seite beurtheilt zu werden.

Ich habe das ganze Hauptſtük hinzugeſezt. In dem franzöſiſchen Werke herrſcht eine große Unvollkommenheit in dieſer Materie; der Verfaſſer fängt auch nur von der Reformation an, und ſagt über den ganz neuen Religionszuſtand wenig, oder nichts. Dieſe Einwendung wird um ſo viel ausgebreiteteren Nuzen ſtiften, da ich bemüht geweſen bin, die Erzählung ſo einfach, und ſchmuklos einzurichten, wie möglich, und immer den Hauptzwek der Herausgabe dieſes Werks vor Augen gehabt habe, der in der allgemeinen Brauchbarkeit deſſelben für verſchiedene Arten von Leſer, und in dem Intereſſe beſtehen ſoll, das ein jeder daran nehmen ſoll, wenn er auch würklich kein Gelehrter von Profeßion wäre. Daraus folgte ganz natürlich, daß ich in den Sachen ſelbſt die ſorgfältigſte Auswahl treffen mußte, — mithin nur das vorzüglich wählen, was allgemein intereßiret, und nicht etwa bloß dem theologiſchen, oder gelehrten Leſer angenehm ſeyn kann. — Demohnerachtet

wird man auf manches ſtoßen, was vielleicht nur einer geringen Anzahl gefallen kann, das ich aber des Zuſammenhanges wegen unmöglich weglaſſen konnte. — Der Kenner wird es billigen, und ſollte jemand an dieſer oder jener Stelle keinen Geſchmack finden, dem gebe ich den beſten Rath, den ich weiß, — daß er dieſe Stelle überſchlage, das Blatt umkehre, und die andere Seite leſe.

Ueber Religion und Gottesdienſt der Helvetier in den älteſten Zeiten bis zur erſten Pflanzung des Chriſtenthums.

Es macht nicht wenige Schwierigkeit, von dem Glauben der alten Helvetier und ihren Religionsgebräuchen etwas vollſtändiges zu ſammlen und zu ſagen. — Der Mangel an Urkunden überhaupt, und insbeſondre an hinlänglichen Nachrichten über ihren Religionszuſtand iſt die beträchtlichſte Urſache dieſer Unvollkommenheit. — Sie führten lieber den Degen, als die Feder. — Man hat freilich einige ganz alte Traditionen über die geſammte Glaubensartikel dieſer Nation. Dieſe erwähnen z. B. daß ſchon zu Abrahams Zeiten Soluthurn und Zürch erbauet, und der wahre Gott in dieſen zwey Städten verehret worden

wären, u. ſ. f. — Daß hernach aber der leidige Satan durch ſeine Künſte und Betrügereien ihnen den wahren Glauben zu entwenden gewußt, ihre Vernunft ganz und gar verderbt, ſein Reich unter ihnen aufgerichtet, und ſie in den Abgrund des Irthums und der Abgötterey geſtürzt haben. — — Ohne mich in eine gedehnte Unterſuchung über den Satan, ſeine Künſte, und ſeinen den Helvetiern gethanen Schaden einzulaſſen, erkläre ich dieſe Tradition für eine Fabel und Mährlein. — Wir wiſſen faſt nichts von der Religion der alten Schweizer bis zu den Zeiten ihrer Unterjochung unter Rom. — Außer viel andern Urſachen, die hiezu beigetragen haben, mag eine der vornehmſten dieſe ſeyn, daß ſie ihre Nachrichten, beſonders die von Religion und Gottesdienſte in Reime abfaſſeten, und von ihren Kindern auswendig lernen lieſſen. *)

*) Tacitus ſagt ſchon: Literarum ſecreta, viri pariter et feminae ignorant.

Man vergleiche hierüber Otfried. praef. in Euangel. ad Liutbert. 870. Tſchud. praefat. de Rhet. Leheman Chronic. Spir. p. 16. 198.

Heinrich Bullinger druckt ſich de reb. Tigur. L. I. cap. 2. folgendergeſtalt aus — Die Religion iſt unter den Helvetiern im Anfange etwas reiner und beſſer geweſen, und um ſo viel weniger verfälſcht, ſo viel die Stiftung

So viel wir wiſſen, waren ſie, wie die alten Gallier, mit denen ſie die nächſten Anverwandten ſind, urſprünglich **Naturaliſten**, ob ſie gleich gar bald Polytheiſten wurden. – Sie hatten ihre Nationalgötter, und mußten, da ſie unter der Römer Bothmäßigkeit kamen, auch **deren** Götter annehmen. – Dies machte anfänglich viele Mühe. – Sie fürchteten den Zorn und die Rache ihrer alten Götter, und wollten ihren Dienſt nicht aufgeben, um nicht ihre züchtigende Hand über ſich ſchwer zu fühlen. – Die Römer wußten ſie endlich zu überliſten. Sie bildeten ihnen ein, daß ſie und die Gallier, alſo auch die Helvetier einerley Götter hätten, daß aber ihre Namen verſchieden wären. – Cäſar giebt uns hievon eine vollſtändige Nachricht.*)

Zürchs den Zeiten **Noä** und **Sems** näher geweſen. Denn dieſe heilige Männer haben aus Gottes Gnaden ſo lange gelebt, daß ſie den wahren Gott der Welt einbilden konnten.

*) Natio eſt omnium Gallorum admodum dedita religionibus; atque ob eam cauſam, qui ſunt adfecti grauioribus morbis, quique in proeliis periculisque verſantur, aut pro victimis homines immolant, aut ſe immolaturos vouent, adminiſtrisque ad ea ſacrificia Drui-

Auch die Inſchriften, die man hie und da gefunden, lehren, daß ſie der Römer Gottheiten annahmen. So ward 1658 das Poſtement einer

dibus vtuntur: quod pro vita hominis, niſi vita hominis reddatur, non poſſe deorum immortalium numen placari arbitrantur; publiceque ejusdem generis habent inſtituta ſacrificia. Alii immani magnitudine ſimulacra habent, quorum contexta viminibus membra viuis hominibus complent, quibus ſuccenſis, circumuenti flamma exanimantur homines. Supplicia eorum, qui in furto, aut latrocinio aut aliqua noxa ſunt comprehenſi, gratiora diis immortalibus eſſe arbitrantur. Sed, cum eius generis copia deficit, etiam ad innocentium ſupplicia deſcendunt.

Deum maxime *Mercurium* colunt. Huius ſunt plurima ſimulacra: — hunc omnium inuentorem artium ferunt, hunc viarum atque itinerum ducem, hunc ad quaeſtus pecuniae mercaturasque habere vim maximam arbitrantur. Poſt hunc Apollinem, — et *Martem*, et *Jouem*, et *Mineruam*; — de his eandem fere, quam reliquae gentes, habent opinionem; Apollinem morbos depellere; Mineruam operum atque artificiorum initia transdere; Jouem imperium coeleſtium tenere. Martem bella regere. Huic, cum praelio dimicare conſtituerunt, ea, quae bello ceperunt, plerumque deuouent; quae ſuperauerint, animalia capta immolant; reliquas res in vnum lo-

Säule, ein großer Quaterſtein zu Genf gefunden, auf welchem die Worte ſtanden:

JOVI. O. M.

CINGIDVO.

Nach Heinrich Gundelfingers Bericht, las man vor Zeiten folgende Inſchrift:

IMP. T. VESPASIANVS.

CAES. AVG. VII. COS.

MARTI. APOLLINI.

MINERVAE.

ARCVM. VICAN.

VINDONISSENSIS. CVRIAE.

T. VRBANO MATTONI.

T. VAL. ALBANO.

L. VETVRIO. MELLOCOTIO.

RVFO QVINTO SEXTIO.

Ich will nur einiger ihrer Gottheiten gedenken: denn die Liſte derſelben iſt zu groß, um von allen und jeden das Nöthige in ein Werk, wie das gegenwärtige iſt, zuſammenpferchen zu können.

cum conferunt. Multis in ciuitatibus harum rerum exſtructos cumulos locis conſecratis conſpicere licet. Neque ſaepe accidit, vt neglecta quispiam religione, aut capta apud ſe occultare, aut poſita tollere auderet; grauisſimumque ei rei ſupplicium cum cruciatu conſtitutum eſt.

Ganz natürlich mußten die Helvetier auf die Sonne und den Mond zuerſt fallen. Dieſe ſind, wie Makrobius ſagt, gerade die Geſtirne, denen das Leben der Menſchen das meiſte zu verdanken hat. *) — Dieſe zwey große Himmelskörper ſind die, auf deren Verehrung man am erſten dachte; — es läßt ſich auch, alles wohl überlegt, nichts anders erwarten, als daß ein Menſch, der ſich ſelbſt ganz allein überlaſſen, den großen Schauplaz der Schöpfung betritt, beim Anblik der Sonne und des Mondes auf den Gedanken zu allererſt kommen müßte, daß dieſe Körper ſeine Gottheiten wären.

Iſis ward von den Helvetiern mit großer Devotion verehret. Sie war eben die, der die alten Deutſchen den Namen Frea — Frau beilegten, und ſoll die Gattinn des Gottes Apis geweſen ſeyn. Auch dieſer Gott iſt wahrſcheinlicherweiſe von ihnen angebetet worden. — Vor hun-

*) Vitam noſtram praecipue SOL & LVNA moderatur. — — Nam quum ſint caducorum corporum haec duo propria, vel ſentire, vel creſcere: αιϑητικον id eſt, *ſentiendi natura* de Sole; — φυτικον autem, id eſt, creſcendi natura de Lunari ad nos globoſitate perueniunt. Sic vtriusque luminis beneficio haec nobis conſtat vita, qua fruimur. MACROBIVS in Somn. Scip. L. I. c. 19.

dert Jahren, und drüber ward ein güldener Och-ſenkopf, um den dreihundert güldene Bienen lagen, — bekanntermaßen ein ſymboliſches Zeichen des Apis, — irgendwo in Frankreich herausgegraben. So fand man 1549 zu Baſel einen ſteinernen Kopf mit herunterhängenden Ohren, und einem Ringe im Mund. Vielleicht wurde dies Bild bey dem Dienſte des Apis und der Iſis gebraucht, in deren Tempel und bey deren Bild die Egypter des Horus, (Horus war der Sohn des Apis und der Iſis) oder des Harpokras Bild ſezten, — welcher leztere den Finger auf den Lippen hatte, daß die Prieſter und die Prieſterinnen die Göttergeheimniſſe nicht entdekken, oder, wie es Auguſtin erklärt, nicht offenbaren ſollten, daß die Iſis ein Menſch geweſen ſeye.

Die Inſchrift an der Kirchthurms Mauer zu Wettingen ſezt dieſe Verehrung der Iſis außer Zweifel.

DEAE ISIDI TEMPLVM A SOLO
L. ANNVSIVS MAGIANVS
DE SVO POSVIT VIR AQVENSIS
AD CVJVS TEMPLI ORNAMENTA
ALPINIA ALPINVLA CONJVNX
ET PEREGRINA FIL. XC. DEDE
RVNT L. D. VICANORVM.

Unter allen ſtand Wodan oben an, der auch am längſten ſcheint verehrt geworden zu ſeyn. — Der Urſprung dieſes Namens iſt ſo ungewiß, als die Geſchichte des Gottes ſelbſt und ſeine eigentliche Abkunft, Natur und ſeine andre Verrichtungen und Aemter. — Vielleicht war er der Mars, vielleicht Merkur.

Außer dieſen Göttern, die ihre Ehrerbietung im allgemeinen erhielten, hatten ſie noch ihre Schuzgötter über dieſe und jene Provinz, und über manche Stadt insbeſondre. — Dahin die Göttinnen Ciſa, — Maia, — Ceres, — beſonders die Aventia. Zu Weilar ſteht von ihr folgende Aufſchrift.

DEAE . . : : . AVENTIAE
T. TERTIVS.
SEVERVS.
CVR. COLON.
IDEMQVE. . . . AL.
CVI. INCOLAE.
AVENTICENSES.
PRIM. OMNIVM.
OB. EJVS. ERGA
SE. MERITA.
TABVLAM. ARG.
P. L. POSVER.

DONVM. D. S. P.
EX V. CC. L. D. D. D.

Anderswo wird ihrer ſo gedacht

DEAE AVENTIAE.
ET GENIO INCOLAR. &c.

So gaben ſie auch dem Viehe, — den Wäldern, — den Bergen und dem Waſſer Götter und Göttinnen. — So ſtand in ihren Pferde- und Kühſtällen Frau Epona, umkränzt mit den beſten Raſen — — — Sylvan ward von den Hirten mit heiſſen Wünſchen Tag vor Tag angerufen, daß er ihre Heerden beſchüzen, und Raubthiere verſcheuchen möge. Jupiter Penninus ſorgte für die Berge, — und Nymphen und Najaden nahmen Flüſſe und Brunnen in ihre allgewaltige Obhut. —

Die Römer vermehrten das Götterverzeichniß in der Schweiz außerordentlich, und brachten mit ihrem Zepter auch ihre gottesdienſtliche Verehrungen nach Helvetien.

Religiös genug gegen ſeine Gottheit bauete der Helvetier ihr auch Tempel, — ſchonte keine Koſtbarkeit, um ſie ihr zu bringen, — und ergrif alles, was er konnte, um ſie ſich günſtig zu erhalten, oder, wenn er ihr Wohlgefallen verſcherzt zu haben glaubte, ſie wieder zu beſänftigen.

In der alten Stadt Viliburgum hatte die Göttinn **Aventia** ihren Tempel, in den man weit und breit Wallfahrten anſtellte, und manchmal mit ziemlich voller Hand ihre Gnade erflehete. — — Der Bigotte und Abergläubiſche ließ ſilberne Platten und Tafeln zurück, — und der leichtſinnigere oder klügere machte es ſich wenigſtens zur Pflicht, kleine Ringe oder andre Tändeleien von Silber ihr dazulaſſen. — **Loretto** in Italien hat viel Aehnliches mit Viliburgum.

Nicht weit davon muß ein Nymphen Tempel geſtanden haben. — Dies beweiſen die marmorne Schwibbogen Stükke, die man etwa vor hundert Jahren daſelbſt ausgrub. — Vermuthlich waren ſie das Portal irgend eines ſolchen Tempels. — Sie hatten viele Zierrath, — und es ſtanden auf ihnen die Figuren der Delphinen und Meerpferde. — Bey den Bädern zu **Baden** ſtand eine alte Kirche zu den heil. drey Königen, die der Iſis geheiligt war. — **Merkur**, — **Venus**, — **Jupiter**, — **Mars**, Apollo, und andre Götter mehr hatten ihre eigene Kirchen und Kapellen.

Das Antike, das dieſe Tempel im Aeußerlichen hatten, machte den Eintritt bereits ehrwürdig. — Sie waren von Stein erbaut, und größtentheils ſehr prächtig. — Inwendig fiel eine Gallerie von Bildern ins Auge, die anfangs nur ſchlecht waren,

gerade ſo, wie Lukan die galliſche Idolen beſchreibt —

— — Simulacraque moeſta deorum
Arte carent, caeſisque extant informia truncis,
Ipſe ſitus putrique facit iam robore pallor
Attonitos. —

Mehr Kunſt wandte man unter Auguſts Regierung auf die Verſchönerung derſelben. — So hat man noch izt in der Schweiz einen Merkur von Stein, — eine in Marmor gehauene Venus, eine Elle hoch, welche vor ohngefähr 200 Jahren im Akker gefunden ward. — In der Kunſtkammer zu Zürch ſteht ein Mars und ein Merkur, die man im vorigen Jahrhundert beide ausgegraben hat.

Der vornehmſte Dienſt, den ſie dergleichen Gözen leiſteten, waren Opfer und Gebet. — Sie hatten vor der Herrſchaft der Römer ihre eigene Prieſter und Prieſterinnen, welche Druiden hieſſen. — Dieſen lag ob, den Göttern zu opfern, und für das Volk zu beten. — Die Opfer ſelbſt waren öfters lebendige Menſchen. — Dieſe wurden in feierlichem Pomp in die Tempel geführet, — entweder erwürget, oder mit Pfeilen todt geſchoſſen, — oder auf einen Heuhaufen gelegt, und ſo in Geſellſchaft einiger Stükken Vieh verbrannt. Cäſar in der kurz vorher angeführten Stelle geden-

ket der großen Bilder, deren von Weiden zuſammen geflochtene Glieder mit lebendigen Menſchen angefüllt waren, unter die man ſodann Feuer legte, und ſie erſtikte. — —

Ihre Altäre waren größtentheils große Steine. — Inwendig war ein bekkenförmiges Loch gehauen, in welchem das Feuer angezündet wurde. — Ein ſolcher Stein ſteht, z. B. noch izt vor der Kirchthüre in Rapperſchwyl mit der Inſchrift —

C. OC. PROV.

S. L. D. D. D.

Vor vielen Jahren fand man acht ſilberne Schüſſeln, einen Krug, und einen erhabenen Becher. — An der einen Schüſſel ſtand — *BENIGNES. LEGENTI. REGLII.* — Innerhalb DEO. MARTI. REGLII. — Auf dem Kruge waren die ſieben Planeten mit erhabener Arbeit geſtochen. — Auf einer andern Schüſſel ſtunden die Worte — RINIONI. BOLTTIRI. — An der dritten MIRCVRI. MANI. und C. C. HIILVI. PRIVATI. — Dieſe Geſchirre ſind entweder in dem Gözendienſt der Iſis gebraucht worden, oder haben vornehmen römiſchen Kriegsbedienten zu Tafel-Geſchirren gedient.

Die Prieſter, denen an der Dummheit des gemeinen Mannes gelegen war, weil ſie ihre Ein-

nahmen vermehrte, – ſorgten angelegentlich dafür, daß er in dem Aberglauben und in der Einfalt erhalten würde. — — In den Zeiten der Barbarey, und der Knechtſchaft war das überhaupt das Werk der Kleriſey, wozu ſie auch am beſten gebraucht werden konnte, dem großen Haufen beſtändig die Binde vor die Augen zu winden, ihnen ihr kleines Maaß von Erkenntniß und natürlicher Einſicht noch zu verringern, und ſie mit allen möglichen Künſten in die gröbſte Unwiſſenheit hereinzuſtürzen. – Selbſt nach der Reformation verſtehen es noch manche Geiſtliche ſehr gut, gefliſſentlich Aberglauben nicht nur zu erhalten, ſondern auch neuen zu verbreiten.

Die alten Schweizer hatten viele Feiertage und Feſte ihren Göttern und Göttinnen zu Ehren verordnet. – Am Michaelsabend hielten ſie der Ciſa eine Proceßion. — Im April fiel ein Feſt der Göttinn Eoſtre. – Jährlich wurden ihre Tempel eingeweihet. – Sie wallfahrdeten. – In ſchweren Unglüksfällen thaten ſie Gelübde, und feierliche Schwüre. — Hatten ſie eine große, edle That bewerkſtelligt, – oder einen Sieg erfochten, oder ſonſt eine ihnen ſchäzbare Wohlthat erhalten, ſo kamen ſie zuſammen, den Göttern die Opfer ihrer Erkenntlichkeit zu bringen, und gewiſſe

Denkzeichen einer ſolchen ihnen erwieſenen Wohlthat zu errichten. *)

Auch dadurch bewieſen ſie den Göttern ihre Ehrfurcht und Achtung, daß ſie ihre Namen auf ihr Haus und Tiſchgeräthe, — auf ihre Münzen, und Ringe prägen lieſſen. — Oerter, — Gewächſe der Erden, — Menſchen, — die Monate im Jahre, — Planeten und Geſtirne, — die Tage in der Woche, u. d. gl. mehr erhielten daher ihre Benennung. Solche Münzen und Ringe ſind verſchiedentlich gefunden worden. Der eine Ring zeichnete ſich beſonders aus. — Ein junges Mädchen war darauf mit vieler Kunſt geſchnitten. —

*) Dieſe innre Ehrfurcht der Helvetier für die Götter hätte ſie billig auch gegen Menſchen ſollen liebreich und mitleidungsvoll machen. — Aber gerade das Gegentheil. — Sie würgten mit der einen Hand einen Menſchen, und legten mit der andern ihre Geſchenke dem beſchüzenden Gotte auf den Altar.

Die Geſchichte beſtätigt durchgehends dieſen Widerſpruch des Menſchen gegen ſich ſelbſt. — Möchte doch unter uns erleuchteten Chriſten nicht noch izt ſo mancher ins Gotteshaus kommen, der in ſeinem Herzen ſeinen neben ihn knienden Mitbruder ſchon längſt aufgeopfert hat, und ihn auch gern zu ſchlachten wünſchte, wenn keine Obrigkeit und Geſeze wären !!!!

Sie ſtand mit einem Harniſch, — in der rechten Hand einen Palmzweig, und in der linken eine Taube. — — So nannten die Helvetier unſern izigen Donnerstag — ehemals Dornſtag, von ihrem Tarnn, einem alten Gözen, der auch andern Völkern unter verſchiedenen Namen bekannt war. — Der Freitag hatte den Namen von Freda, der Ehegöttinn und Beſchüzerinn der Eheleute. — Daher haben ſie lange Zeit in dem Wahne geſtanden, daß zu den Heirathsgeſchäften kein Tag geſegneter ſey, als der Freitag. *)

Der Volksunterricht geſchahe bey den Helvetiern durch öffentlich dazu beſtellte Lehrer. Dieſe hießen Barden, — Euhagen und Druiden. Nächſt der Religion wurde die Jugend auch in der

*) Sollte man wohl glauben, daß die Vernunft des Menſchen ſo weit verfallen könnte, einem Tag eine beſondere Heiligkeit zuzuſchreiben. — Bis auf dieſe Stunde, — Minute und Sekunde glaubt mancher Sterbliche den vorzüglichen Werth eines gewiſſen Tages.

Was die Ehe betrifft, wenn man da noch einen Monat vor dem andern vorziehen wollte, — das lieſſe ich noch eher gelten. — So, z. B. würde der May Monat immer vor dem ſchweren, dikfälligen November den Vorrang verdienen. — — Mich dünkt, daß im May das Blut beſſer cirkulire, als im November.

Naturkunde, — der Aſtronomie, — und der Geſchichte unterrichtet. Sie wählten dazu die Reime. Daher die Barden-Geſänge. — Wahrſcheinlicherweiſe hatten ſie eine hohe Schule zu Genf und zu Aventikum. — Dort ſtehet eine Grabſchrift, in welcher L. Aurelius Libertus, ein achtzehnjähriger Jüngling von ſeinem Vater Eruditus Cauſsidikus genannt wird; — und hier wird in folgender Inſchrift der Aerzte, und überhaupt der Profeſſoren gedacht.

NVMINIB. AVG.
ET GENIO COL. HELV.
APOLLINI. SACR.
Q. POSTHVM. HYGINVS.
ET. POSTVM. HERMES. LIB.
MEDICIS. ET. PROFESSORIBVS.
D. S. D.

Indeſſen pflegten doch die jungen Helvetier in Marſeille (ehemals Marſilia) zu ſtudieren. Dies war eine ſehr berühmte Schule, welche allenfalls nach unſern *) izigen Sprachgebrauch hohe

*) In unſern Zeiten heiſſen faſt alle Schulen hohe Schulen. — Und gar zu gern vertauſchen die Schullehrer den Namen Rektor, Konrektor ꝛc. mit dem mehr bedeutenden Namen *PROFESSOR*. — Ich mag nicht entſcheiden, ob man den Titel Profeſſor ſo freigebig gebrau-

Schule heiſſen könnte. — Sie ſtudierten beſonders allda das Griechiſche, worinnen in der Folge die Schweizer ziemlich ſtark wurden. Cäſar erwähnt ſelbſt ihrer Tabellen, die ſie in dieſer Sprache abgefaßt hatten. Strabo gedenkt von den Galliern, daß ſie alle wichtige Dokumente in derſelben abgefaßt hätten; — und die Druiden ertheilten gleichfalls ihren Unterricht in derſelben.

Gegen ihre Todten bewieſen ſie viele Zärtlichkeit. — Sie veranſtalteten ein großes Trauergefolge, — die ſämmtlichen Verwandten folgten leidtragend nach, — der Leichnam ſelbſt war ungemein geſchmükt, — ward darauf mit vielem Trauerge-

chen ſollte. — — Man findet daher, daß hie und da manche Lehrer ſich Profeſſores herzlich gern tituliren laſſen, die es doch nicht ſind. — Thomaſius ſagte einmal zum König — ich bin der Schulmeiſter THOMASIUS. — Und das war Thomaſius.

Eben ſo abgeſchmakt war der vor nicht gar langer Zeit noch übliche Titel der Profeſſoren Excellenz, den ich ſelbſt noch einem nunmehro verſtorbenen ſonſt großen Mann auf einer gewiſſen Univerſität gegeben habe, weil er ihn freudenvoll annahm, und im Stande war, einem jungen Muſenſohne alles zu Gefallen zu thun, wenn er nur Excellenz genannt wurde.

pränge im Anfange begraben, hernach aber verbrennet. — Die Aſche ſammleten ſie nach der Römer Weiſe in Urnen auf. Man hat viel ſolche Todtenurnen zu Genf, Königsfelden, Zürch, u. ſ. w. gefunden, von denen man noch einige vorzeiget. — Manche ſind ſo groß, daß ſie für ganze Familien zum Gebrauch gedient zu haben ſcheinen. — Dieſe Aſche begoſſen ſie am dritten Tage mit Wein, — oft pflegten ſie auch im Verbrennen der Gebeine das Feuer mit Wein zu löſchen. — Dieſe Aſche war ungemein heilig. Niemand durfte ſie mißhandeln, aus Furcht, der verſtorbene Manes werde ſich dagegen rächen. — Deßhalb pflegte auch auf den Urnen auswendig die Warnung geſezt zu werden. Olla eius ſi quis *Ovviolavitz* ad *iferos* non recipiatur.

Den Todten, die ſie begruben, pflegten ſie Grabſchriften zu machen, oder Säulen zu ſezen, und die, welche ſie ſezten, wurden in großen Ehren gehalten. Zu Genf ward eine Grabſchrift gefunden. —

CONJVGI INCOMPARABILI
MANSVETINAE JVLIANAE
LIBERTAE CARISSIMAE

FOE-

FOEMINAE SANCTISSIMAE
S. A. D. *)

Ferner fand man eben daſelbſt folgende zwey, die eben des Nervöſen und Gedankenreichen wegen auffaſſen.

Die eine lautete ſo:

VIXI, VT, VIVIS.
MORIERIS. VT. SVM. MORTVVS.
SIC. VITA. TRVDITVR.
VALE. VIATOR.
ET. ABI. IN. REM. TVAM.

Die andere heißt ſo:

PERRVPTIS MONTI
BVS HVC TANDEM
VENI VT HIC LOCVS
MEOS CONTEGE
RET CINERES
APOLLO TVAM FIDEM!!

*) Vielleicht ahmen wenige Ehemänner der modernen Zeit dieſem alten Helvetier nach!! Nicht ſelten dankt der Wittwer mit Freudenthränen im Auge dem gütigen Schöpfer, daß ſeine unvergleichliche Ehefrau verſchieden iſt. — Doch will ich dies auch vom Gegentheil verſtanden haben. — Hieher Gellerts junge Wittwe, — das Bild ihres Mannes, — der Freier, — und die Fiſche, welche gekocht werden müſſen.

* *

Die meiſten von den alten gefundenen Grabſchriften wurden ſo beſchloſſen. S. T. T. L. (*ſit tibi terra leuis.* *))

*) Warum ſind wir doch von manchen alten Begräbnißgebräuchen abgegangen? — Die Wahrheit zu ſagen, kommen mir unſre izige Gebräuche zum Theil recht lächerlich vor. — Man betrachte nur einmal die weitläuftigen Anſtalten, die man blos mit dem Leichname macht! — Das Sterbekleid, — die Leichenceremonien, — die Trauerkleider. —

Ich bin ſehr dafür, daß mit den Begräbniſſen einige Feierlichkeit vergeſellſchaftet iſt. Daß ſie nur nicht ins Abgeſchmakte falle!! — Wäre es nicht beſſer, wenn man die Todten mit einem gewiſſen aufheiternden Pomp zur Erden beſtattete? Anſtatt der ſchwarzen Einhüllung des Sarges eine andere Farbe wählte, — den Sarg mit Blumen beſtreuete, — den Verblichenen einen Blumenkranz umwinden wollte, u. ſ. f.

Aus unſrer dermaligen Begräbnißmethode iſt wahrhaftig die Furcht vor dem Tode mit herzuleiten, welche bereits von Jugend auf uns durch dergleichen Anblikke eingebläuet wird. — Je freudiger wir uns den Gedanken an die lezten Stunden machen können, deſto zuverſichtlicher werden wir ſie zu ſeiner Zeit übernehmen. — — Aber dieſe heitre Gleichmüthigkeit bey der Uebernehmung des lezten wichtigen Schrit-

Die eigentlichen Lehrſäze der alten helvetiſchen Theologie ſind uns unbekannt. – Wenigſtens läßt ſich nicht viel gewiſſes beſtimmen. Das glaube ich indeſſen, daß ſie das wenigſte von dem glauben, was ſie durch ihren Gözendienſt zu glauben ſcheinen. – Sie waren, was den klügeren Theil betrifft, ächte Naturaliſten, welche einen höchſten, allmächtigen, — und über alles weiſen Urheber der Welt verehrten, und neben dieſer Ehre eines einigen Gottes auch die Anbetung mehrerer Gottheiten verbinden zu dürfen ſich einbildeten.

Sie lehrten den Gehorſam gegen dies höchſte allgewaltige Weſen, als die erſte aller Pflichten, – und nahmen zu den Opfern ihre Zuflucht, wenn ſie daſſelbe beleidigt hatten. — Sie glaubten, dieſen Gott könne man allein durch Reue, und freiwillige Opfer verſöhnen. Er wäre allgegenwärtig, und allwiſſend; — dem zufolge wären ihm auch alle Handlungen der Menſchen bekannt,

tes von dieſem Leben zu einem andern, ſezt ganz ſicherlich auch voraus, daß wir das Aeußerliche des Todes uns nicht ſo fürchterlich vorſtellen. – Wird aber der Tod nicht ſelbſt ſchreklich zu ſeyn ſcheinen, wenn das Gepränge um den Leichnam und um die Leiche herum ſo viel Schauer, Widerwillen, – und Abneigung erwekt? —

und er ſchaue tief in das Innerſte ihres Herzens.

Die Unſterblichkeit der Seele war einigen **Helvetiern** glaublich; andre nahmen die Seelenwanderung an; — noch andre meinten, daß mit dem Tode alles aus wäre. —

Wie bey den Deutſchen, waren Treue, — unverfälſchte Aufrichtigkeit, und beſtändige, unvermiſchte Lauterkeit der Geſinnungen die Hauptzüge ihres Charakters und die thätigſte Religion.

Zweite Abtheilung.

Vom Religionsweſen der Schweizer, von der Pflanzung des Chriſtenthums bis zur Reformation.

Erſter Abſchnitt.

Religionszuſtand von der erſten Pflanzung des Chriſtenthums bis auf Karl den Großen — 768.

Faſt noch weniger Gewißheit, als über den alleraͤlteſten Religionszuſtand der **Helvetier**, geben uns Dokumente und Urkunden über den eigentlichen Anfang, da die Lehre des Chriſtenthums den alten Glauben verdraͤngt hat. — — Auf allen Seiten Dunkelheit und Schatten; — und, was das ſchlimmſte iſt, ein Gewebe von Fabeln und Maͤhrlein, die bald Lachen, bald Aerger erregen. — Im erſten Jahrhundert nach Chriſti Geburt herrſcht unter den Schriftſtellern daruͤber ein gaͤnzliches Stillſchweigen; — im zweiten und dritten denkt einer oder der andere, — doch nur im Vorbeigehen, an den helvetiſchen Glauben, — kurz, es herrſcht groͤßtentheils Verwirrung und Unordnung uͤber eine Sache, die allerdings in ein helleres Licht geſezt zu werden verdiente. — Ich will das ſicherſte ſammlen, was ich finden kann. — Freilich werde ich in dem erſten Abſchnitte manche

romanhafte Nachricht nachbeten müſſen, die aber in dem Zuſammenhange gerade ſo gefugt iſt, daß ſie nicht füglich wegbleiben kann. — Und denn — — lacht man ja zu gewiſſen Zeiten ohnedem gern. —

Wahrſcheinlicherweiſe ſind ſchon im zweiten Jahrhundert in **Helvetien** chriſtliche Gemeinden geweſen. — Was aber für ein Apoſtel, — oder Lehrer, — den erſten Grundſtein zu denſelben gelegt habe, darüber finden wir nirgends vollſtändige Nachricht. Bald ſoll der Apoſtel Paulus, — bald ſein Geſellſchafter Barnabas, — bald Petrus, oder wenigſtens ſein Biſchof das Evangelium geprediget, und jener gar von England herüber gekommen ſeyn. — — Nach dieſen Apoſteln, und apoſtoliſchen Männern treten eine ganze Menge von Heidenbekehrern auf, — die nach dem Berichte der lügenhaften Schriftſteller ihre Rollen komiſch genug mögen geſpielt haben. — Der Fabeln ſind zu viel, vielleicht nicht weniger, als der Beſeſſenen zu des Herrn Chriſti Zeiten. — Wollte ich ſie alle anführen, ſo würde ich mir ſchlechten Dank verdienen; — aber ein paar muß ich doch erzählen.

So ſollen im Jahre 240 ein engliſcher Edelmann Pantalus, und eine Gräfinn, gleichfalls aus Britannien, eine Karavane aus dieſem Lande

bis in die Schweiz gemacht haben. Dieſe **Urſula**, — ſo hieß die Gräfinn, — hatte 71000 (andre machen aus der 7 eine 1) junge Mädchen mitgenommen, und in Geſellſchaft des Pantalus das Chriſtenthum mit beredtem Munde verbreitet. — Sie konnte aber nicht gut ſtille ſizen, ſondern fieng eine neue Jungfernkaravane an, die ihr aber eben nicht ſonderlich gelang. — Sie ward mit ihrem Pantalus, und den armen andern Mädchen von den Hunnen ermordet. — Ihr Haupt ſoll noch irgendwo vorhanden ſeyn.

Hieher gehöret auch das Gewäſche von der **thebaniſchen** Legion, von welcher zwey nach Soluthurn gekommen ſeyn ſollen. — Dieſe Helden des Chriſtenthums **Viktor** und **Urſus** haben Wunderdinge verrichtet. — Der kaiſerliche Landvoigt ließ ſie ins Gefängniß ſezen, — und ſiehe da, ein ſchöner Glanz vom Himmel erleuchtete ſie, und eine unſichtbare Hand zerriß ihre Banden. — Sie werden auf den Scheiterhaufen geführet, und ein ſchneller Wind zerſtreuet die Flammen. Endlich aber hat er ſie beide enthaupten, und in den Fluß werfen laſſen. — Daraus haben ſie ſich wieder in die Höhe gerichtet, ein jeder nahm ſeinen Kopf, wie einen Chapeaubas Hut, unter den Arm, und hernach zwiſchen beide Hände, wandelten auf dem Waſſer bis an den Ort, wo ſie begraben ſeyn woll-

ten. — Da fielen ſie auf ihre Knien, beteten beinahe eine Stunde lang, lieſſen endlich ihre Köpfe fallen, und wurden da begraben.

Hier mögen auch der heilige **Felix** und die eben ſo heilige **Regula** auftreten.

Dieſe Märtyrer zogen durch Uri, — Glaris, — Chur bis Zürch, und predigten das Evangelium mit der gröſseſten Heiterkeit, und dem unerſchrokkenſten Muth. Da ſie gegen die heidniſche Religion mit ſo eifrigem Tone predigten, ſo trachtete der kaiſerliche Statthalter Decius ihnen nach dem Leben. Er ließ ſie aufſuchen, aber Gott verſtekte ſie ſelbſt; — er verdoppelte ſeine Emſigkeit, — ſeine Spione fanden ſie eben bey dem Mittagsbrodt, aber der Herr ſchlug dieſe mit Blindheit, daß ſie im Anfange keinen ſahen, bis Felix ſeinen Mund aufthat, und ſeine Geſellſchafterinn zu einem ſtandhaften Bekenntniß ermahnte. — Nun ſahen die Gerichtsbediente die zwey Apoſtel, nahmen ſie mit fort, und überbrachten ſie dem Decius. — Beim Eintritt in ſein Zimmer leuchtete ihr Antliz wie die Sonne. Er befahl ihnen, den Gözen zu opfern, und, da ſie ſich deſſen weigerten, ſann er auf allerley grauſame Mittel, ſie mit Gewalt zur Erfüllung ſeiner Befehle zu bringen. — Erſt ließ er ſie in ſiedend Oehl, dann in heiſſes Pech werfen, — hierauf mußten ſie ſich in einen mit Oel, Pech, und

Salz angefüllten Keſſel ſezen, — damit ließ er ſie begieſſen, auch heiſſes Bley ihnen in den Mund füllen. Das aber war alles ohne die geringſte Würkung. — Nun ward zu quälenderen Peinigungen gegriffen. — Er ließ Räder mitten auf dem Plaz aufrichten, welche mit ſcharfen und ſchneidenden Eiſen verſehen, und ſo eingerichtet waren, daß ſie ſogleich den Körper, der zwiſchen ihnen kam, zerſchnitten. — Auf dieſe Räder wurden die zwey Märtyrer gelegt, — um von den Eiſen, welche überdem noch glühend gemacht worden waren, zerſchnitten und verbrannt zu werden. Kaum hatten ſie ſie herauf gewunden, als plözlich ein Sturmwind das Feuer gelöſcht, und ein Blizſtral die Räder verbrannte. — Endlich ließ ſie Decius doch enthaupten, aber auch noch nach ihrem Tode that Gott mit dieſen ſeinen Auserwählten Wunder. — Sie erhoben ſich, nachdem ſie enthauptet waren, von der Erde, — trugen ihre Köpfe an vierzig Schritte weit, und wurden endlich begraben.

Unter ſolcher Fabelwolke wallet man bis auf Konſtantin den Großen und deſſen ſogenannten Uebergang zum Chriſtenthum. *) So wie er

*) Ich bleibe hier bey der gemeinen Meinung, daß Konſtantin würklich zum Chriſtenthum

überhaupt dem Chriſtenthum einen doppelten Vortheil geſtiftet haben ſoll, — daß er die heidniſche Gözentempel den Chriſten einräumte, und alſo dieſen freie Religionsübung geſtattete, — ſo machten nun auch die **Helvetier** Anſtalten, ſich hie und da ſolche Kirchen zu bauen. — Sie unterſchieden ſich insbeſondere durch die ganz außerordentliche Schmukloſigkeit und Einfalt in der Bauart von allen andern, die damals außer Helvetien errichtet wurden. — Der alte **Aventinus** giebt folgende Nachricht von ihnen: — „Unſe„re fromme Altvorderen, ſagt er, haben „davor gehalten, wir ſeyen lebendige Bild„niſſe und Tempel Gottes, unſere Seele „ſeye das Heiligthum, und unſer Herz ein „Altar des heiligen Geiſtes. Darum ha„ben ſie die Tempel nicht geziert mit Gold, „Gemählden, oder Geld; — dann ſolche „Dinge ſind irdiſch, und beflecken dasjeni„ge, ſo wahrhaftig heilig iſt. Sondern

übergetreten ſey. Er ſcheint indeſſen noch zweifelhaft, — wenigſtens iſt es wahrſcheinlich, daß er ſich erſt an ſeinem Ende habe taufen laſſen. Und, angenommen, er ſey nun würklich ein Chriſt geworden, ſo that er es ſicherlich mehr aus Liebe zu den Großen des Reichs, als aus würklicher Ueberzeugung.

„ſie rüſteten ihre Tempel aus mit Gerechtig=
„keit, Sanftmuth, Freigebigkeit gegen die
„Dürftigen, — Gottſeligkeit. — Sie
„haben gewußt, daß ſie nicht Bürger, ſon=
„dern Fremdlinge in der Welt ſind; —
„deswegen machten ſie keine prächtige, we=
„der Wohn= noch Gotteshäuſer, ſondern
„vergnügten ſich, wann ſie wider Ungewit=
„ter beſchirmet ſeyn konnten. Sie trieben
„keinen Pracht, ſie hielten aber viel auf der
„Gottſeligkeit. — Sie trachteten nicht,
„Augen zu weiden, ſondern liebten ein
„ſchlechtes Weſen. Sie lieſſen ſich weder
„durch Köſtlichkeiten, noch durch Reichtum
„verblenden. — Ein ſehr ſchönes Gemähl=
de!! Unſere Gotteshäuſer ſollten ſich durch eine
Menge rechtſchaffener Menſchen unterſcheiden, die
die bürgerliche Pflichten treulich erfüllten, und
durch eine gefliſſentliche Ordnung und Genauigkeit
ihren Tempelsbeſuchen Ehre machten.

Mit der Verſchönerung der Tempel vergrößer=
te ſich das Anſehen der Geiſtlichen in der Schweiz;
— und damit ward die Loſung zu Zänkereyen, —
Trennungen, und gefährlichen Spaltungen gege=
ben. Die errichtete Bißthümer und ihre Inn=
habere, die Biſchöfe (mich dünkt, im kanoni=
ſchen Recht heißt es einmal, ſie wären *inſtinctu*

diaboli entſtanden) verſuchten alles, um ihrem Stolze, und ihrer angebornen Herrſchſucht, von Tag zu Tag neue Nahrung zu geben.

Damals entſtanden die Arianiſche Streitigkeiten, — die überhaupt ſo viel Aufſehen machten. Auf dem im Jahre 381 gegen ſie gehaltenen Kongreß fanden ſich verſchiedene helvetiſche Biſchöfe ein, welche mit allen möglichen Waffen die arianiſche Grundſäze zu beſtreiten ſuchten.

Bis auf Klodovaeus, und ſeinen Uebertritt zur chriſtlichen Lehre wechſelte Dummheit und Aberglaube, — Streitſucht und Verkezerung ab. Er war im Grunde der Ueberzeugung nach nichts weniger als ein Chriſt, konnte aber doch die unaufhörlichen Zänkereien und den ewigen Zwiſt nicht länger anſehen, ſondern gebot überall Stille und Ruhe; um ſo viel mehr, da ſein eigner Schwager Dietrich ein Arianer war. — Er beſtellte eine Kirchenverſammlung zu Orleans, die aber für die helvetiſche Kirche ohne Folgen war, es müßte dann ſeyn, daß unmittelbar darauf Fridolin, ein Sohn Konrans Königs in Schottland und Irland ſeine Reiſe durch die Schweiz angetreten, und viele zum Chriſtenthum geſammlet habe. — Nach einiger Erzählung ſoll er auch ein Mitglied des Benediktinerordens geweſen ſeyn.

Die Kirchenverſammlung zu Epaone iſt für die Schweiz merkwürdig. Sie hatte würklich auf Kirchengebräuche und auf die Kleriſey einen ſo weſentlichen Einfluß, daß es wohl der Mühe werth iſt, eins und das andre hier anzuführen.

Unter andern war für die Geiſtlichkeit folgender Kanon: „Sie ſollte weder Jagdhunde zum „Jagen, noch Habichte zum Voglen nehmen.„ Vielleicht zu den damaligen Zeiten eine ſo heilſame Verordnung, als ſie noch hie und da in den unſrigen ſeyn würde!! Es kleidet allerdings den Geiſtlichen nicht, wenn er mit der Jagdtaſche über den blauen Rock, mit der Parforcepeitſche in der Hand und der runden Paruke hinter Haſen und Hirſche herjaget, und nach vollendetem Jagen des Sonntags wiederum das heilige Holz beſteiget.

Die Verehrung der Märtyrer ward hier gleichfalls anbefohlen; und in der Folge wird ihrer in Helvetien nicht ſelten gedacht, jedoch war ehedem weit mehr einfache Unſchuld mit ihrer Verehrung verbunden, wie in den eiſernen Zeiten des Aberglaubens und der Dummheit des neunten bis zwölften Jahrhunderts, und noch zu unſern erleuchteten Zeiten in gewiſſen Gegenden. — Ohne auf das übertriebene Cerimoniel, auf das Abergläubiſche und Kindiſche Rückſicht zu nehmen, das bey dieſer damals in der Schweiz eingeführten Mär-

tyrer Verehrung ſtatt fand, läßt ſich die Sache ſelbſt entſchuldigen. Es war natürlich, daß ſich die erſten Chriſten ihrer Vorfahren, die des Glaubens wegen ſo viel gelitten hatten, (wenn es auch würklich ein frommer Irrthum geweſen wäre) mit dankbarer Zärtlichkeit erinnerten. — Sie kopirten dieſe Gewohnheit von den Heiden ab, welche das Andenken der Helden, die fürs Vaterland geſtorben waren, bey ihren Gräbern gleichfalls öffentlich rühmten. In der That haben auch dergleichen Feierlichkeiten großen Nuzen, wenn ſie mit der gehörigen Vorbereitung und andern dahin abzielenden Veranſtaltungen angeſtellet werden. Dieſe jährliche Zuſammenkünfte der Märtyrer wegen wurden mit Predigten angefangen, in denen ihre Standhaftigkeit und andre Tugenden gerühmt, und die Lebendigen zur Nachfolge angefeuert wurden. Dann hielt man das heilige Abendmahl, erzählte die Namen der Martern, die ſie ausgeſtanden hatten, und brachte Almoſen für die Armen. Damit wurde der feſtliche Tag beſchloſſen. Keiner Anrufung der Todten um ihre Fürbitte, — keiner abgöttiſchen Verehrung und andrer abergläubiſchen Mißbräuche wird gedacht. Nach und nach entſtanden, gröſtentheils auf Antrieb der Kleriſey, die unzählichen Narrheiten, die bey dergleichen Märtyrerverehrungen mitunterliefen.

Noch ward auf dieſem Koncilium befohlen, daß das heilige Abendmahl nicht ohne Unterſchied allen und jeden Kranken, ſondern nur denen gegeben werden ſollte, die gegebner Aergerniſſe wegen von der Gemeinſchaft der Kirche ausgeſchloſſen waren, aber nun auf ihrem Todbette ſehnliche Reue über ihre Vergehung, und den Wunſch äußerten, ihres Banns losgezählet und in die Gemeinſchaft der Kirche wieder aufgenommen zu werden. Dabey ward aber ausdrücklich verordnet, daß die Kommunion ihnen kein Mittel werden könne, ſelig zu werden, ſondern nur ein Zeichen ſeyn ſolle, daß ſie wieder in die Kirche Gottes aufgenommen wären. Die heiligen Zeichen wurden ihnen auch nicht immer durch die Kirchendiener, ſondern öfters durch andre Perſonen, ja ſelbſt durch junge Knaben überreichet. — — Eine ganz fürtrefliche Gewohnheit, die die izigen Schweizerkirchen beibehalten zu haben ſcheinen. — In unſerm proteſtantiſchen Deutſchland, z. B. wird leider! noch immer mit dem heiligen Abendmahl der größeſte Mißbrauch getrieben. — Ganz gewiß iſt die Geiſtlichkeit zu willfährig mit dieſer würdigen Ceremonie, welches nicht ſelten daher kommt, weil ſie an die bey Hauskommunionen vorfallende ziemlich anſehnliche Accidenzen als an einen Theil ihres Salarium gewieſen iſt. — — In der deutſch reformirten Kirche

iſt es weniger gebräuchlich, den Kranken das heilige Abendmahl zu geben, in der franzöſiſch-reformirten gar nicht. — — Dabey will ich gern zugeben, daß manche Fälle ausgenommen ſeyn müßten, z. B. wenn der Kranke darauf beſtände, es Gewiſſenshalber zu nehmen. Sonſt werden im Ganzen genommen abſcheuliche Mißbräuche ſelbſt unter unſern lutheriſchen und reformirten Chriſten mit dem heiligen Abendmahl getrieben, deren ich leider! weil ich ein trauriger Zeuge habe ſeyn müſſen, manche aufzählen könnte, wenn ich nicht zu weitläuftig zu werden befürchtete.

* *

Im ſiebenten Jahrhundert kamen die zwey berüchtigten Männer, Columban und Gallus in die Schweiz. — Beide kamen aus Frankreich herüber; aus welchen Gründen ſie Davids Ermahnung: „Bleibe im Lande, und nähre dich „redlich,“ verachteten, iſt unbekannt. — Vielleicht glaubten ſie, daß bey der Landſtreicherey mehr Segen ſey, als bey einem ſtillen arbeitſamen Leben im Hausſtande. — — Es gieng ihnen im Anfang, wie den erſten Mißionarien. — Gallus entgieng zu Zug mit genauer Noth ſeinem Tode, und Columban ward fürchterlich mit Ruthen ge-

gepeitſchet, und fortgejagt. Dagegen verfluchte er aber (doch nicht als ein Nachfolger der Apoſtel, — denn die verfluchten niemals die Irglåubigen) das ganze Land, und bat den lieben Gott, daß er die Kinder dieſer erzgottloſen Leute ſåmtlich möchte zu Narren machen, und ihm den Gefallen thun, zu veranſtalten, daß die Eltern in ihrem ganzen Leben keine freudige Tage håtten, ſondern in beſtåndigem Druck und Elende bis an ihren Tod zubringen můßten. *)

*) Vielleicht wåre es beſſer, wenn gar keine Miſſionsanſtalten geweſen wåren. Was hat es denn fůr Nuzen geſtiftet, daß die Heiden zum Chriſtenthum bekehrt ſind? — —

Man laſſe doch einen jeden ſeines Glaubens leben und ſterben. — Ich bin gar nicht fůr das Proſelytenmachen — beſonders wenn in proteſtantiſchen Gemeinden ſich dergleichen Mißionarien finden ſollten. — Und doch ſind manchmal Oerter, wo dieſer und jener lutheriſche und reformirte Prediger wechſelsweiſe beeifert ſind, Seelen zu ihrer Konfeßion zu bekehren. — — Das Chriſtenthum verlangt keinen Zwang. Wer aus Gewiſſenspflicht zu dieſer oder jener Kirche ůbertreten zu můſſen glaubt, der thue es immerhin, doch ſeye er ja ſeines Glaubens gewiß. — — — Aber, ich dåchte, wir blieben in der Kirche, die uns Gott durch die Geburt als unſre Kirche angewieſen hat.

Es fanden ſich aber andre Gegenden, wo er mit ſeinem Geſellen Gallus ſich einniſteln konnte. — Da ſollen ſie Kirchen gebauet, — Teufel vertrieben, Kranke geſund gemacht, und ſonſt noch eine Menge andrer Wunder verrichtet haben. — Gallus war bald krank, bald geſund, — hätte bald einmal in einem Geſträuche den Hals gebrochen, der liebe Gott aber half ihm heraus. — Der Satan war ſonder Zweifel in dieſem Geſträuche geweſen, denn er verließ es auf Galli Gebet mit einem jämmerlichen Geheule. — — Dieſer Teufel fuhr unmittelbar aus dem Geſträuche in ein junges raſches Mädchen, des Herzogs Gonzo Tochter, und wollte nicht eher weichen, als bis Gallus ihn verjagte. — Er kam, und das Mädchen genas. — Der Satan fuhr als ein kohl pech ſchwarzer Rabe aus der Prinzeßinn. — — — — — — Das brachte dem Teufelbanner zwey Pfund Gold, zwey Pfund Silber, — und eine ganze Strekke Landes ein. *)

Nach Columbans Tod erhielt Gallus mehr Freiheiten und Vorrechte, als er bey ſeinen Lebzeiten

*) Bruder Geßner in Klöſterle hat denn auch mit ſeinem Teufelsbannen ein klein Kapitälgen geſammlet, welches ihm gar wohl behagen wird. — — — — — —

hatte. — Er weihete einen Biſchof ein, hielt mit ihm eine Synodalpredigt in einer Sprache, die das Volk nicht verſtand, — — vermuthlich, weil hinter der Synodalpredigt nicht viel Kluges war, — und die Zuhörer waren, ohnerachtet ſie nicht das geringſte verſtanden, ſo gerührt, und erweicht, daß ſie mit Thränen bekannten, Gottes Geiſt habe würklich mit ihnen geſprochen. — — *)

Er ſollte unter andern, ſeiner großen Verdienſte wegen, die Abtey zu Luſſe erhalten, die er aber großmüthig ausſchlug, und das einſame Leben vorzog. Im vier und achtzigſten Jahre begab er ſich in eine Wildniß, erbauete eine Kapelle, und rings herum kleine Hütten für Jünger und Jüngerinnen, — predigte zu gewiſſen Zeiten, und ſtarb endlich alt und Lebensſatt in ſeinem fünf und neunzigſten Jahre an einem kalten Fieber. — Als man ihn begraben wollte, konnte man die Todtenbaare nicht von der Stelle bringen, es wurden alſo ein

*) So fallen denn nun noch izt die Urtheile über manche Predigten aus. — In gewiſſen Fällen könnte man ſagen: Je unverſtändlicher dem gemeinen Haufen die Predigt iſt, deſto mehr rührt ſie ihn. — — Traurige Verblendung!! was iſt da von der Beſſerung zu hoffen, die doch die Predigten bewürken helfen ſollen? —

paar raſche Pferde vorgeſpannt, die dann den Wohlſeligen gar bald an Ort und Stelle brachten. — — Auch in der Erde hatte er keine Ruhe. — Ottwins Statthalter, ließ ſeinen Sarg aus der Kapelle hervorholen, weil er glaubte, Koſtbarkeiten darinnen zu finden; — er betrog ſich aber in ſeiner Meinung, fand nichts, und ſchob den Sarg wieder herein. — Und lange nachher verſuchte der Landgraf Victor, den Leichnam zu entführen, woran ihn aber ein ſchnell entſtandener Glanz am Himmel verhinderte, der ihn ſo ſehr in Schrekken ſezte, daß er vom Pferde fiel, und ſich die Hüfte verrenkte.

Das achte Jahrhundert war den Klöſtern einträglich. — Das große Münſter zu Zürch ward von Rupert, Ludwigs General, erbauet; — die Geiſtlichen reicher beſoldet, — ihnen Zehnden, und andre Intraden beſtimmt, und für gröſſeren Schmuk im Gottesdienſt geſorgt. Karl Martell gab faſt alle Beute, die er ſeinen Feinden entriſſen hatte, den Klöſtern, und machte den Kirchen zu Genf und Koſtniz große Verehrungen. Das reiche Kloſter Reichenau ward geſtiftet; — die Schule ſtand in großem Anſehen, und ward weit und breit beſuchet. Die Mönche mußten alle aus vornehmen Stande ſeyn, und den älteſten Adel aufzählen können. — — Pipin fuhr da fort

wo ſein Vater ſtehen geblieben war, und häufte Geſchenke auf Geſchenke, überhaupt wuchs das Vermögen der Klöſter und andrer geiſtlichen Stiftungen außerordentlich. — — Doch, was intereſſiren uns Mönche und Nonnen? — ich will lieber zum Schluß dieſes Abſchnittes ein kurzes Detail des ganzen Religionszuſtandes in demſelben machen.

Die helvetiſche Kirche war leider! wenige Oerter und Zeiten ausgenommen, da etwa die ſogenannten Kezer hie und da eine hellere Erkenntniß ausbreiteten, in die tiefſte Nacht des Aberglaubens und der Unwiſſenheit verſenkt. Die Religion ſchien ein Depoſitum in den Händen der Kleriſey zu ſeyn, mit welcher dieſe, nachdem die Procente ſtiegen oder fielen, ziemlich zum Vortheil ihrer Kaſſe wucherten. — Nachdem die Schulen in Verfall kamen, entfernte ſich die Geiſtlichkeit auch immer mehr und mehr von Gelehrſamkeit und nüzlichen Kenntniſſen. — Die Schenkungsbriefe, und die Grabſchriften, — und die mußten ſie verfaſſen, — waren ſo elend, daß ſich izt der ſechsjährige Schüler ihrer ſchämen würde. — Als 680 zu Konſtantinopel ein Koncilium gehalten werden ſollte, war kein einziger Prieſter vorhanden, der das Geſchik gehabt hätte, ihr beizuwohnen. — Ehe ſie eingeweihet wurden, that

ihnen der Biſchof wenigſtens die Frage, ob ſie auch leſen könnten. — Neben ihrer großen Unwiſſenheit ergaben ſie ſich allen Laſtern und Unarten. — Da ſie nichts zu thun hatten, — ſo war Jagen, Vogelfangen u. d. gl. außer ihren wenigen Amtsgeſchäften ihre Hauptverrichtung. — Einige ſchweizeriſche Diakoni hatten **vier**, auch wohl **fůnf** Huren, — die Nonnen waren willfåhrig genug, nåchtlichen Beſuch anzunehmen, und die Mônche verſtanden gleichfalls die Kunſt, ſich ihre Tage ſo erfreulich zu machen, als möglich. — Die Biſchöfe und andre Aufſeher der Geiſtlichkeit mußten ihnen manches überſehen, weil ihr eignes Leben ſehr unregelmåßig war. — Sie predigten faſt gar nicht mehr, und die Schulen waren in dem traurigſten Zuſtande. Was lieſſe ſich von ſolchen Haushaltern anders erwarten, als daß ſie mit dem ihnen anvertrauten Pfunde übel wuchern würden? — Man hatte zwar die Bibel in **helvetiſcher** Sprache; aber was konnte ſie den Geiſtlichen helfen, die ſie nicht verſtanden, ja größtentheils nicht einmal leſen konnten? — und der gemeine Mann durfte ſie nicht leſen. Ueberdem lag es der Kleriſey am Herzen, den großen Haufen mit allem Vorbedacht in der Blindheit und in dem unbedingteſten Gehorſam gegen ſich zu erhalten; —

und ſo wuchſen Unwiſſenheit und Zügelloſigkeit in den Sitten in gleichem Grade.

Zweiter Abſchnitt.

Religionszuſtand von den Zeiten Karls des Groſſen bis zum Kaiſer Friderich den Zweiten.

1211.

Hier ſtralen uns allerdings ſchon einige Verbeſſerungen entgegen. Karl der Groſze hat neben ſeinen ausgebreiteten Verdienſten, nicht wenig beigetragen, geſunde Begriffe von Gott und der Religion auch unter dem gemeinen Haufen zu verbreiten. — Wir wollen ſehen, was er in der Schweiz gethan hat.

Er führte das Bibelleſen allgemeiner ein, und damit öffnete er bereits einer reineren und geſunderen Lehre den Eingang in die menſchliche Herzen. Zu dieſem Endzwek ließ er nicht nur den Gemeinden ſelbſt, ſondern auch den Vorſtehern derſelben Bibeln geben. — Zürch zeigt noch izt eine dergleichen vor, welche er ihr geſchenkt, und die das Merkwürdige hat, daß einige Bücher bereits in Kapitel eingetheilt ſind — z. B. das Evangelium Matthäi hat 72, das Evangelium Marci 46, und die Offenbarung Johannis 30. —

Um den Unterricht der Jugend in der Religion zu befördern, öffnete er die Schulen, und ſorgte für geſchikte Lehrer. — Er befahl den Mönchen und Prieſtern, ſich nicht allein ſelbſt auf die Wiſſenſchaften zu legen, ſondern auch, daß ſie bey einer jeden Domkirche und in allen Klöſtern die Kinder unterrichten ſollten. — Unter andern machte ſich die Schule zu St. **Gallen** berühmt; — ſie hatte auch verſchiedene Gelehrte aufzuweiſen. Hartmund verſtand Hebräiſch, Griechiſch, — Lateiniſch und Arabiſch, und wußte überdem, die heilige Schrift auszulegen. — Um die Schulmeiſter zum Fleiß und zur Treue zu ermuntern, mußten ſie nebſt ihren Biſchöfen in den jährlichen Synoden erſcheinen, und ſich einer öffentlichen Prüfung unterwerfen.

Die deutſche Sprache führte zwar **Karl** in Helvetien eigentlich nicht ein; er beförderte ſie aber doch allgemein, und verſchaffte ihr einen anſehnlichen Zuwachs. — Man ſchrieb zwar ſchon deutſch, aber mit griechiſchen Buchſtaben. Dieſe ſchaffte er durch ſeine deutſche Sprachlehre ab, welche er gleichfalls überall austheilte.

Ueber die Kirchengebräuche gab er eigene Verordnungen, die ich aber, um nicht zu weitſchweifig zu werden, und denen weit wichtigeren Gegen-

ſtänden, die ich in der Folge ſchildern werde, vorzugreifen, — weglaſſen will.

Nach Karls Tode verſchlimmerte ſich die ſchweizeriſche Kirche außerordentlich, und je weiter wir uns von ihm entfernen, deſto größern Mißbrauch werden wir antreffen. Im neunten Jahrhundert ward das Kanoniſiren Mode. Otmar war der erſte, den man unter die Heiligen verſezte. — Die Engel wurden gemalt. — Biſchof Ulrich der erſte richtete das erſte Gebet zur Maria, und gab damit das Signal zur Anbetung derſelben, und zur Verehrung der Heiligen überhaupt. Man ſang ihnen nunmehr die Litaneyen; zündete ihnen Wachslichter an, — legte auf die Reliquien, oder auf ein Crucifix, — oder ſonſt auf andre Ueberbleibſel Eidſchwur und Gelübde ab. Die feierlichen Tage, an denen man ihnen für ihre große Verdienſte die ſchuldige Ehre brachte, wurden verſtärkt. — Die Reliquien kamen vorzüglich in großen Werth. So zeigte man das Blut Chriſti in Reichenau, — die Kleider der heiligen Jungfer Marie, — das Kreuz Petri, — das Brod, welches der Herr Jeſus beim Abendmal ausgetheilt hat, — das Waſſer und Blut, ſo aus ſeiner Seite gefloſſen, — einige Stukken von der Krippe, in der Chriſtus gelegen, — etwas von ſeinem Grabe und Kreuz, auch etwas aus Mariens Garderobe.

An Betrügereien war nun auch kein Mangel. — Die Wallfahrden nahmen überhand. — Der Biſchof Konrad von Gallen that drey Wallfahrden nach Jeruſalem, brachte das drittemal eine Abbildung des Grabes Chriſti nach Koſtniz mit, und ließ nach dieſem Modell mit großen Köſten eine Kapelle von gehauenen Steinen errichten, wohin hernach ſtarke Wallfahrden gehalten wurden. — Uebrigens gieng man aus der Schweiz auch nach Rom, — Compoſtell; beſonders nahmen dieſe abgeſchmakte Reiſen gegen Ende des eilften Jahrhunderts ſo überhand, daß man kein Maaß zu halten wußte.

Zur Aufrechthaltung und Vermehrung der Wallfahrden half der Ablaß nicht wenig. Das älteſte Beiſpiel in der Schweizergeſchichte fällt in das Jahr 1019. Die Kirche zu Baſel ward nämlich in Gegenwart des Kaiſers Heinrich von dem Biſchof Adelbert eingeweihet, allwo er nach Endigung der Predigt, und andrer dahin einſchlagenden Cerimonien eine gewaltige Menge von Ablaß verſprach. — Bey dieſer Gelegenheit ſchenkte der Kaiſer dieſer Kirche Pfeffingen und Landſehr im Sundgau. Das Münſter zierte er mit koſtbarem Schmuk, worunter eine ſilberne mit geſchlagenem Gold bedekte Tafel war, die man an 7000 Dukaten ſchäzte. Ferner gab er ihr ein

köſtliches Kreuz, ein Stük vom Kleide der Maria, vom heiligen Grabe, von Johannes dem Täufer, — von vier Apoſteln und andern Heiligen mehr, welches alles in dem Altar verwahret ward. — Im Chor ließ er eine ſilberne Krone aufhängen, welche aber in der Folge vom Biſchof und dem Domkapitel zur Auszahlung der Soldaten vermünzt ward. Ueberdem gab er ihr ſeinen kaiſerlichen, mit Gold, Silber und Edelſteinen gezierten Stuhl und Rok. — — Andern, welche fleißig die Kirche beſuchten, wurden vierzig Tage Nachlaß derer ihnen auferlegten Buſſen verſprochen. — Bonifacius verſprach denen, die den Nikolaus-Altar in der Martins-Kirche zu Schweiz fleißig beſuchen, und zu den Kelchen, Meßbüchern, und Meßgewanden beitragen würden, Ablaß vierzig Tage, Todt- und ein Jahr erlaßlicher Sünden. Wollte man einen Kirchenbau vornehmen, ohne daß man die Koſten bezahlen konnte, ſo war der Ablaß das leichteſte Mittel, in der größten Geſchwindigkeit Geld anzuſchaffen. — Ein Beiſpiel fällt hiebey würklich auf. — „Ein „gewiſſer Biſchof ſchlug einmal dies Mittel einem „Abte vor, weil es doch einmal eingeführte Mode „ſey, und beinahe alle Kirchen auf dieſe Art entſtanden wären.“ — Der Abt antwortete mit

großer Klugheit: Wir wollen eine ſolche Gewohnheit nicht einführen, wir müßten ſonſt alle Gemeinen durchlaufen, und Ablaß verheiſſen, den doch niemand geben kann, als allein Gott. — — Zu einer andern Zeit verlangte der Abt vom Biſchof auf Anhalten des Volkes Ablaß, — dieſer frug ihn, wie viel er denn denen, die den Kirchenbau begünſtigen würden, geben wollte, und erhielt von ihm die behutſame und beſcheidene Antwort — „Mich drukken meine eigene „Sünden, andern kann ich die ihrigen „nicht mildern.“

In den Kirchengefäßen und andern dahin gehörenden Geräthſchaften herrſchte nicht nur Pracht, ſondern Uebermuth und Verſchwendung. Anſtatt, daß ſonſt ein Altar die Kirche zierte, ſo wurden deren nunmehro fünf, an manchen Orten wohl gar neun geſezt: — Elfernbeinerne Tafeln, — künſtlich vergoldete Kanzeln, — Crucifixe, an welchen manchmal ein Edelſtein viele tauſend Dukaten werth war, — ewige Lichter, die vor dem Choraltar Tag und Nacht brannten, — prächtige Mahlereien, Bildhauerarbeiten allerley Art, — das erfüllte gleich beim Eintritt in die Tempel den ans Sinnliche gehefteten Menſchen mit Innbrunſt,

und flößte ihm eine geheime Ehrfurcht für den Prieſter ein, der in dieſem Kirchenpallaſte mit der glänzendeſten Kleidung da ſtand, und gemeinſchaftlich mit ihnen den Gottesdienſt verrichtete. — Ueber den Schmuk der helvetiſchen Prieſter gieng nichts. — Immo ließ für das Kloſter zu St. **Gall** mit außerordentlichen Koſten eine Kaſel machen, auf welcher die Geſchichte der Himmelfarth Chriſti von purem Golde geſtikt war. — Ein Prieſter mußte ſich bey der Meſſe sechs, und ein Biſchof neun mal umkleiden, und immer einen geheimnißvollen Rok nach den andern anlegen. — Das konnte freilich dem Pöbel einen hohen Begrif von der Meſſe, und dem Meßprieſter geben, hörte man nun aber einen ſolchen gepuzten Mann die Litaney ſingen, oder eine Rede herſtolpern, ſo mußte man lachen, oder ſich über die erbärmliche Unwiſſenheit eines dergleichen wohl gezierten Prälaten ärgern. Eine Anmerkung, die ſchon zu den damaligen Zeiten **Burcard** machte!! — —

Außer der Einweihung der Kirchen und Altäre wurden nun auch noch die Kirchhöfe eingeweihet. — Man blendete dem Volke vor, daß die Seelen es zu genieſſen hätten, wenn die Leiber, die ſie bewohnet, an einen durch den Prieſter geweiheten Ort begraben würden. — War jemand im Kirchenbann verſtorben, ſo ward ihm eine ſolche Grab-

ſtätte verſagt, oder lag er bereits in der geweiheten Erde, ſo grub man ihn wiedrum heraus. Das brachte nun freilich viel Geld ein. Der Adel, und die Reichen im Lande kauften ſolche geweihete Begräbniſſe für ſich und ihre Familien, und gaben faſt unermeßliche Summen, wenn ſie in der Kirche eine Stätte bekamen, wo nach ihrem Tode ihre und der ihrigen Gebeine ruhig liegen konnten.

Damit waren die ſogenannten Seelmeſſen verbunden. Es wurden gewiſſe Tage beſtimmt, an denen für die Todten öffentliche Gebeter abgelegt werden mußten. So bezahlten einige ſchon bey ihren Lebzeiten die Anzahl der Seelenmeſſen, welche nach ihrem Ableben an jedem Tage gehalten werden ſollten. — Je mehr man gab, deſto kräftiger ertönten die Gebeter zu Gott. Ward ein Stifter einer Kirche, oder einer ſeiner Anverwandten zu Grabe getragen, ſo brachte man ſilberne Leuchter, — koſtbare Altartücher und dergleichen Schenkungen mehr mit ſich. Wer einen recht guten Geruch nach ſeinem Abſchiede aus der Welt zurüklaſſen wollte, durfte nur den Mönchen gewiſſe Renten beſtimmen, und dann konnte er mit dem Troſte ſeine Augen ſchlieſſen, daß alle Jahre ſeintwegen eine Prozeßion gehalten und das Hochamt der Meſſe feierlichſt abgeſungen werde. — An ſolchem jährlichen ſolennen Todtengedächtniß wurden

die Mönche herrlich bewirthet. — Die Archive der Stadt Gallen erwähnen vieler Fälle, in welchen den Geiſtlichen dergleichen lekkerhafte Mahlzeiten ſchon bey Lebzeiten der Wohlthäter bereitet wurden, um ſie ſchon da ſich verbindlich zu machen. Northert ließ nach ſeinem Tode die Mönche alle Jahr zwey Tage hintereinander mit Wein, Fiſchen, Eyern, Käſe, und Erbſen bewirthen.

Was von der Pracht, dem Uebermuth, und den vielfältigen ſtrafbaren Sitten der ſchweizeriſchen Kleriſey überhaupt gilt, das paſſet in gleichem Grade auf die Mönche und Nonnen. — Man kann dem erſten Anſcheine nach faſt nicht begreifen, wie es zugegangen ſey, daß eine Anzahl von Menſchen zu ſo großer Macht und zu einen ſo erhabenen Wohlſtand geſtiegen ſind, die weiter nicht das geringſte Verdienſt hatten, als daß ſie viel eſſen und trinken, — ihre Horas zu rechter Zeit gewaltig abſingen, und einfältigen Menſchen die gröbſten Unwahrheiten vorſpiegeln konnten. — Und doch iſt das Faktum ſicher. Die Anzahl der Klöſter in Helvetien vermehrte ſich in dieſer Periode nicht nur außerordentlich, — ſondern ihr irdiſcher Wohlſtand wuchs auch ſo ſehr, als er ſchwerlich irgendwo in gleichem Grade anzutreffen war. — Am meiſten hatten die Benediktiner zu ſagen,

obgleich einige Klöſter die Regel des Benediktus anzunehmen ſich weigerten. — Viele der ſchweizeriſchen Mönche kamen zu den höchſten Staatsbedienungen; — die Prälaten führten gleich den Biſchöfen den prächtigſten Staat, und ſezten ſchlechterdings alles drauf, um Ehre und Anſehn zu erhalten, es koſte auch, was es wolle. —

Zu dieſer Pracht der Klöſter trug alles bey. — Der Reiche und der Arme, — der Edelmann und der Bauer. Ein jeder aus eigenen und beſondern Gründen. Oft brachte der Adel ſeine Familie herein. — Thörichte Gelübde der Eltern, — eigene Neigung der Kinder, — manchmal Leibesgebrechen, — vielleicht auch, und das mag nicht ſelten der Fall geweſen ſeyn, — gewiſſe Schwachheiten und Fehltritte der Kinder — entriſſen oft den Eltern ihre Jugend, und legten den Kindern das Gewand an, für welches ſie hernach größtentheils den bitterſten Abſcheu bekamen. — Mancher aus dem Mittelſtande ſahe das Kloſter als eine Retirade an, in welche er ſich durch Verfall der Nahrung oder andre dringende Bekümmerniſſe begeben mußte. — Manchmal gaben Kapitaliſten ihre Kapitalien auf Leibrenten an die Klöſter, und zogen eine ziemlich anſehnliche Intereſſe auf Lebenslang. — Nicht wenige alte und des Lebens ſatte

Wittwen, Junggeſellen und Wittwer vermachten aus gar zu großer Liebe für dieſe göttliche Stiftungen ihr ganzes Vermögen an die Klöſter. — Auf dieſe Art konnte es ihnen an den reichſten Intraden niemals mangeln. Hiezu ſeze man den Aberglauben, der es für ein Verdienſt bey Gott hielt, ein ganzes Vermögen aufzuopfern, um ſich in dem Gebet der Mönche eine der erſten Stellen zu verſchaffen. — — — Die Hoffnung, grobe Sünden wieder gut zu machen, und durch Geldſummen die Wunden des Gewiſſens zu heilen, — man ſeze den Wunſch dazu, (der aber, wenn er erfüllt werden ſollte, theuer genug bezahlt werden mußte) in den Kloſterkirchen begraben zu werden; — auf der andern Seite nehme man auf die feine Liſt und Verſchlagenheit der Mönche Rükſicht, welche alles anwandten, um gutmüthige Seelen zu milden Wohlthaten zu bereden, und nicht ſelten zu zwingen, — — ſo wird es nicht ſchwer zu errathen werden, wie die Klöſter zu ſolchen Reichthümern gekommen ſind, ob es gleich auf Seiten derer, die die Beiträge gaben, immer ein Räthſel bleibt, daß ſie ſich bereden lieſſen. Man muß indeſſen dem Genius der Zeit vieles zu gut halten. Es war gerade damals die Periode, wo man für Wunder und Erſcheinungen übermäßige Hoachtung hatte. —

Dies ergriffen die ſchlauen Brüder, und haſchten dadurch Geld und Gut den unklugen und leichtgläubigen Leuten ab. — Bald zeigten die Engel den Ort, wo ein Kloſter gebaut werden ſollte, — bald hörte man ſie für Freuden jubiliren, wenn ſie erbauet waren, — dann erſchienen den Abten und Mönchen Seelen, die ſie durch ihre kräftige Fürbitte aus dem Fegfeuer errettet hatten, — bald kamen einige im Fegefeuer gepeinigte Seelen in Geſtalt **kleiner Vögel** zu den Mönchen ins Bette, und baten demüthig um ihre Fürſprache bey Gott und den Heiligen. — — Die ſogenannten **Wunderwerke** thaten das **Ihrige** auch. Bey einer Ueberfahrt, die der Abt **Frowin** über den Lucernerſee zu Winterszeiten anſtellte, ſtrekten ſehr viele kleine Fiſche ihre Köpfe aus dem Waſſer hervor, gleichſam als begehrten ſie den Segen. Dieſen ertheilte ihnen Frowin, und fügte den Befehl hinzu, daß ſie ſich alle Jahre auf dieſen Tag wieder an demſelben Orte einſtellen ſollten. Sie hielten auch Wort, kamen auf denſelben Tag, und wurden in gewaltig großer Menge gefangen. — — Einſt beſtohlen die lüſternen Dienſtmädchen ihren hochwürdigen Pfarrer. Sie tödteten zu dem Ende eine Elſter, welche ſprechen konnte, und ſie ſchon einmal verrathen hatte, und warfen ſie ins heimliche Gemach, um nicht verra-

then zu werden. Die Elſter antwortete aber aus dem heimlichen Gemache ihrem Herrn, da er ſie rief, und entdekte den Diebſtahl ganz getreulich, — worauf er ſeine Mägde wakker abſtrafte.

So ungereimt die Fabeln waren, die die Mönche dem einfältigen Haufen aufbürdeten; — ſo unregelmäßig war ihre ganze Aufführung. Die Ausnahmen, die hie und da rechtſchaffene Ordensbrüder von dem Haufen ihrer ziemlich unordentlich lebenden Mitbrüder machten, bleiben doch nur immer wenig. Es gab nur wenige Burkarden, welche ihr Kloſter zur Pflege für Arme, Kranke, und Fremdlinge beſtimmten, — nur ſelten einen ganz unbeſcholtenen, unſträflichen Mann. Der meiſte Theil hieng den gröbſten Wollüſten nach; — trieb unter dem Dekmantel der Religion die ſchändlichſten Bubenſtükken, — und verhandelte Treue und Glauben, Rechtſchaffenheit und Gewiſſen für Geld und gute Tage. Hier ſind ein paar Zeugniſſe von Zeitgenoſſen und Religionsverwandten der damals lebenden Mönche über ihre Aufführung. Ekkard ſchreibt: „Durch die Biſchöfe werden die „Prieſter erwählt, welche wegen ihres Haſ„ſes, — Mißgunſt, ungerechter Gewalt „dem Holofernes gleichen; — die köſtlichen „Seelen der Menſchen verkaufen; — wel-

„che die Weibsperſonen, die wegen Laſter „ertränkt werden ſollen, vorher entblößen „laſſen, ſie mit leichtfertigen Augen be= „ſchauen, oder ſie zwingen, ihr Leben mit „ſchwerem Geld zu erkaufen. Ein andrer giebt den Mönchen, und der Kleriſey überhaupt folgendes rühmliches Zeugniß: „Sie gehn „prächtig herein, aus den Gütern des „Herrn, — doch beweiſen ſie dem Herrn „keine Ehre. Daher iſt es, daß ſie ſich „gleich den Huren zieren, ſich wie Komö= „dianten bekleiden, wie Könige prangen, „ihre Sättel, Zäune und Sporn mit Gold „ſchmükken. Daher haben ſie köſtliche Eß= „und Trinkgeſchirr auf ihren Tiſchen, Freſ= „ſereien und Saufereien, — Saitenſpiel, „u. d. gl. — — Es ſind etliche, welche „die heilige Schrift verachten. Ich fürch= „te, wir ſeyn auch ſolche. — Solches „thun die Geiſtlichen. — Wir leſen die „heilige Schrift; — wir erklären ſie und „heiſſen ſie gut. Thun aber nichts, deſſen, „das ſie von uns fordert. Die Kirchengü= „ter, ſo wir zur Nahrung und Kleidung „brauchen ſollten, die Güter der armen „Gliederen Chriſti verzehren wir im Ueber= „fluß. — Wer ſind diejenigen, welche

„täglich koſtbare Mahlzeiten halten? — „Die Geiſtlichen. Wer ſind die, welche „täglich das Beſte aus der Luft, dem Mee= „re, und der Erde eſſen? — — Die „Geiſtlichen. Wer ſind diejenigen, die in „Sicherheit und Ruhe leben, weder arbei= „ten, noch geſchlagen werden, wie andre „Menſchen? — Die Geiſtlichen. — „Die Güter, welche Chriſtus durch Strei= „che erworben, verzehren ſie in Bechern und „Schüſſeln — — "

Herrliche Aufklärungen!! — — Damals müſſen die Pfarren einträglicher geweſen ſeyn, als izt. So glüklich ſind die armen Geiſtlichen nicht, daß ſie ſich koſtbare Geſchirre, und Saitenſpiel halten könnten. — — — — *)

*) Obiges Gemälde paſſet nicht auf die deutſche Geiſtlichkeit. — Wenigſtens nicht alle einzelne Züge deſſelben. Ich weiß zwar wohl, daß der Weltmenſch meint, der Prediger habe am allerwenigſten zu thun. Aber ich überlaſſe es unpartheiiſchen Richtern, ob nicht eine treue Verwaltung des geiſtlichen Amtes in ſeinem ganzen Umfange viel Arbeit und Mühe mache, die vielleicht ein andrer nur den Namen nach kennt.... Man nehme die Landgeiſtlichen, und ſchaue auf ihre manchmal übermäßige Arbeiten. — Ich ſeze immer hiebey voraus, daß

Die Unkeuſchheit nahm bey der guten Pflege der Schweizermönche in einem ſo hohen Grade zu, daß beinahe keine Art feiner Wolluſt war, der ſie ſich nicht ergaben. — In dieſe Zeiten fiel die Periode der ſtummen Sünden, — — — die man leider! in unſern Tagen bey den feinen Sitten, die unter uns eingeführt ſind, nachzuahmen pflegt. — — Doch ſie ſind zu ſchlüpfrig die Nachrichten, die ich izt vor mir liegen habe, als daß ich ſie öffentlich bekannt mache. — — Ich könnte den Schleier der Finſterniß abziehen, — ich würde die Geheimniſſe der unzüchtigſten Wolluſt der Kleriſey in der Schweiz nicht ſchwarz genug ſchildern, — — — doch man denke ſich das, was ich nicht ſagen mag.

* *

Unter den vielen Unruhen, welche in dieſem Zeitraum in Helvetien vorgefallen ſind, iſt der ſo-

ſie ihre Pflicht thun, — ſonſt können ſie freilich als Müßiggänger leben und ſterben. In den Städten giebt es, im Durchſchnitt genommen, für die Geiſtlichkeit ſchon weniger zu thun, beſonders an großen Kirchen, wo mehr als einer ſteht. — — Aber es ſind doch auch ſo viel Predigerſtellen in großen Städten, wo ganz gewiß Herkulesarbeit iſt, und, wo der, auf deſſen Schultern ſie gepakt iſt, kaum leben kann.

genannte heilige Krieg eine der merkwürdigſten Begebenheiten. — Die Urſachen deſſelben ſind bekannt genug, und ich würde unnüze Weitläuftigkeit begehen, wenn ich ſie hier entwikkeln wollte. Wie überhaupt genommen der gröſzeſte Nachtheil aus dieſer theils lächerlichen, theils abgeſchmakten Reiſe a la Don Quixote entſtand, ſo fühlten insbeſondre die Helvetier, daß ſie Thoren geweſen waren, ſich in eine Sache einzulaſſen, die ihnen ſo wenig am Herzen hätte liegen ſollen. — Das Volk lief indeſſen häufig in den Krieg, aber, wie einer von den Schriftſtellern der damaligen Zeit ſagt, ohne alle Demuth und Andacht. — Die Mönche verlieſſen ihre Zellen, und ergriffen die Waffen. — Die Frauenzimmer legten aus Geilheit Mannskleider an, und ſtürmten hinter die Trommete und Trommel her. Der Gedanke, ſich nicht nur im allgemeinen Gottes vorzügliche Gnade, ſondern auch eine höhere Stuffe im Himmel zu erwerben, — Vergebung der Sünden zu erhalten, und den gottloſen Erbfeind aller Chriſten aus dem heiligen Land zu vertreiben, vermochte viel vornehme Helvetier, ſich in die Abendtheuer auch einzulaſſen, und der Fahne zu ſchwören. — Herzog Gottfried, — Steffen, Graf von Burgund, — — Arnold, Graf von Prienz, — Hartmann, ein allemannſcher Graf, — —

Ulrich, Biſchof zu Chur, reiſeten in Gefolge von vielen andern Edlen und Gemeinen nach Jeruſalem. — Daher waren auch in Helvetien ſo viele Ritter, — weil alle die, welche ſich zum heiligen Grabe hinbegaben, und daſelbſt zu Rittern geſchlagen, auch dafür gehalten wurden. — — In dem lezten Feldzuge hat die Stadt Zürch allein vier Soldaten aus eignem Solde gehalten, und beköſtiget. — Der Abt von Schafhauſen Gerhard gab gleichfalls einen der vornehmſten Verfechter der Kreuzzüge ab; — — er ward nach Eroberung der Stadt Jeruſalem ein Verwahrer des Grabes Chriſti, und, nach andrer Ausſage, Erzbiſchof zu Cäſarea, — ſoll auch auf dem Berge Thabor geſtorben ſeyn.

* *

Es iſt nicht zu läugnen, daß ſich ſchon in dieſer Periode mitten unter der Finſterniß hie und da eine Morgendämmerung des bald aufgehenden helleren Tages zeigte. — Es ſtanden an verſchiedenen Oertern Männer auf, welche ſich mit muthigem Eifer gegen die Mißbräuche der römiſchen Kirche ſezten, das Spinnengewebe der Mönchstheologie und Kloſterreligion aus einander riſſen, und ſehnſuchtsvoll eine Verbeſſerung des Glaubens und des Lebens wünſchten. — Die Zeit war jedoch

noch nicht vorhanden, die der Welt eine Erleuch⸗tung, und dem Menſchen dauerhaften Grund der Seelenruhe ſchenken ſollte.

Im zwölften Jahrhundert machte ſich z. B. Ar⸗nold von Brixen durch ſeine freie Lehren bekannt. — Er hatte in Frankreich unter dem berühmten Abe⸗lard ſtudiert. — Da er in ſein Vaterland zurük gekommen war, predigte er öffentlich gegen die Prälaten, und den Pabſt ſelbſt. — „Die Mön⸗„che,„ ſagt er, „ſollten von Rechtswegen weder „liegende noch andre eigenthümliche Güter beſizen. „Den Prälaten käme keine weltliche Gerichtsbar⸗„keit zu. — — Das Volk ſey nicht ſchuldig, den „Abten viele Ehrfurcht zu beweiſen, weil das ka⸗„noniſche Recht ſelbſt ihnen allen Pomp abſpre⸗„che. Alle zeitliche Güter ſollten allein durch „weltliche Fürſten verwaltet, und durch die Hände „der Layen erworben werden. Den Geiſtlichen „käme weiter nichts, als die erſten Früchte vom „Getraide zu; die Opfer, ſo andre Chriſten bräch⸗„ten, und die Zehenden ſollten ſie zur Nothdurft „des Leibes, und zur Befriedigung ihrer unent⸗„behrlichſten Ausgaben, aber nicht zum Muth⸗„willen, fleiſchlichen Lüſten, zur Kleiderpracht, „und unzüchtigen, geilen Handlungen anwenden.“ — — Solch eine öffentliche Predigt erregte in den damaligen Zeiten großes Aufſehen. — Ein

Koncilium in Lateran von mehr als **tauſend** Prälaten verurtheilte ihn als einen Kezer, und jagte ihn von Rom hinweg. — Er glaubte zwar in Frankreich ſicher zu ſeyn; da aber Innocentius der **Zweite** auf ſeine Auslieferung drang, ſo flüchtete er nach **Zürch**. Hier fand er bey groſſen und kleinen Anhang genug; — die Zürcher erhielten ihn in den nothwendigſten Bedürfniſſen des Lebens, und ſchäzten ihn außerordentlich hoch. — Ueberall hörte man nunmehro Klagen und Beſchwerden gegen die Geiſtlichen. Der blinde Gehorſam ward ihnen vielfältig aufgekündigt, — und ſie ſelbſt ſpürten es, daß die Opfer an Geld und Lebensmitteln ſeltner und geringfügiger wurden. — — Unter **Eugenius** Regierung glaubte **Arnold** in Rom ſichrer zu ſeyn, und gieng alſo nach einem fünfjährigen Aufenthalt in Zürch wieder dahin zurük. — Hier fieng er noch dreiſter, wie ſonſt, ſeine alte Klage gegen die Kleriſey an, — rieth dem Volke die vormalige Regierungsform der Konſuln, Tribunen und eines Senats an, ſo wie er vor Cäſars Zeiten zu Rom war, — beredete ſie, daß ſelbſt der Kaiſer keine Gewalt über ſie habe, ſondern daß ſie freigeborne, republikaniſche Bürger wären. Denen es frey ſtehen müßte, ſich ſelbſt Vorgeſezte und Obrigkeiten zu wählen. — — Es kam zum Aufruhr, und der Pabſt **Lucius**

ward in einem Gefechte verwundet, und mußte bald darauf ſeinen Geiſt aufgeben. — — Unter Adrian den vierten entſponn ſich die Unruhe von neuem, und ward ſo weit getrieben, daß der Pabſt Rom verlaſſen, und ſich unter des Kaiſers Fridrich Schuz begeben mußte. — — Dieſer ließ den armen Arnold in Rom aufgreifen, auf der Kleriſey Gutbefinden ihm den Proceß machen, aufhenken, verbrennen, und die Aſche in die Tiber werfen.

Ne ſtolidae plebis, quem fecerat improbus error

Martyris oſſa nouo cineresque foueret honore.

Arnold war in aller Abſicht ein ſeltner Mann, der ſeine Einſichten in die Wiſſenſchaften mit einer reifen Menſchenkenntniß verband. So viele Irthümer ihm auch immer aufgebürdet werden; ſo waren doch ſeine Lehrſäze nicht im geringſten gegen die Vernunft und gegen die Religion, bloß und allein wider die Kleriſey gerichtet. — Ueber die Lehre vom heiligen Abendmal dachte er ächt apoſtoliſch, und alſo alt chriſtlich. — Dies war allerdings den Geiſtlichen unangenehm, denen die Brodverwandlung nicht wenig einbrachte, um ſo viel mehr, da er ſich auch in die Gunſt und Liebe des bemittelten Theils ſeiner Zuhörer einſchlich.

* *

Das wären diejenigen in den Religionszuſtand einſchlagende Fakta, Abänderungen, — Gewohnheiten und die Gebräuche, welche ſich in der oben angezeigten Periode der Wichtigkeit und des anmuthigen Beitrags zur Lektüre wegen empfehlen. Die Gegenden ſind zu wüſte, und nicht ſelten in der That zu unwegſam, als daß ich mich lange in denſelben verweilen ſollte. Die Prieſter und Mönche erregen größtentheils Aufmerkſamkeit, — Gelächter und Mitleiden; — und ich denke, alles concentrit zu haben, was nur entfernt dahin ausläuft, um dem unpartheiiſchen Leſer es recht fühlbar zu machen, daß, ſo lange ein Staat von einfältigen, — herrſchſüchtigen, und dem ſchnödeſten Eigennuz ergebenen Prälaten regiert wird, wenig Beiſpiele des Edelmuthes, — der unintereßirten Vaterlandsliebe, — und einer in Gefahren und Unfällen unerſchütterten Standhaftigkeit werden aufgezählt werden können. — Dabey verſichre ich, daß ich die Betriegereien der Geiſtlichen, ihren Stolz und ihre gottloſe Habſucht, mit der ſie Regenten, und Unterthanen hinters Licht zum Theil geführet haben, zum Theil haben führen wollen, mit der allergrößeſten Nachſicht dargeſtellt habe. — — Es war mir empfindlich, einem ganzen Orden einige Jahrhunderte hindurch die Larve abzie-

hen, und ihm die ſchnödeſte, liederlichſte Aufführung, — die geileſte Wolluſt, — und eine himmelſchreiende Betriegerey vorrükken zu müſſen. — — — Doch, Wahrheitsliebe überwand die anfänglich anwandelnde Schüchternheit, und dann hoffe ich, in den folgenden lichtvolleren Gegenden der Schweiz auch unſchuldigere, — einſichtsvollere, — und würdigere Geiſtliche zum Beiſpiel anführen zu können. *)

Ich habe, und das ganz gewiß aus guten Gründen, die auch der Leſer, ohne ſie im Detail anzuführen, und aufzuzählen, ſchon errathen wird, nichts vom Einfluß der Kaiſer und der Päbſte aufs Kirchenweſen geſagt. — — Zum Theil verweiſe ich auf den **erſten** Band von S. 146. an. — Damit ich aber nicht ſo ganz und gar jene Fakta vergeſſen zu haben ſcheinen möchte, ſo will ich zum Schluß dieſes Abſchnittes eine, — ob ſchon ganz

*) Wer ſich die Mühe machen will, den **Mabillon**, — **Hartmann**, — **Stumpf**, — **Tſhudi**, — **Heidegger**, — **Bona**, — **Hottinger**, — **Guillimann**, — **Lang**, — **Hepidan**, — **Ekkard**, — **Arnold von Brixen**, — den Kardinal **Hugo**, — und andre mehr nachzuſchlagen, und nachzuleſen, der wird finden, daß ich nicht zu viel, — vielleicht noch zu wenig geſagt habe.

kurze, und ſo ſehr als möglich zuſammengedrängte Ueberſicht deſſen, was Kaiſer und Pabſt für die helvetiſche Kirche in dieſem Zeitalter gethan haben, liefern.

❧ ❧

Karl der Große *) war, wie zum Theil aus dem angeführten erhellt, ein mächtiger Beförderer der helvetiſchen Kirche. — Vielleicht gefiel ihm die Nation ſchon damals, ob ſie gleich noch in ihrem kindiſchen Alter war. — Er zog dies Land ungemein vor, pflegte zum öftern in Zürch zu ſeyn, und machte ſich durch eine Menge ſchöner und einträglicher geiſtlichen Stiftungen bekannt, und berühmt, beſonders nachdem er die Hunnen überwunden, und ihnen einen ſo großen Theil Beute abgenommen hatte. — Daher wa-

*) Man hat einige ſchweizeriſche Urkunden von Karls des Großen Thaten überhaupt, und ſeinen Verdienſten um die Schweizer insbeſondre. — — So hat Notkerus Bulbulus, ein Mönch aus St. Gallen, zwey Bücher von ihm geſchrieben. — Desgleichen hat Konrad von Mure, ehemaliger Kantor von Zürch, ſeine Thaten beſungen. — Die Stiftungsbriefe der helvetiſchen Kirchen und Klöſter von Karl dem Großen ſagen von ihm wenig oder nichts.

ren ihm auch die helvetiſchen Biſchöfe ſo gewogen, daß ſie zehn an der Zahl mit nach Rom giengen. — Er hatte auch einen Beichtvater aus der Schweiz, Waldo, ehemaligen Biſchof zu Pavia, und hernachmals Biſchof zu Baſel. — Die Kirche zu Zürch beſchenkte er ungemein reich, und that alles, was er konnte, um durch Koncilien, — Schenkungsbriefe, und Vorrechte die Kirche Chriſti in der Schweiz in Flor zu bringen.

Karl der Dikke ahmte ſeinen Vorfahren an chriſtlicher Milde gegen die Kleriſey nach. — Seine Schweſter, Bertha, war Aebtißinn zu Zürch, — und das mag oft Urſache geweſen ſeyn, daß ſeine Rechte nicht wußte, was die Linke that. Er beſtätigte nicht nur alle Freiheiten des Kloſters in ihrem vollen Umfange, ſondern ſoll auch der Stadt das Münzrecht gegeben haben. — Die Stadt und die Aebtißinn prägten auf die Münze ein Geſicht. — Daher noch izt die Pfennige Angſter, das iſt, Angeſichter genennt werden. — Auf des Kloſters Pfennig ward ein Frauenzimmer mit verhülltem Geſichte geprägt. — Die Stadt ſchlug auf ihre Münze das Geſicht des Kaiſers. Auf der einen Seite ſtand *CAROLVS IMPERATOR* — auf der andern *TVREGVM.*

Die folgenden Kaiſer machten ſich nicht weniger durch ihre chriſtliche Fürſorge für die helvetiſche

Kirche bekannt. Bald Vorrechte der Geiſtlichen, — bald neue Klöſter und Kirchen, — bald Beſuche in der Schweiz, — Einmiſchungen in die Privatſtreitigkeiten der Mönche und Geiſtlichen, — dadurch erhielten ſie durchgehends, einer im höhern, der andre in geringerm Grade die Beinamen heilige und den allgemeinen ausgebreiteten Ruf gutthätiger, großmüthiger, und gottesfürchtiger Regenten.

Dritter Abſchnitt.

Von Friderich dem Zweiten, bis zur Reformation in der Schweiz. 1517.

Nach Philipps Tode bekam Deutſchland zwey Kaiſer, die ſich um die Krone zankten, **Otto** den **Vierten** und **Friderich** den **Zweiten**. Jener war auf dem Reichstag zu **Frankfurt** von allen anerkannt, aber er fand dagegen in **Italien** an dem obgedachten jungen König von Sicilien einen ſehr gefährlichen Gegner. Sie hielten bey **Bovines** ein Treffen, wo **Otto** verlor, und nachher niemals wieder zu Kräften kommen konnte. — — Seit der Zeit erhielt ſich **Friderich**, ein Fürſt, der aller Verläumdungen ſeiner Feinde ohnerachtet einer der erhabenſten Fürſten war, —

ent-

entſchloſſen in allen Unternehmungen, — ſtandhaft in Unfällen, — ſiegreich in ſeinen Waffen, — von unermüdeter Würkſamkeit, — Beförderer und Beſchüzer der Wiſſenſchaften, — aber eingenommen für ſeine Majeſtät, ſtreng in der Vertheidigung ſeiner Oberherrſchaft, und ganz gewiß zu groß für ſein Zeitalter.

Helvetiens Biſchöfe waren ſogleich Friderichs Partiſane, und erklärten ſich öffentlich für ihn, zumal, da ſie hörten, daß Otto in den Bann gethan worden wäre. — Reiher von Chur bewirthete ihn in ſeiner Reſidenzſtadt mit aller einem gekrönten Haupte gebührender Unterthänigkeit. — — Ulrich, Abt von Gallen, ſchikte ihm ſeinen Bruder, Herrn Heinrich von Sax entgegen, der ihn mit einer gewiſſen Anzahl ſtreitbarer Mannſchaft, in Geſellſchaft des Biſchofs von Chur und andrer ins Kloſter St. Gall begleitete. — Hier ſtiftete er den Ritterorden des Bären. — Dieſer Orden hieng an einer großen goldenen Kette, und beſtand in einer Medaille, worauf ein ſchwarzer Bär abgedrukt war. Er blühete eine geraume Zeit in der Eidgenoſſenſchaft, kam aber, da die Macht und die Gewalt des Adels abnahm, gleichfalls in Vergeſſenheit, ſo daß izt weiter nichts davon übrig geblieben iſt, als der Name, und die wenigen, jedoch verſtümmelten Nachrichten, die

uns die Mönche davon geben. — — Eben dieſer Abt Ulrich begleitete den Kaiſer nach Baſel, wo ihn der Biſchof von Strasburg mit 500 ſtreitbaren Männern in Empfang nahm, und in Begleitung Luitholds Biſchof von Baſel, und Konrads, Biſchof von Koſtniz nach Mainz, und von da nach Aachen brachte, woſelbſt er gekrönt wurde. — — Dieſer Ulrich ward aus dieſem Grunde Friderichs Liebling. — Der Pabſt gab ihm das Recht, die Inful zu tragen, und, als dieſer Pabſt ſtarb, ſo mußte er als kaiſerlicher Geſandter nach Rom gehen, um der neuen Pabſtwahl beizuwohnen. — Er ſpielte daſelbſt, trozig auf ſein Geſchäfte, den Hochmüthigen, — wollte die Krönung Peters, Grafen von Auxerre, zum konſtantinopolitaniſchen Kaiſer nicht zugeben, — und, da er ſie nicht verhindern konnte, brachte er es doch ſo weit, daß Peter nicht in der Peters- ſondern in der Laurentius-Kirche gekrönt wurde, und keinen kaiſerlichen Einzug in die Stadt halten durfte.

Aus dieſem einzigen Beiſpiel laſſen ſich die Herrſchaft und der Stolz beurtheilen, deſſen ſich in dieſem Zeitraume die ſchweizeriſchen Biſchöfe zum Theil mit Vergünſtigung der Päbſte unter der Herrſchaft der Kaiſer angemaßet haben.

Die Franziskaner und Dominikaner ſchlichen ſich in dieſem Zeitraume in die Schweiz ein. Je-

ne 1223, und dieſe 1230. Bekanntermaßen ſtammen die Franziskaner von einem Manne ab, der die Blüte ſeiner Jahre im Dienſte der Laſter verbracht, und da ihn vielleicht die Kräfte verlieſſen, gewiſſen Sünden nicht mehr nachhängen zu können, eine Geſellſchaft aufgerichtet hat. — Sie wurden zu Lucern, — Freyburg, — Zürch, — Baſel, — und in andern Oertern mehr aufgenommen. — Die Dominikaner lieſſen ſich zuerſt in Zürch nieder, obgleich alle Vorſteher der Kirche und ſämmtliche Geiſtliche ihre Ankunft mit ſchelem Auge anſahen. Sie kehrten ſich aber an alle Hinderniſſe nicht, ſchlugen einen ſteinernen Löwenkopf an das Stadtthor zum Zeichen, daß ſie den Bau muthig fortſezen, und glüklich zu endigen gedächten. — Sie brachten es auch ſo weit, daß ſie im Jahr 1232 den Kirchhof einweihen konnten, und daß das Kloſter 1240 vollendet war. Badgerus Brun, und andre reiche Bürger unterſtüzten ſie mit Geld, — die armen arbeiteten am Kloſterbau, — und auf dieſe Art kamen ſie zu ihrem Endzwek, noch ehe ſie es glaubten.

Nun komme ich auf äußerliche Unruhen, in die die Geiſtlichkeit des Kaiſers wegen geflochten wurde. — Friderich ward von den Päbſten, die zu ſeiner Zeit regierten, äußerſt gehaſſet, und verfolgt. — Davon giebt die Reichshiſtorie ausführlichere Nachricht. Bey dieſem wechſelſeitigen Haß

kam nun die arme Kleriſey ganz gewaltig ins Gedränge. — Der Pabſt hatte im Grunde ſchon zu vielen Einfluß aufs Kirchenweſen, als daß es dem geiſtlichen Orden hätte gleichgültig ſeyn können, wie er gegen ihn geſinnt war. — Friderich war aber auch nicht minder mächtig, — dabey der Sage nach, — im Grunde ein Freidenker, der aus Prieſtern nichts machte, und ſie nur aus Eigennuz hie und da einmal zu ſeinen Abſichten brauchte, und hervorzog, — überdem war es immer noch ſehr ſchwankend, welche Parthey am Ende den Sieg davon tragen würde. — Es gehörte alſo auf Seiten der Geiſtlichkeit nicht geringe Klugheit und ein durch viele Erfahrungen reif gemachtes Nachdenken dazu, zu beurtheilen, wozu ſie ſich eigentlich entſchlieſſen ſollte.

Der Pabſt Innocentius der Vierte hatte ſchon vor der Erwählung des Gegenkaiſers Wilhelm allen Geiſtlichen, alſo auch den helvetiſchen verboten, öffentlichen Gottesdienſt zu halten, und befohlen, allen denen, die es im Lande irgendwo mit dem Kaiſer Friderich und ſeinem Sohne Konrad hielten, die Sakramente zu verweigern. Uri, — Schwiz, und Unterwalden hielten feſt am Kaiſer und ſeinem Sohn; die Biſchöfe von Strasburg, Baſel, Koſtniz und der Graf von Kyburg ſchlugen ſich hingegen zu des Pabſtes Partie, und

unterhielten mit ihm einen ſtarken Briefwechſel. — Rudolph von Habsburg, — gleichſam, als hätte er es vorhergeſehn, daß er nachher den Thron beſteigen würde, — der größere Theil des Adels, und die Bürger in den Bißthümern Baſel und Koſtniz, — wie auch die Stadt Zürch blieben dem Kaiſer unverdroſſen, und aller Drohungen des heiligen Vaters ohnerachtet getreu.

So wie ſich in den deutſchen Staaten haufenweiſe die Prieſter vereinigten, nach des römiſchen Patriarchen Willen zu leben; — ſo war auch die helvetiſche Geiſtlichkeit dem guten Friderich nicht wenig aufſäßig. Zu St. Gallen ertönte über ihn und ſeinen Sohn das Anathema und Maranatha als über profane Kezer und Feinde des Kreuzes Chriſti. *) In Zürch mußte der Biſchof auf Be-

*) Der gewöhnliche Ton entweder der Unwiſſenheit, oder des Neides, — oder einer übel verſtandenen, kurzſichtigen Frömmigkeit. — Millionen Beiſpiele liefert die Kirchengeſchichte, — und aus der Periode, in der wir leben, mag ſich der Leſer deren ſo viele hinzudenken, als ihm gerade einfallen, — denn weitläuftig nachzuſinnen, verlohnt ſich der Mühe nicht im geringſten.

Warum ſollte man's doch verſchweigen? — — es hat ſchon manchem erleuchteten Mann einen Theil ſeiner Reputation gekoſtet, wenn er ſich

fehl des Pabſtes alles aufbieten, was ihm ſein Amt darbot, um den Einwohnern Abſcheu für den Kai-

unterſtanden hat, gallſüchtigen Orthodoxen zu widerſprechen. — Anſtatt mit dem Irrenden Mitleiden zu haben, ſchreiet man ihn unter dem gemeinen Haufen als Kezer aus, — — und damit iſt dann das Signal von den hochwürdigen und hochehrwürdigen Kezermachern gegeben, dem armen Irrenden — wo nicht den erſten beſten Stein an den Kopf zu werfen, jedoch ſo jämmerlich auf ihn loszuziehen, als nur immer Galle, und Bitterkeit es einflüſtern.

Man verdenke mir dieſe Anmerkung nicht. — Ich kann Fakta anführen, wenn's nöthig wäre, — die laut genug zeugen, daß, wer es wagt, in einem Lande, wo man leider! nicht weiter gehn darf, als es ſymboliſche Bücher erlauben, dem herrſchſüchtigen Orden zu widerſprechen, allemal dabey Gefahr laufe.

Daher iſt es ein ſo großer Vorzug, in Staaten zu leben, (wie z. B. der preußiſche iſt) wo ein jeder denken kann, was er will, und ſagen darf, was er denkt, wenn es nur die öffentliche Ruhe und Sicherheit nicht beeinträchtiget. — Und in dieſem Staat — muß man dieſe unſchäzbare Freiheit des Gewiſſens allerdings dem unſterblichen Friderich, und ſeinen erleuchteten Staatsmännern verdanken, obgleich nicht zu läugnen iſt, daß ein großer Theil der Geiſtlichen in den preußiſchen Landen an Verſtand, Klugheit, und Toleranz es vielen benachbarten und

ſer, und blinde Unterwürſigkeit gegen den heiligen Vater einzubläuen. — Er verbot den Mönchen und andern Prieſtern Meſſe zu halten, Kinder zu taufen, und den Sterbenden das Viatikum zu geben. — Die wohllöbliche Bürgerſchaft empfand das nun ſo übel, daß ſie zu zwey verſchiedenenmale die geſammte Kleriſey aus den Thoren entließ. Dabey fanden ſie ihre Rechnung aber ſo wenig, daß ſie gar bald um Erlaubniß baten, wiederum in die Stadt kommen zu dürfen. — Dieſe erhielten ſie auch, doch unter ſo vielen Einſchränkungen, daß ſie hernach beſtändig darüber geſeufzet haben. *)

entfernten Provinzen zuvorthut. — Unter dieſen Theologen verehre ich in der lutheriſchen Kirche einen Spalding, — Teller, — Semler, — Röſſelt, — Büſching, — Dietrich, — Hermes, — Lüdke, — Sturm, — u. ſ. w. und aus der Reformirten einen Sack, — Bamberger, — Noltenius, — Hering, — Erichton, — Murſinna, Pauli ꝛc. ꝛc.

*) Ein Beiſpiel, daß ſchon damals der größere Theil des Civilſtandes die Betrügereien der Kleriſey mit Händen fühlte. — —

Izt ſcheint nun aber beinahe der Civilſtand zu weit zu gehen — weil er (wie es denn recht und billig iſt) die Gewalt in Händen hat, hat es beinahe das Anſehen, als ſähe er manchmal den geiſtlichen Stand zu verächtlich über die

Die Prieſterſchaft ſuchte indeſſen alles zu thun, um dem Rath und der Bürgerſchaft in der Stille zu ſchaden. – Der Pabſt donnerte den Bann herab, und drohete ihn beſonders allen denen, die in Zürch etwas kaufen würden. — Der Kaiſer nahm ſie dafür in ſeinen Schuz, erklärte, daß ſie ins künftige dem Reich zugehören, und von demſelben nimmermehr abgeſondert werden ſolle, noch könne, — überdem gab er ihr die Freiheit, ihren Magiſtrat eigenmächtig ſezen zu können.

Dieſe Unruhen daureten bis zum Abſterben Friderichs fort. Er ſtarb 1250 am Durchfall auf dem Schloſſe **Fiorentino** in der Provinz Kapitanata; – ob man gleich auch vorgiebt, daß er von ſeinem natürlichen Sohne **Manfred** mit Kopfkiſſen erſtikt worden ſey. – Seine Feinde, deren er, wie ich oben angeführt habe, in der Schweiz ſehr viele hatte, ſchreien ihn als ein Ungeheuer und einen Schandflek der menſchlichen Geſellſchaft aus; und einer von ihnen erdreiſtet ſich ſogar, zu behaupten, daß er zum **Teufel gefahren** ſey.

Schultern an. — — Woher kommt das wohl? — — Es rathe, wer da will.

* *

Die Revolution in der Schweiz gehört nicht hieher. Man leſe darüber den **erſten** Band nach. S. 160=182.

* *

Die der geſchehenen Revolution wegen entſtandene Kriege mit Oeſterreich, und die mannigfaltige kleinern Streitigkeiten unter ſich überlaſſe ich billig der Staatenhiſtorie.

* *

Ich will alſo andre Hauptfakta aus einander ſezen, die in das Religionsweſen zunächſt einſchlagen.

Hieher gehört dann die 1348 in der Schweiz entſtandene **Judenverfolgung**. Die Urſache derſelben war ſonderbar genug. — Die Peſt wütete in dieſem Jahre dergeſtalt in der Schweiz, daß der dritte Theil der Einwohner und drüber drauf gieng. Dieſe Peſt ſollten die armen Juden verurſacht haben. Es ward ihnen nämlich Schuld gegeben, daß ſie die Brunnen vergiftet, und alſo Veranlaſſung zum Tode ſo vieler Menſchen gegeben hätten. — Zu Baſel ſollen ſie außerdem noch die Butter und den Wein vergiſtet haben. — Sie wurden zur Rechenſchaft gefordert, und er=

hielten gar bald ihre Strafe. — Man ſezte ſie ſämmtlich in ein großes dazu erbauetes Haus und verbrannte ſie. — Die Legende ſtreuet hier vielerley Nachrichten aus, deren Richtigkeit aber allemal ſchwer zu entſcheiden bleiben wird, theils, weil die Schriftſteller, die dieſe Geſchichte erzählen, verdächtig ſind, theils, weil es zu lange her iſt, um irgend etwas gewiſſes darüber zu ſagen. — Bald haben die Chriſten die Judenkinder aus dem Feuer geriſſen, und getauft. — Ein Jude verſprach, ein Chriſt zu werden, kehrte aber wieder zurük, — grif die Mordfakkel, zündete ſein eigenes Haus, und verbrannte ſich und die Seinigen. In **Genf**, **Vivis**, und andern Oertern mehr hatten ſie das Gift hin und her getragen, und dazu auch verſchiedene Chriſten gebraucht. Sie wurden alſo jämmerlich mit dem Schwerdt, — dem Rad, und dem Strange ermordet. — In **Zürch** hatten ſie eines Schuſters vierjährigen Sohn getödtet, und mußten deswegen die Stadt meiden. — Zu Mühlhauſen wurden gleichfalls alle Juden, ſo nicht entrunnen waren, hingerichtet, und ſo gieng es ihnen, bis **Karl** und der Pabſt **Klemens** ſie feierlich entſchuldigten. *)

*) Gemeiniglich hat man zu allen Zeiten der Judenſchaft viel zu viel aufgebürdet. — Auch hier

* *

Auffallender und wichtiger ſind die 1399 entſtandene Kezereien zu Bern und Freyburg. Ein Vorſpiel der Glaubensreinigung en miniatüre!! — es war ja auch natürlich, daß vernünftige Leute nach und nach darauf fielen, den ei... nen Zepter der Geiſtlichkeit nicht mehr zu küſſen, und über die aufgedrungene, und leider! bisher nachgebetete Grundſäze ſelbſt nachzudenken. —

In der Stadt Bern und auf dem platten Lande gaben viele Manns- und Weibsperſonen dem römiſchen Glauben den Abſchied. — Der Bruder Nikolaus von Landau mit ſeinen Gehülfen ſtellten ſie zur Rede, und mahnten ſie ab, künftighin dergleichen Irrthümer nicht mehr auszubreiten; — das Leben ſollte ihnen geſchenkt ſeyn, doch ſollten ſie einige Pfund Strafe geben.

In Freyburg machte die Sekte der diſſentirenden eine größere Zahl, beſonders an Frauenzimmern aus. — Der Biſchof zu Lauſanne fertigte ſeinen Ordinarius alsbald dahin ab, welcher durch zwey Mönche, die zugleich der heiligen Schrift Li-

trifft es leider! ein, weil ſie keine Chriſten ſind, kann man ihnen alles aufpakken, je nachdem die Ohren jükken.

centiaten waren, ihre Lehren unterſuchen ließ. Sie hatten folgende Glaubensartikel. *)

I. Indulgenz und Ablaß ſind Erdichtungen der Päbſte und Mönche.

II. Kirchenweihen und Wallfahrden nuzen zu nichts.

III. Die Anrufung der Heiligen und beſonders der Jungfrau Maria helfen nicht das geringſte. Sie ſind zu himmliſchen Freuden übergegangen, und bekümmern ſich nicht mehr um die Gebeter ſterblicher Menſchen. — — Das Ave Maria muß niemals gebetet werden.

*) Dieſe Artikel ſind ungemein richtig, und machen dem Kopfe und dem Herzen der neuen Religionsverwandten viel Ehre.

Der neunte Artikel zielte, meiner Meinung nach, auf die Mönche, welche, da ſie nicht verheirathet waren, — durch mannigfaltige Mittel ihre Luſt zu ſtillen verſuchten, — ohne daß ihnen die Abſicht einfallen konnte, Kinder in die Welt zu ſezen. — Dies wäre ihnen vielleicht auch nicht einmal angenehm geweſen.

Der eilfte Artikel dürfte einige Ausnahme leiden. — Warum gerade 34 Jahr? — — lieber 25, weil da doch nun einmal der Verſtand reif geworden ſeyn ſollte. — —

IV. Die Wunder, die man durch die Fürbitte der Heiligen zu bewürken gedenkt, ſind erdichtet.

V. Auſſer dem Sonntag und den Apoſteltagen giebt es in der chriſtlichen Kirche keine Feiertage.

VI. Es giebt kein Fegfeuer. — Mithin ſind alle Opfer, Gebeter, — Seelenmeſſen für die Abgeſtorbenen nichts anders als eigennüzige Erfindungen der Prieſter.

VII. Das Weihwaſſer kann die läßlichen Sünden nicht auslöſchen.

VIII. Das geweihete Erdreich ſchafft den Todten weder Ruhe noch Seligkeit.

IX. Kein ehelicher Beiſchlaf iſt erlaubt, wenn er nicht in der Abſicht geſchicht, Kinder zu zeugen, und, wenn nicht Kinder aus demſelben erfolgen.

X. Es iſt allemal eine Todſünde, wenn man den Namen Gottes unnüz nennt.

XI. Kein Prieſter muß vor dem vier und dreißigſten Jahre geweihet werden.

XII. Sie ſollten unter einander beichten, und ſich ſelbſt allerley Bußauflegungen machen. Aber einem Prieſter wären ſie nicht verbunden zu beichten.

Dieſe Artikel mußten ſie zu **Freyburg** abſchwören, — und darauf wurden ſie abſolvirt. — Die biſchöfliche Deputirte traten drauf ihre Reiſe wieder zu Hauſe an.

Mit ſeinem Ablaß verdiente ſich der Pabſt auch eine anſehnliche Summe in der Schweiz. Balthaſar von **Koſſa** und **Antonius de Roma** ließen dies Land durch und ſammleten überall von dem Aberglauben und der Narrheit der Leute ein. Die Form ihrer Betteley war prächtig genug, — das gehörte auch dazu, wenn ſie etwas ergiebiges zuſammenfiſchen wollten. Wo ſie einkehrten, ſtekten ſie gleich den Truppen eines mächtigen Königs, wenn ſie ein feindliches Land überfallen, die Fahne der römiſchen Kirche (den Panner) auf, in welchem ſie den Schlüſſel des heiligen Petrus hatten mahlen laſſen. Darauf gieng es in köſtlichem Pomp in die Hauptkirche; — hier ſezte ſich Antonius unter einen ſeidenen Himmel, der mit koſtbaren Stikkereien umgeben war, nächſt dem Altar auf einen Seſſel. — Denen verzagten und ängſtlich ſcheuen Prieſtern gaben ſie ihren kraftvollen Segen, und ließſen überall bekannt machen, daß ſie vom Bonifacius eine ſo große unumſchränkte Gewalt erhalten hätten, Sünden zu vergeben, daß ſelbſt der heilige Petrus, wenn er noch lebte, keinen größern Ablaß mittheilen könnte. — Den Vor-

wand ihrer Betteley nahmen ſie von dem guten **konſtantinopolitaniſchen** Kaiſer her, für den ſie nach ihrer Auſſage Geld ſammlen müßten, weil er und ſeine Unterthanen hart von den Türken gequält würden. — Nach Verlauf von zwey Jahren kamen ſie mit 200000 Gulden nach Rom, **Antonius** ward zur Belohnung Biſchof, und **Balthaſar** Kardinal.

* *

Gleich im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts ward das Koncilium zu Koſtniz gehalten. Es iſt zu ſehr in die Religionsgeſchichte der Schweizer eingewebt, als daß ichs hier ganz übergehen könnte. Ich will daher das Merkwürdigſte davon kürzlich erwähnen. **Sigismund** und **Johannes** wählten dazu Koſtniz, obſchon nach vielfältigen vorhergegangenen Ueberlegungen. Der Kaiſer nahm ſeinen Weg durch die Schweiz, wo er überall prächtig empfangen wurde. Zu Bern nahm man ihn am köſtlichſten auf. — Man gieng mit dem heiligen Kreuz, dem Allerheiligſten, und andern Zierrathen vor ihn her, — **ſechshundert** auserleſene ſchöne Jungens, deren keiner über ſechszehn Jahr war, empfingen ihn gleich an der Grenze, und brachten ihn weiter.

Das Koncilium hatte unter andern auch die mit Huß vorgefallene Streitigkeiten zur Veranlaſſung. — Vom Kaiſer ſeines Schuzes verſichert reiſete er alſo aus Böhmen gerade auf Koſtniz los. Der Pabſt Johannes fand ſich gleichfalls ganz frühe ein. Seine Reiſe war eben nicht die angenehmſte und erbaulichſte. Einſtmals fiel ſeine Kutſche um, und der gute Pabſt lag im Schnee. — Man lief auf ihn zu, um ihm aufzuhelfen, und als man ihn frug, was ihm dann fehle, ſo antwortete er — da lieg ich nun ins Teufels Namen. Noch ehe der Kaiſer anlangte, ſpann ſich ſchon Meuterey und blutdürſtige Bosheit gegen den armen Huß an. Man forderte ihn vor das Koncilium, und da er offen genug war hinzugehen, nahm man ihn gefangen, und ſezte zwölf Richter, die ſeine Sache unterſuchen mußten. Alles Widerſezen des Huß und ſeiner Freunde, und alle Erinnerung an das ihm gegebene ſichre Geleit vom Kaiſer halfen nichts. Aus dem Munde aller Kardinäle und Biſchöfe ſchallte ihm das abſcheuliche Motto entgegen: **einem Kezer darf man weder Gleit noch Glauben halten.** Der ungeſunde Kerker, in welchem er lag, zog ihm eine tödtliche Krankheit zu, von welcher ihm aber der Pabſt, um ihn deſto

ſicherer

ſicherer dem Feinde zu überliefern, durch ſeinen beſten Leibarzt wieder herſtellen ließ. Die Irrthümer, die ihm Schuld gegeben wurden, betrafen vornemlich die Lehre von den Sakramenten, wovon er die Böhmen überredet habe, nicht nur, daß das Brod würklich Brod bleibe, ſondern, daß man das heilige Abendmahl nicht anders, als unter beiden Geſtalten austheilen müſſe. Die ſieben Artikel von der Kirche, in welchen er irren ſollte, betreffen die angemaßte Gewalt der Geiſtlichen, ihre Laſter und den übermäßigen Geiz derſelben. — Man übergab ſeine Sache dem Patriarchen von Konſtantinopel, und zwey andern Biſchöfen, die das Amt eines Schreibers verwalten mußten. — Huß begehrte einen Sachwalter, der ihm aber zu zwey verſchiedenenmalen abgeſchlagen wurde. Der Kaiſer ſahe wohl ein, daß ihm in Böhmen allerley gefährliche Unruhen bevorſtehen könnten, wenn er das dem Huß gegebene Wort nicht hielte, — drang auf Vorſtellung des böhmiſchen Adels auf Huſſens Loslaſſung, oder doch, da ihm ſolche abgeſchlagen wurde, auf eine unpartheiiſche Unterſuchung ſeiner vorgetragenen Lehren. — Sein Gefängniß ward zwar einigermaßen gemildert, aber dabey doch alles von ſeinen Feinden angewandt, daß er ſich ſchlechterdings nicht ſchriftlich vertheidigen möchte. —

In dieſem ſeinen Gefängniſſe tröſtete er ſich mit einem guten Bewußtſeyn ſeines Gewiſſens, — mit den Troſtgründen des göttlichen Wortes, und mit dem Gedanken, daß ihm nichts ohne Gottes Willen begegnen könne. Unterdeſſen war **Johannes** entwichen, und dies verurſachte, daß ſeine Sache von Zeit zu Zeit verſchoben, er ſelbſt aber in ein ſchlimmeres Gefängniß geſezt, und gar mit Eiſen ans Bette angeſchloſſen wurde. Hieronimus von **Prag** reiſete ſeinen Freund zu vertheidigen nach **Koſtniz**, kehrte aber bald unverrichteter Sache wieder nach Böhmen zurük, wo er aber nicht lange blieb, ſondern abermals nach **Koſtniz** und mithin ſeinem Gefängniß entgegen gieng. Der ganze böhmiſche Adel intereſſirte ſich für ihren unglükli-chen Freund von neuem, brachten von der hohen Schule in Prag ein rühmliches Zeugniß für ſeinen rechtſchaffnen Wandel bey, und verſuchten das äuſ-ſerſte, ihn zu retten. Dies würkte wenigſtens drey verſchiedene Verhöre aus, in denen aber, nach Art und Brauch ſolcher Eiferer, alles tumultuariſch zugieng.

In dem dritten Verhöre wurde ihm dreierley vorgelegt:

1) Er ſolle bekennen, daß er in allen Artikeln, die man ihm vorgehalten, geirret habe.

2) Er ſolle ſie öffentlich widerrufen.

3) Er ſolle verſprechen, keinen von denſelben künftighin weder zu glauben, noch zu lehren.

Huß antwortete, daß er, ſo bald man ihm ſeine Irrthümer erwieſe, und die von ihm vorgetragene Lehren aus der Vernunft und heiligen Schrift widerlegt, bereit ſey, ſeine Irrthümer zu geſtehen, und abzulegen. Er bitte aber inſtändig, man möchte ihn zu nichts zwingen, das wider ſein Gewiſſen gienge, und das er ohne Verdammniß nicht thun könne; — überdem wäre es ihm nicht möglich, die ihm fälſchlich aufgebürdete Artikel zu widerrufen.

Der Kaiſer verurtheilte ihn hierauf zum Tode, und im Fall er widerriefe, zur Entſezung von ſeinem Amte.

Die Standhaftigkeit des Mannes gieng auſſerordentlich weit. Er ſchrieb ſeinem Freunde von Glum, daß er nichts widerrufen könne, ſondern vielmehr, daß er bey dem bleibe, was er gelehrt habe, und was er ſelbſt von ganzem Herzen glaube. In einem Briefe an die hohe Schule zu Prag unterſchreibt er ſich folgendergeſtalt — „Meiſter „Johann HUSS, im Kerker und Banden, welcher nun nahe am Geſtade gegenwärtigen Lebens ſtehet, und einen grauſamen Tod erwartet, ſo er morgen ausſtehen ſoll: welcher, wie ich hoffe, meine

„Sünden reinigen, doch durch Gottes Gnad „keine Kezerey an mir finden wird; als der „ich durch die Gnade Gottes eine jede uns „von Gott geoffenbarte und zu glauben ge„botene Wahrheit annehme. — “

In ſeinem lezten Verhöre beſtätigte er ſeine vorgetragene Lehren. Als er ſich auf Befehl der Biſchöfe an einem gewiſſen dazu aufgebaueten Ort ſtellen mußte, um zu widerrufen, ſagte er mit vernemlicher Stimme und Thränen im Auge zum Volk. „So ich dieſen Herren mit Ver„ſchmähung eines Menſchen willfahren „könnte, wäre ich bald beredet. Ich ſtehe „aber vor Gottes Angeſicht, und kann ih„nen ohne Gottes Beſchimpfung und mei„nes Gewiſſens Verlezung nicht zu Willen „werden. Soll ich dasjenige widerrufen, „ſo ich nie gelehrt habe? — wie dürfte ich „den Himmel anſchauen? — Oder ſoll „ich dasjenige, ſo ich gelehrt habe, als einen „Irthum verwerfen, der ich ſolches für „wahrhafte Lehren halte und keines andern „überwieſen worden bin? wie dürfte ich „diejenigen anſehen, welche ich unterrich„tet habe, deren viel ſind, und von welchen „dieſe Dinge für gewiß gehalten werden, ſo „ich erſt izund in Zweifel ziehen würde?

„— — Ich will nicht, daß mein (ohne „dies ſterblicher) Leib höher geachtet werde, „als das Heil dererjenigen, welche ich un= „terrichtet habe. — “

Das Betragen gegen einen Mann, wie Huß war, iſt allerdings unmenſchlich. — Man hatte geglaubt, die Biſchöfe würden es bey der Verdammung zum Tode haben bewenden laſſen, wenigſtens die lezten Stunden eines Unſchuldigen nicht ſo ſchwer gemacht haben. — Aber ſo waren alle Empfindungen der Menſchlichkeit und des Mitleidens in der Bruſt dieſer grauſamen Unmenſchen ſo ganz erſtikt, daß ſie kein Gefühl gegen alle ſeine Martern mehr zu haben ſchienen.

Man führte ihn zum Scheiterhaufen unter dem Geſpötte und Läſtern ſeiner gottloſen Feinde. Den beſtieg er mit getroſtem Muth, und beſtätigte durch ſeine ruhige Stille, und durch die außerordentliche Unerſchrokkenheit, mit der er ſeinen Tod übernahm, daß Unſchuld und Gottesfurcht auch den bitterſten Tod nicht ſcheue. —

Die Seſſionen des Konciliums ſelbſt, und das, was ſie darinnen ausgemacht, und beſtimmt haben, gehöret nicht hieher.

Gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts war abermals ein Kreuzzug auf dem Tapet. Der Kaiſer Friderich ſchrieb zu Nürnberg und

Regensburg einen Reichstag aus, auf welchem er die Eidgenoſſen auch einladete. Sie waren aber durch Erfahrungen, wie unnüz ein dergleichen Krieg ſey, viel zu gut unterrichtet, als daß ſie ſolchen verführeriſchen, und ihnen ſchädlichen Einladungen hätten trauen, und ſich hinter das Licht führen laſſen ſollen. Sie antworteten mit vieler Vorſicht: „Man habe bey ihnen und in der „ganzen Chriſtenheit allbereit viel Geld auf „ſothanem Zug bezogen, und habe doch „nichts unterfangen. Wollen deswegen „ſich dieſer Sache nichts beladen, eh und „bevor ſie verſpüren, daß man das Ge= „ſchäfte mit mehrerm Ernſt, als bis dahin „geſchehn, führen werde.“ Darüber ward der Pabſt dergeſtalt entrüſtet, daß er ſie in den Bann that.

Zu dem Aberglauben dieſes Jahrhunderts liefert der in der Schweiz ſo berüchtigte Bruder **Klaus** einen anſehnlichen Beitrag. Er wird von ihnen für einen außerordentlichen Mann, und für einen großen Wunderthäter angeſehen. Daher will ich ihm zu Ehren, und dem Leſer zum Vergnügen, auch beiläufig zum Lachen den ehrenreichen Bruder Klaus hervorführen.

Er war ſeines Herkommens ein ehrlicher Bauer aus Unterwalden gebürtig. Im ſiebenjährigen

Krieg des Kantons Zürch, und in den Fehden gegen den Herzog Sigismund hat er ſich tapfer hervorgethan. Daher ward er auch Landamman, die höchſte Ehrenſtuffe in Unterwalden, — und machte ſich durch ſeine entſchiedene Frömmigkeit und verdienſtvolles Leben bekannt. Schon als Junggeſelle ſoll er an dem Faſten ein großes Vergnügen gefunden haben. Im heilgen Eheſtande wiederholte er dies noch öfter. Dabey unternahm er Wallfahrten auf Wallfahrten, die ſich zulezt in ein ganz einſames Leben in einer entfernten wüſten Gegend endigten. Er wählte erſtlich einen ſteilen Alpenberg, und, da es ihm da nicht mehr gefiel, — vielleicht, weil es zu kalt und rauhe war, ſo ſtieg er Berg unter, und bauete ſich daſelbſt eine kleine armſelige Hütte. — Er behalf ſich mit ſchlechten haarnen und wollenen Kleidern, und war mit den einfachſten Speiſen vergnügt und zufrieden. — Seine Geſellſchaft, die er ſich bisweilen machte, war, wie es ſich von ſelbſt verſteht, ſein liebes Eheweib, und dann Bruder **Ulrich**, ein gutmüthiger Einſiedler in der Nachbarſchaft. In dieſer ſeiner Zelle ſollen ihm die böſen Geiſter viel zu ſchaffen gemacht haben. Dagegen waffnete er ſich, wie es dann auch billig iſt, mit der Furcht Gottes, aß und trank wenig, und davon ward er ſo mager, daß die böſen Geiſter endlich von ihm

wichen. Er unterredete ſich mit denen, die zu ihm kamen, über die wichtigſten Lehren der Religion, ſprach von den Geheimniſſen des Glaubens mit bewundernswürdiger Fertigkeit und ſo gründlich, als hätte er Offenbarungen davon gehabt. Die Eidgenoſſen ermahnte er übrigens beſtändig zum Frieden, zur Ruhe und Eintracht, und ließ ſich, wenn es etwa zu Streitigkeiten kam, gar gern zum Schiedsrichter derſelben brauchen. Er ſtarb in ſeinem ſiebenzigſten Jahre.

Sein langes Hungern macht allerdings ein nicht geringes Aufſehen, und deshalb iſt auch die Frage entſtanden, ob es natürlich zugegangen ſey oder nicht. Er ſoll gar nichts in verſchiedenen Jahren gegeſſen haben, als die Hoſtie im heiligen Abendmahle. — Hie und da verlautet aber gegen ihn, daß er ſich mit Wurzeln ernährt habe, und dann wäre es eben kein großes Wunder, leben zu bleiben, wenn man ſich an Wurzeln ſatt iſſet. — Man hat indeſſen in neuern Zeiten Beiſpiele, daß manche Menſchen über vierzehn Tage lang nichts gegeſſen und getrunken haben; — auch kenne ich aus eigner Erfahrung einen Menſchen, der drey Wochen lang ſtuffenweiſe im Hunger ſtieg, und zulezt gar nichts, auch nicht einmal kaltes Waſſer mehr zu ſich nahm, in der Abſicht, ſich zu Tode zu hungern. — Es verbeſſerten ſich aber ſeine Um-

ſtände, und er fieng wieder an, nach und nach zu eſſen.

Mit ſeinen Geſichtern und Erſcheinungen iſt es vermuthlich auch nicht ſo richtig geweſen. — Ich will nur eins erwähnen, und die Auslegung deſſelben, ſo wie ſie der Erzbiſchof Horius macht. — Als er einſtmals des Nachts betete, ſo ſahe er bey hellem Himmel in einem hellglänzenden Ringe das mit einer dreifachen Krone gezierte Haupt des Pabſtes. Auf ſolcher Krone ſtand ein Kreuz, mit einem Apfel, ſo wie der iſt, den man dem Kaiſer vorzutragen pflegt. — Das Haupt war in des Ringes Mitte. — Das Geſicht war roth; — die Stirn gerümpft; — die Augen ſo ſchrekkenvoll, als die funkelnden Augen eines in Wuth geſezten Zornigen, — der Bart ganz grau und haaricht, in drey Zöpfe getheilet. — An der Oberlippe hatte er einen ſehr großen Knebelbart. — Ueber das Angeſicht, um den Ring her erſtrekten ſich drey Schwerdtſpizen. Eine kam von unten des Ringes, zerſchnitt des Pabſtes Bart, und gieng in ſeinen Mund. Die übrigen beide durchſtachen ſeine beiden Augen. Gegen dieſe Spize zeigten ſich vom Haupte her drey andere Spizen, — zwey aus der Naſe, dieſe wendeten ſich gegen beide Seiten des Ringes. Die dritte kam von der gerümpften Stirne her, und erhob ſich über ſich,

durch die Länge der Krone gegen den Apfel, ſo auf der Krone war. — Dies Geſicht ſoll er auf eine Tafel geſchrieben haben, die aber hernach verlohren gegangen iſt.

Nikolaus Horius legte es folgendergeſtalt aus. Das Haupt zeigt eine hohe Perſon im Kirchenſtande an. Die gerümpfe Stirn und das von Zorn funkelnde Angeſicht bedeute ohne Zweifel des Pabſtes überhand nehmende Tiranney. Das Schwerdt an der Stirne, ſo das Kreuz ſticht, zeigt an, daß der Pabſt der Antichriſt ſey. — Das erſte Schwerdt in den Augen bilde den unerſättlichen Geiz, das andre ſeine greuliche Hurerey ab. Das Schwerdt an der Naſe bezeichne des Pabſtes Tiranney, die Verachtung geiſt- und göttlicher Sachen. — Die mit dem lezten Schwerdte durchſtochene Lippen bedeuten einen trägen, unerfahrnen Menſchen, der das Wort Gottes nicht lehre. — Dieſe Schwerdter ſeyen ohne Gefäße geweſen, damit anzuzeigen, daß, ſo wie derjenige, der einen Dolch ohne Gefäß anrühret, ſich dadurch verlezet, ſo ſey es auch gefährlich, den Pabſt anzugreifen. Der dreizöpfige Bart ſey das mannichfaltige auf den Pabſt wartende Unglük.

Der Bruder Klaus ward beatifiziret. Klemens der zehnte that noch mehr für dieſen

Mann. Er bewilligte nicht nur, daß man das kanoniſche Officium, oder die Meſſe in der Kirche, wo ſein Leib ruhet, ſondern, daß man es auch in der ganzen römiſch-katholiſchen Eidgenoſſenſchaft halten, das iſt, daß man ihm zu Ehren ein jährliches Feſt begehen, Kirchen und Altäre aufbauen, das Meßopfer, wie man redet, Gott dem Herrn ſolenniter und privatim aufopfern, auch die kanoniſche Gezeiten beten und ſingen möge. — Im Jahr 1672 ward dieſem ſchwärmeriſchen Landmann eine Kirche erbauet, wozu der päbſtliche Legat Odoard Cyloo den erſten Stein legte; die Kapuziner trugen Nikolaus Gebeine 1679 in ein marmorſteinenes Grab; 1683 ward die erſte Meſſe geſungen, 1684 die Kirche eingeweihet. Ueber dem Hauptportal dieſer koſtbaren Kirche ſteht die Inſchrift —

D. O. M.
et B. Nicolao von Flue.
piorum ope et Auxilio conſtructum
A. 1678.

Schon 1518 ward der Körper ausgegraben, und in ein anderes Gewölbe geſezt. Hier richtete man ihm ein prächtiges Denkmal auf: — dies Monument umgab eine Kapelle, worinnen ſieben Altäre und auf denſelben ſieben brennende Lampen, und die Wapen der ſieben eidgenoſſiſchen

römiſch-katholiſchen Oerter ſtanden. In dieſe Kapelle wird gewallfahrtet, und von Zeit zu Zeit eine Menge Geſchenke hingebracht. — Die Reliquien dieſes Mannes ſind in der Folge weit und breit herumgetragen und außerordentlich verehret worden. Sein Rok, — die Ringe von ſeinem Roſenkranz, — ſein Stab und dgl. mehr werden an vielen Orten gewieſen.

* *

Die Einmiſchung der Päbſte in der Schweizer Religionsangelegenheiten habe ich zwar nicht beſonders geſchildert. — Das würde zu viel Zeit weggenommen, und die Abhandlung übermäßig lang gemacht haben. — Die Päbſte ergriffen bald die Güte, bald ſtellten ſie ſich gegen die Eidgenoſſen ſtreng an, je nachdem es ihr Nuzen, und ihr Stolz erfoderte. — Nach **Sixtus des Vierten** Tod ſchloß ſein Nachfolger Innocentius der **Achte** ein ganz neues Bündniß mit den Schweizern überhaupt. — Die Zürcher insbeſondre legten folgende merkwürdige Artikel vor.

Erſtlich; daß die Bull Pabſt **Martini**, deß wir eine Kopey hier haben, wieder erneuret werde, deßgleichen eine Konfirmation über die Bull **Sixti** des Zweiten.

Zweitens; als uns und unſern ewigen Nachkommenden vom Pabſt Sixt dem Vierten aus ſonderlichen Gnaden verliehen iſt, die Würdigkeiten, Aemter und Pfründen der Probſtey, der Chorherren und Kaplänen auf beiden Stiften der Abtey und Probſtey in unſrer Stadt Zürch, ſo die Pfründen in päbſtlichen Mänot (Monat) ledig werden, desgleichen die Würd und Aemter beider obgenannten Stiften, und darzu die Probſtey und Chorherren Pfründen des Stifts St. Peters zu Embrach als Patronen und Lehenherren deſſelben, auch mit Beſtätigung des heiligen päbſtlichen Stuhles, in allen Mänoten, hinzuleihen, und zu verſehren haben, nach Ausweiſung der Bullen darum aufgericht, harum damit in ſolchen, nach Lob des allmächtigen Gottes, auch Würden, Ehre und Nuzen der bemeldten Stiften und Kirchen, deß fürer gehandelt werde. Iſt unſer Bitt uns zu willgen, wer durch unſer Leihung auf dero Stift einer, oder auf Pfründen, ſo wir als recht Patronen und Lehenherren, ſonſt zu verleihen haben, angange, daß ſich der gegen uns verinſtrumentiret,

uns um weiteres, dann ihm die Pfrund benennt und geleihen wird, nicht anzulangen, und daß er auch ſolche Pfrund ſelbs beſizen, und die in keinen Weg verändern, verwechſeln, oder verwandeln, ſonder aber vorſtehen wolle, die uns zu unſern Handen, bedenklich aufzugeben, und alle weil einer ſein Pfrund nicht ſelbs beſizt, daß ihm dann kein Nuzung oder Frucht darvon fallen, oder dienen ſolle: ausgenommen zu hohen Schulen, und ſolches auch an eines Notari Hand zu halten ſchweere.

Drittens; welcher auch auf der beiden Stiften, der Abtey und Probſtey in unſrer Statt einer verpfrünt iſt, daß der auf der andern kein Pfrund haben ſolle.

Viertens; wem wir alſo leihen, daß der nach unſerm alten Brauch unſern Amtleuten auch davon thue, als unſre Sazung iſt.

Fünftens; daß auch Curtiſan noch jemands uns einiche Pfrunden, ſo wie im Päbſtlichem Månot, oder ſonſt von unſrer Oberkeit und altem Herkommen zu leihen haben, anfalle oder einiche Irrung, oder Hinderung thue.

Sechſtens; wann auch ein Probſt, Chorherr oder Prieſter, in unſer Statt mit Tod abgeht, daß wir bis ihre Erben eingeſezt, oder die Schuldner bezahlet werden, ſo ſie doch ſonſt mit allen Sachen, als unſer Bürger gehalten werden, und ſie beſchirmen müſſen, ihnen beſchlieſſen, und zu ihr Hab und Gut fugen mögen, gleichergeſtalt als ſo unſer eigen abgat, und das von Alter iſt gebraucht und harkommen.

Siebentens; wenn ein Chorherr oder Prieſter auf der Stiften Pfrund ſich unnüz macht, in unehrlichen Handeln und nicht andrer an ſeiner ſtatt angenommen wird, daß da die übrigen Chorherren oder Prieſter nicht in die Nuzung oder Pfrund in ihr Sekel oder zu ihrem häußlichen Nuz nemmen, ſondern daß an der Kilchen oder des Gottshaußbau als Fabrik kommen laſſen ſollen.

Achtens; daß wir die Prieſter, ſo in unſern Gebieten vor unſer Statt ſträflend, es ſeyg ſie mit ein anderen, oder ſie mit Leyen, ald Leyen mit ihnen, das bußwürdig Sachen ſind, büſſen und ſtrafen mögen, mit Geltſtraff nach unſerm alten

Brauch, und Harkommen, ſo das Maleſiz nicht brürt. Aber in dem ausgeſezt (Beding) die Frävel und Büſſen, ſo die Prieſter oder Geweichten in unſer Statt begahnd, ſie mit einanderen oder gegen Leyen ald Leyen gegen ihnen, laſſen wir bleiben bey dem Richtbüchli, ſo wir mit einanderen haben.

Neuntens; ob Gottshäuſer, Stiften oder ſonſt geiſtlich Perſonen ihrer Zinſen und Zehenden halb in unſer Gebieten gelegen gegen ein anderen Irrung gewunnen ald gegen Leyen, oder Leyen gegen ihnen. Darum dann Rechtfertigung geſchehen müſte, daß ſie das Recht ſonſt nienert ſuchen, geben, noch nemmen ſollen, dann vor unſrer Statt, ſie werdind dann, ſo wir ſie rechtlich hören, von uns weiter und anderſt wohin gewieſen, als ſolches bey uns von Alter gebraucht und harkommen iſt.

Zehntens; wann auch wir Reiſe oder Unkoſten haben, es ſey von der heiligen chriſtlichen Kirchen des römiſchen Reiches oder unſers Landes Nothdurfts wegen, daß wir die Gottshäuſer, Stifter und Geiſtlichen, als

als uns ſelber, mögen ſteuren auch Reiß=koſten, ald Sem oder Reißroß auf ſie legen je nach Billichkeit und Geſtalt der Sach, ſo doch wir ſie ſo wol als uns ſelber beſchůzen műſſen.

Eilftens; daß auch wir von den Gottshäuſern und Stiften, in unſer Statt und auſſerhalb in unſern Gebieten gelegen, Rechnung nemmen, und ihnen Pfleger geben. Auch ſie heiſſen und mit ihnen verſchaffen mögen, daß ſie thůjen ſo zimlich billig und den Kilchen, Gottshåuſern nůzlich ſeyn, wie das von Alter bey uns gebraucht und harkommen iſt. —

Zwölftens; welcher Chorherr, Caplan, Prieſter, Schůler, ihr Jungfrauen oder Knecht, unſer Sazungen und Ordnungen nicht halten, es ſeyg in unſrer Statt oder davor, daß wir den und dieſelben, um die Geltſtraff darauf geſezt, ſo wol ſtraffen mögen, als unſer Leyen, dann gar viel ſich unweſentlicher und muthwilliger halten, es ſey Tags oder Nachts, dann die Leyen, und ſich tröſten, daß wir ſie nicht zu ſtraffen haben, daß dann gar viel Widerwillens macht in unſer biderben Gemeind.

Dreizehntens; wann auch ein Prieſter ald Geweichter auf der Chorherrenſtuben, in der Probſtey und Chorherrenhäuſern ſträfelt oder unfuget, daß wir den oder dieſelben ſtraffen mögen je nach Geſtalt der Sach, als das von Alen iſt harkommen.

Vierzehntens; welcher Chorherr, oder Prieſter ald andrer Geweichter ſich verwürkte, daß er einich böß muthwillig Handlung thete, daß wir den gefänglich annehmen, und drey Tag und Nächt gefänglich enthalten, und dann um ſeiner Verhandlung dem Biſchof von Konſtanz ſchikken, oder ſie ſonſt wieder ledig laſſen mögen, je darnach, und wie die Sach ſtunden und erfahrn, und was Koſten darauf geht, daß dieſelben Gefangnen es abtragen ſollen aus ihrem Gut.

Funfzehntens; daß wir auch die Geiſtlichen in unſer Statt ihre Pfrundhäuſer mögen heiſſen bauen, ob und wo es die Nothdurft erfordert, und der Brauch unter uns Leyen auch iſt.

Sechszehntens; wer den andern in unſeren Gebieten geſeſſen, der Ehe anſpricht, und der Kläger den Antworter mit Recht

nicht bezicht, daß derſelb klagend verlürſtig Theil dann unſer Statt zu Bußgebe, fünf Rheiniſch Güldinn, wie das von Alter iſt harkommen.

Siebenzehntens; wann auch ein Leigiſche Perſohn, auf die vorbenannten Stifften einer biß harbey den Caplanen daſelbs ein Jahrzeit kauffen und ſezen wollen hat, haben die Chorherren das nicht wollen geſtatten, ſonder Statut dawider gemacht, daß die Caplanen ſolches nicht haben dörfen annehmen, man ſazte oder kauffte dann bey den Chorherren auch ein Jahrszeit. Da aber meng Menſch das nicht beydenthalb haben will, und billich auch nicht alſo ein Zwungenſchaft, ſonder frey zu gahn, und ſeyn ſoll. Begehren meine Herren auch, daß ein jeder frey und ungezwnngen ſey, und ſe in Jahrzeit ſezen mög, es ſeye beidenthalb oder an einem End allein. Item; wann auch geiſtlich Krieg ſich erhebten, von den Capitlen der Abtey auch Probſtey Zürch und Embrach wider Geiſtlich ſonder Perſohnen des Kapitels, oder ander, oder wider einen Rath Zürch, das dann ein jetlicher Kapitelherr, der ſich

des Krieges beladen wil, aus ſeinem eig=
nen Sekel kriege, und nicht auf den
Schenkhof, und welcher ſich des Kapi=
tulskrieg nicht wil beladen ſonder ledig
ſeyn, und ihn ſein Gewiſſen weiſet nicht
zu kriegen, daß derſelb weder Gewinn
noch Verluſt haben ſoll: Und am les=
ten; ob diß Artikel ſtunden, das ſie vor
Päbſtlicher Heiligkeit und den Kardinä=
len in Ewigkeit aufgericht wurden.
Item; wann geweicht Perſonen und
Prieſter ihre Kleider verwanleten und
Blatten land verwachſen und anders
werden funden, dann ſich ihrer Wird
und Stat zimt, auch ihr Brieff und For=
mata nicht haben, und einer etwas be=
gienge, es were, was das were, daß man
über ſie möge richten, peinlich oder bür=
gerlich, wie um Leyen.

Dieſe Artikel ſind in der That wichtig, und liefern einen Beweis, daß ſchon damals die Rechte der Geiſtlichkeit ungemein eingeſchränkt geweſen ſind, und daß ſich der Kanton Zürch bereits zu der damaligen Zeit viel Gewalt über ſie genommen, und ihnen wohl Maß und Ziel zu ſezen gewußt habe.

Gottesdienſt und Gebräuche derſelben wurden in dieſer Periode merklich verſchlimmert; — der leichtſinnige ruchloſe Wandel der Geiſtlichkeit nahm außerordentlich überhand; — die Päbſte miſchten ſich zu dem allergrößeſten Schaden der Schweizer in die Kirchenangelegenheiten der Eidgenoſſen, — kurz es herrſchte eine ſo allgemeine Finſterniß im Denken und im Leben über die ganze Schweiz, daß es wohl zu wünſchen war, es möchte bald eine ſchleunige Verbeſſerung der Kirche überhaupt entſtehen. Ich werde von dem allen noch eins und das andre anführen.

Gleich oben an ſtehet unter den halb lächerlichen, halb abgeſchmakten Cerimonien das **Kreuzmachen.** Aus eingebildeter Andacht, und, um dem Herrn Chriſto ſeine volle Ehrerbietung zu beweiſen, drükte man dem Eſſen und Trinken, auch allen Thieren, die man ſchlachten wollte, das heilige Kreuz auf. Bald wurden die Kruzifixe aus Holz geſchnizet, bald aus Stein gehauen, bald aus Kriſtall bereitet, bald aus Gold und Silber gegoſſen, und mit Edelſteinen geziert. Hiernächſt weihete man ſie mit gewiſſen Gebetsformeln ein, und ſchrieb ihnen eine Seele und Leib, zeitlich und ewig heilmachende Kraft zu. — In gefährlichen Zeitläufen, — bey allgemeiner Theurung

oder Hungersnoth nahm man zum Kreuz ſeine Zuflucht, rief es würklich an, und beſtimmte gewiſſe Feiertage für daſſelbe. Zu **Einſidlen** ſoll man ſogar eine Wurzel, die in Form eines Kreuzes aus der Erde hervorwuchs, verehrt haben. — Der römiſche König Maximilian erlaubte 1487 dem Kanton **Unterwalden**, ein Kruzifix, nebſt den Bildniſſen der **Maria** und **Johannes** im Panner zu führen; — es ward in alle Kriegswaffen gegraben, gleichſam als empfiengen ſie davon große Kraft, — als könnte man ohne Kreuz nicht an Chriſtum denken und glauben.*) — — Nicht minder wuchs der **Mariendienſt**. Litaney, — Bündniſſe, Verträge, — Briefe, — Urkunden, kurz alle wichtige Schriften und Dokumente mußten den

*) Etwas vom Kreuz iſt in der proteſtantiſchen Kirche übrig geblieben, ob gleich vernünftige Geiſtliche dieſe Cerimonie nach und nach abſchaffen. So viel iſt mir glaublich, daß, wenn ein Wilder einmal einer Taufhandlung beiwohnte, wobey der Exorzismus noch ſtatt findet, und ſähe das vielfältige Bekreuzen des Kindes an ſeiner Naſe, Mund, Bruſt, u. d. gl. — was möchte der wohl denken? —

Eben ſo wenig will es mir gefallen, daß man auf den Oblaten, die bey der Kommunion gebraucht werden, noch immer den ſterbenden Chriſtus abdrukken läſſet. — —

Namen Maria enthalten, ſonſt ſchienen ſie nicht gültig zu ſeyn. Dazu trug die Lehre viel bey, daß die heilige Jungfrau ohne Erbſünde empfangen worden ſey. Eine Lehre, die nichts falſches hat. Wenn alle Kinder ohne Sünde empfangen werden, warum ſollte die gute Maria in Sünden empfangen worden ſeyn? *) — —

Neben der Mutter Jeſu fehlte es nicht an einer ganzen Partie andrer Heiligen ſowohl des ſchönen Geſchlechtes, als auch von Mannsleuten, die die Schweizer in dieſen Jahrhunderten verehrten. Dabey machten ſie ſolche zu Schuzgöttern ihrer Kinder, die nach ihnen in der Taufe genannt wurden, ihrer Kirchen, denen ſie ihre Namen

*) Hat je eine Lehre des Syſtems ſichtbaren Schaden geſtiftet, ſo iſt es die von der Erbſünde. — Man mag nun ſagen, was man will, und Unterſcheidungen hervorſuchen, wie man kann, — dieſe Lehre, wie ſie gemeiniglich vorgetragen wird, iſt ganz falſch: — Tugend und Sünde können nicht gedacht werden, wenn das Subjekt, in dem ſie ſeyn ſollen, noch nicht Erfahrungen geſammlet, — noch keine Kenntniß von dem, was gut, und böſe iſt, erlanget, noch keine Beiſpiele von der Tugend und dem Laſter geſehen hat. — Dies kann aber das neugeborne Kind nicht gethan haben. Wollte man zu Adams Sünde heraufſteigen, ſo wäre das nun noch ſeltſamer. — — —

gaben; ſie ſchworen zu ihnen leibliche Eide, und verſäumten keine Gelegenheit, ihnen ihre Unterthänigkeit zu beweiſen. Dieſe Anrufung der Heiligen gehört mit unter die läſtigen Cerimonien, die zu nichts helfen, und wobey man nur die Sprachorganen auf eine übertriebene Art in Bewegung ſezte. Die geiſtlichen Orden geriethen darüber nicht ſelten in Streitigkeiten über den Vorzug des Heiligen, den ſie anbeteten, vor dem, welcher der Schuzgott des andern Ordens war, gerade ſo, wie einſtmals Egyptens Völkerſchaften Krieg führten, wenn die eine das Thier, welches die andre für ihren Gott hielte, nicht dafür anſehen wollte, und wohl gar verwegen genug war, es zu ſchlachten und aufzueſſen. — Die Proceſſionen kamen damals in der helvetiſchen Kirche wo nicht auf, doch in Schwung. Vernünftige Schweizer lachten, aber Kleriſey und Pöbel fanden ihr Intereſſe dabey zu ihrem großen Nuzen. Im vierzehnten Jahrhundert ſollen die Einwohner der Stadt Steinen, im Kanton Schwiz gelegen, die erſte Kreuzfahrt gethan haben, um ſich mit den Einwohnern in Uri verſchiedener Staatsangelegenheiten wegen zu unterreden. Nachhero folgten dergleichen Proceſſionen in Ueberfluß, die man in allgemeine und beſondere eintheilte. — Einige waren unumgänglich nöthig, und denen

mußten ſchlechterdings aus jedem Haus einer beiwohnen. — Eräugneten ſich unvermuthete Vorfälle, z. B. Hungersnoth, — Viehſterben, — großes Waſſer, — Dürre des Landes, — Heuſchrekken u. ſ. w. ſo grif man in aller Geſchwindigkeit zu außerordentlichen Proceſſionen, wobey es die Kleriſey weder an Pracht, noch an Gottloſigkeit fehlen ließ.

Mit den Sakramenten trieb die ſchweizeriſche Kirche, gleich andern, den größten Aberglauben. — Man geſtattete nicht blos die Noth — ſondern auch die Taufe durch Weiber. — Die Hoſtie im Abendmahl gebrauchte man nach Belieben zu allem. — Bald gieng man mit ihr in der Hand ins Feuer, welches etwa ausgebrochen war. — Im Kriege wurde ſie ins Feld getragen, den Feind zu überwinden, oder zu beſänftigen. — Ließ ſich etwa ein Geiſt ſehen, ſo verſuchte man vermittelſt derſelben, ob es ein guter oder ein böſer Geiſt ſey? — Man bediente ſich des Sakraments, um den Segen zu ſprechen. Eines ſolchen Segens waren aber nicht blos Menſchen, ſondern auch Feldfrüchte, — das Hausgeräthe, — ja ſelbſt die Luft fähig. — Die Pracht der Gotteshäuſer, der Prieſter, und der äußerlichen Gebräuche bey dem Gottesdienſt ſtieg von Tag zu Tag bis ins Unglaubliche.

Dahin gehören auch die lächerlichen Unterſcheidungen gewiſſer Tage und Stunden, deren man einige beſonders glüklich, andre höchſt unglüklich hielt. So verſchob Herzog Leopold ſeinen Angrif der drey Länder Uri, Schwiz und Unterwalden blos deshalb, weil es der Katharinentag war. — Hieher die ſogenannten Unſchuldsproben, welche alſo das Leben oder den Tod eines vermeinten und angeklagten Miſſethäters durchaus entſcheiden konnten. Die Zweikämpfe wurden beſonders hiezu gewählt. So ward 1400 **Otto**, der lezte Graf von Granſee, von ſeinem Ankläger, dem Ritter Gerhard von Steffis ums Leben gebracht. — Im Jahr 1288 wurde zu Bern eine Frau von ihrem Mann erſtochen.

Bey allem Wuſt von äußerlichen Gebräuchen hatte ſich das Leben der Kleriſey, und ihr Wandel ſichtbar verſchlimmert. Ueberhaupt traten Sittenloſigkeit, freie, ungeſcheute Ausübung aller Arten von Laſter, — Untreue im geſellſchaftlichen Leben, Unzucht in den heiligſten Verbindungen, — Betrügerey, und andre entheiligende Gewohnheiten an die Stelle der Gewiſſenhaftigkeit, — der bewährten Treue und Unſchuld, — der offnen Redlichkeit im Handel und Wandel, je mehr der Pomp des Gottesdienſtes und andrer kirchlichen Verrichtungen von der alten Simplicität und Reinigkeit

abwich. In Bern, Zürch, Baſel, Mühlhauſen, u. ſ. w. waren öffentliche Hurenhäuſer, wo man für Geld und gute Worte die Dirnen haben konnte. Königinn Agnes verweilte ſich einge Zeit unter ihnen, und gab ihnen große Freiheiten. — Schweizeriſche damals lebende Schriftſteller entſchuldigen dieſe Laſterhaftigkeit damit: — „Hurerey treiben ſey zwar eine Sünde, doch von wegen „des gemeinen Weſens, und um ſchwerere Sünde auszuweichen, weil nämlich „nicht ein jeder ſein eigen Weib haben könnte, werden die Huren geduldet, nicht anders, wie man Hunde hielte, um „gegen die Wölfe ſicher zu ſeyn.“ — So gab **Ulrich Surgant**, Pfarrer in Baſel, den Rath, man ſolle gegen die Prieſter, welche Konkubinen gehalten, nicht gar zu ſtrenge verfahren, ſondern ſie dem Gerichte Gottes überlaſſen, und ihnen durch die Finger ſehen, nicht anders, als man die Huren und viele andre Sünden dulden müßte. — Schöner Kontraſt!! die Werkheiligkeit wird bis ins Närriſche getrieben, — und die gröbſten Sünden des Fleiſches werden begünſtiget. — —

Die Verfaſſung der Geiſtlichen war traurig, man mag nun auf ihre Einſichten, oder auf ihr Leben und Wandel ſehen. — In der vorigen

Periode ſahe es um die Diener Gottes ſchlecht aus, izt iſt ihr Schade beinahe unheilbar. — Die Kirchenbedienungen waren nicht nur in den Händen ganz junger, unerfahrner Prieſter. Man hat Beiſpiele, daß Jünglinge von vierzehn Jahren ins Predigtamt gekommen ſind. Manchmal waren ſie bey ihrer Kirche gar nicht gegenwärtig, und, wenn ſie auch zugegen waren, verrichteten ſie doch ihr Amt mit vieler Nachläßigkeit und Untreue. — Sie machten ſich den Gottesdienſt leicht, und ließſen das Wichtigſte dahinten. Die Unterweiſung der Jugend in der Religion unterblieb ganz und gar. — Das Predigen war auch eine ſeltene Sache. Deſto häufiger las man Meſſen; — und damit das Volk über das wenige Predigen nicht unwillig werden möge, ſo ward denen, welche fleiſſig zur Meſſe gehen, vierzig Tage, und denen, die in die Predigt giengen, nur zwanzig Tage Ablaß verſprochen. Den Predigern ward eingeſchärft, ſich kurz zu faſſen, damit dem hohen Amte, der Meſſe, — und andern Uebungen des Aberglaubens die erforderliche Zeit nicht entzogen würde. Wenn ja gepredigt wurde, ſo waren die Vorträge mehr den Gaukeleien der Komödianten, als den ernſthaften, kräftigen Vorſtellungen überzeugter und gerührter Religionslehrer gleich. — Sie befaßten ſich mit lächerlichen, läppiſchen Fragen aus den

Scholaſtikern, — erzählten unnüze, dem Volke ganz gleichgültige Kleinigkeiten und Kontroverſen, — und eilten, was ſie konnten, zum Ende. — Meſſe leſen, und die ſieben kanoniſche Tag- und Nachtzeiten waren auch der ganze Gottesdienſt, und die ſämmtliche Beſchäftigung, welche ſich die Geiſtlichen machten. Das Singen war ganz vorzüglich beliebt, und gemeiniglich waren die Kantores zu Zürch und Soluthurn Chorherren.

Die Gebräuche des Gottesdienſtes wurden nie, ohne bezahlt zu werden, verrichtet. Erasmus beſchreibt dies folgendergeſtalt: „Keiner kann „ein Chriſt werden, er laſſe dann Geld „ſehen; ohne Geld wird man keine Ehen „einſegnen; die Prieſter hören keine Beich„te, ſie haben dann etwas Gewinns darvon „zu hoffen; zum Meßleſen muß man ſie er„kaufen: ſie ſingen nicht anders als um „Lohn: — ſie geben Chriſti Leichnam nicht „ohne Geld, ja ſie verkaufen auch die Be„gräbniſſe, und zwar auf einem fremden „Erdreiche. Sie werden weder Stein noch „Kelch ſegnen, es werde ihnen dann der „Lohn davon.“ Wollte man zu Zürch ein Kind taufen laſſen, ſo koſtete das Waſſer im Winter zwey und im Sommer einen Pfennig. — Die Privatkommunion ward ohne Geld gar nicht

gegeben, und, wer die Jura Stolä nicht bezahlen konnte, der mußte ohne dieſes Viatikum erhalten zu haben, dahin ſterben. — Zur Einforderung dieſer Geldeinnahmen gebrauchten ſie alle nur erſinnliche Mittel, die nicht ſelten auf großen Zwang hinausliefen; um ſo mehr, da ſie von den Chorherrn und andern Prälaten gedränget wurden, denen ſie von allen ihren Einnahmen einen anſehnlichen Theil abzugeben ſchuldig waren. Der Teufel mußte immer herhalten. Daher ſchreibt auch ein Gelehrter — „So kein Teufel wäre, hätte „die Kleriſey keine Nahrung; der Pabſt „und die Kardinäle müßten darben, denn, „wen hätten ſie, daß ſie dem Volke die „Opfer abdrohen könnten?“ — —

Die gute Einnahme des geiſtlichen Standes, und der Müßiggang, den ſie hatten, machte ſie zu übermüthigen Verſchwendern, zu laſterhaften Menſchen, oft zu den niederträchtigſten Böſewichtern. Mit dem Pokal und der Karte in der Hand vertrieben ſie ſich die Zeit außer dem Gottesdienſte, — hielten weitläuftige Geſellſchaften, — gaben große geldfreſſende Gaſtereien, — wendeten viel auf Pracht und Staat, — mäſteten ihren Körper, und kümmerten ſich wenig darum, ob ihre Seele öde und wüſte blieb, wie einſt das Chaos auf dem Erdboden, oder ob ſie ſolche durch nützliche Kenntniſſe,

und Erfahrungen kultiviren ſollten. Hier ſind die Worte eines Schweizers *) ſelbſt: „Ihrer al„ler Uebung gemeiniglich und allenthalben „war — in der Kirche ſingen und leſen, „in köſtlicher Wath (Pracht) gezieret, al„lerley Kirchengepränge und päbſtliche Ce„rimonien ausrichten: — Außerhalb der „Kirche eſſen, trinken, ſpielen, huren, kurz„weilen, Reichthum ſammlen, die Armen „drukken und andre dergleichen fleiſchliche „Uebungen. Sie ſind ungelehrt, Simons„geſellen, die ſich nicht ſcheuen, ihre in Hu„rerey erzeugte Kinder, ſamt den Huren in „ihren Häuſern zu halten. Sie ſuchen in „dem Bauche, dem Geize, und den Wohl„lüſten, gleich den epikureiſchen Schweinen, „ihr einziges Vergnügen.“ **)

*) Georg Vögelin, Stadtſchreiber zu Koſtniz.

**) Meines Erachtens gehört es unter die ſchwürigen Unterſuchungen, ob ein Geiſtlicher ſpielen ſolle? — — An und vor ſich kann Spielen ſo wenig Sünde ſeyn, als Wein trinken, oder in das Schauſpielhaus gehen. Aber es kann Sünde werden, wenn es von dieſer oder jener Perſon zu gewiſſen Zeiten, und unter gewiſſen Umſtänden abgewartet wird. — Was haben aber Geiſtliche zu thun? — — die ſicherſte Antwort werden ihnen die Umſtände, und die

Nicht beſſer gieng es in den Klöſtern zu. Die kurz vorher angeführte Königinn Agnes war im Kloſter zu Königsfelden, und war eine von denen, die das Kloſter am meiſten bereicherten. Tſchudi giebt von ihr folgende Nachricht: — „Sie „wohnte mehrentheils im Kloſter KOE= „NIGSFELDEN, iſt in ihrer Jugend „ein tyranniſch blutgieriges Weib geweſen, „die viel unſchuldige Leute, Edel und Un= „edel tödten und aufreiben laſſen, von we= „gen des an ihrem Vater K. ALBRECHT „verübten Todſchlages, und der Unſchuldi= „gen viel mehr, wie der Schuldigen, wie „männiglich zur ſelbigen Zeit geſagt. — „Darnach nahm ſie ſich geiſtlichen Weſens „an, darauf nicht jedermann viel hielt, und, „wiewohl

Situationen geben, in denen ſie ſich mit ihrer Gemeinde befinden. — — Ich würde, nach meiner Ueberzeugung zu urtheilen, dem Geiſt= lichen alle Spiele mit Charten abrathen, ſo nie= drig auch nur immer geſpielet werde. — — Es ſind ja überdem ganz andre Ergözungen in der Geſellſchaft, als das oft ſo gedankenloſe, unſin= nige **Spielen**. — Es ſollte auch billig in allen Geſellſchaften nur alsdann geſpielt werden, wenn der Stof zu Geſprächen aufhörte, — oder wenn es daran zu fehlen anfieng.

„wiewol ſie izt ein alt Weib iſt, ſo konnte ſie „doch ihre alte liſtige Tüke nicht laſſen, wenn „daß ſie durch ihren Schein geiſtlichen Le„bens oft die Leute betrog, daß ſie ihrer „ſonderen Gerechtigkeit vertraueten, und „in ſpennigen Sachen auf ſie als eine Mitt„lerinn kamen; da ſie ſich oft anders erzeigt, „als ſie ſich zuvor geſtellt hatte.“ Ihrem Beiſpiel folgten faſt alle Nonnen. — Die Nonnenklöſter waren Sammelpläze der frechſten, zugleich aber wohlgeſtalter Mädchen, aus denen ſich die Prälaten — andre von weltlichem Stande, — ſogar Fürſten und Herren nach ihrer Nothdurft verſorgten. „Puellarum Monaſteria, ſagt der alte „Clemann, execranda proſtibula ſunt, laſciuorum „et impudicorum iuuenum ad libidines explen„das receptacula ut idem hodie ſit, puellam ve„lare, quod ad publice ſcortandum exponere.“

Die Urſachen eines ſo großen Verfalles der Kleriſey ſind gar nicht ſchwer zu finden. Sie liegen,

1) in der übertriebenen Gelindigkeit der Kaiſer und Fürſten gegen dieſelbe. Die Geiſtlichen waren ihnen gemeiniglich zur Seite, und konnten alſo faſt alles von ihnen erhalten, was ſie wünſchten.

2) Der vornehmſte Adel begab ſich in den geiſtlichen Stand. Z. B. die Grafen von Habsburg, — Savoy, — Toggenburg, — Froburg, — Rüſſegg. — Dafür ſorgte auch der römiſche Hof, daß immer dergleichen Perſonen in denſelben aufgenommen wurden.

3) Die häufigen päbſtlichen Diſpenſationen haben auch das Ihrige beigetragen. Der Pabſt erſtrekte ſeine Gewalt über Dinge, die ganz und gar aus ſeinem Bezirke lagen. — Was erlaubt und gleichgültig war, verbot er, und was verboten war, das erlaubte er. — Meineid, — Todtſchlag, — Giftmiſcherey, — Vater- Mutter- und Brudermord ward abſolvirt. Manche Päbſte lieſſen Blutſchande, Sodomiterey u. ſ. w. ungeſtraft. — Solcher Gewalt maßten ſich in der Folge die Biſchöfe, Prälaten, — Prieſter und Mönche an. Sie ſelbſt thaten, was ihr Herz wünſchte und dann erlaubten ſie auch, was ſie ſelbſt nicht lieſſen. Ueberhaupt ſcheint die Freundſchaft, die die Päbſte gegen die Eidgenoſſen äußerten, ihnen mehr gefährlich, als nüzlich geweſen zu ſeyn. Der bitterſte Feind hätte ihnen keinen ſo großen Schaden zufügen können, als ſie ihnen zufügten. Julius der Zweite verwikkelte ſie mit Frankreich in die blutigſte Kriege. Ueber 137000 tapfre Eidgenoſſen zogen um des Pabſtes willen nach Italien, und

wurden faſt alle durchs Schwerdt, oder durch die Peſt, oder durch Hunger aufgerieben. Kirchen- und Religionsweſen litt am meiſten. — Keiner Nation iſt vielleicht der Ablaß theurer zu ſtehen gekommen, als der ſchweizeriſchen, weil ſie ſolchen mit ihrem und ihrer Söhne Blut bezahlen mußten. Dabey brachte er ſie um manch ſchönes Kapital, und um verſchiedene Abteien, und Klöſter. Die Kardinäle trieben mit den geiſtlichen Stellen der Schweiz, die ſie an ſich riſſen, Handel und Wandel. — Wer das meiſte bot, dem gaben ſie ſie, und ſo bereicherten ſie ihren Beutel, und vermehrten ihre Herrſchaft. Gemeiniglich zwangen ſie den **Helvetiern** Italiäner, und andre Fremde auf, deren Sprache und Aufführung ſich eben nicht ſonderlich nach Helvetien ſchikten. Der Stadt **Zürch** wurden Schwaben, — Schleſier, — Pfälzer, u. ſ. w. aufgedrungen; die ſchlimmſten unter allen aber waren die Geiſtlichen, die ihnen von **Rom** aus geſandt wurden. Die Landskinder *) mußten dabey den kürzeren ſpielen. —

*) Dieſer Kunſtgrif gehört zu der abgefeimteſten Liſt des römiſchen Stuhles, ſich in Helvetien ſo viel Anhang zu verſchaffen, wie er nur immer konnte. Nothwendig war es zu dieſem Entzwek allerdings, daß er auch römiſche Geiſtliche herüber ſchikte, um ſich auch dadurch die

Sehr gut beſchreibt dieſe Verhandelung der geiſtlichen Stellen Theodor Urie auf folgende Art: „Qui Mammonam habuerit iniquitatis maligno „armatus ſpiritu, quamtumcumque fuerit ſuper„fluens; pauperi praeponitur quantumuis digno.“ — „Si veniret,“ ſagt ein andrer, „cum ſacco „paratus qualiscumque Beanus ad ipſam curiam „et emere vellet, qualecunque beneficium Ec„cleſiaſticum vacans, illud ipſi indubitato conce„deretur, non diſcuſſo prius de ipſius ideonita„te, an ſufficienter litteratus exiſtat, ſed ad ſo„lam pecuniam reſpectus habetur. Igitur ille „Beanus cachinnatur de illo, qui diu ſtudendo „expoſuerit proprium patrimonium, cum ille „Beanus cum 20 aut 30 florenis, quos expende„rit in curia, pro beneficio Eccleſiaſtico plus „operetur, quam ille Doctor, vel Magiſter „absque pecunia.“ —

Herzen der Unterthanen deſto ſchleuniger und eher zu unterjochen.

Bey der Beſezung der geiſtlichen Stellen durch fremde mache ich die Anmerkung, daß es für einen Staat nimmermehr gut ſeyn könne, die Eingebohrnen des Landes von öffentlichen Bedienungen auszuſchlieſſen, und ſie Fremden zu ertheilen. Selbſt beim geiſtlichen Stande ſollte es billig nicht ſo ſeyn, ob es gleich hier weniger ſchadet, wie beim Civilſtande.

4) Die zu gelinde Strafen der Geiſtlichkeit trugen hierzu gleichfalls manches bey. In Zürch mußten die Fehlende, was ſie auch gethan haben mochten, höchſtens Stubenarreſt halten, oder hungern, — oder auf der Erde ſizen, — oder ein paar Stunden im Gefängniß eingeſchloſſen bleiben. *)

* *

Mit den Todten trieb man den Aberglauben der vorigen Periode. Das Fegfeuer kam treflich in die Höhe. — Gewinnſüchtige Prieſter gebrauchten es mit aller nur möglichen Freigebigkeit, dem Sterbenden ſeine lezte Stunden zu erſchwe-

*) Ganz poſſierliche Strafen!! — die in unſern Zeiten zu kindiſch ausfallen würden.

Die Geiſtlichkeit muß allerdings geſtraft werden, wenn ſie ſich vergehet. — — Warum ſollte ſie darinnen einen Vorzug vor andern Bürgern im Staate haben? — — wenn ein Glied des Körpers krank iſt, ſo heile man es, — kann es nicht geheilet werden, ſo amputire man's, damit der Körper erhalten werde.

In den preuſſiſchen Staaten beobachtet man ganz ſicherlich bey den Strafen der Geiſtlichen viel Ebenmaß, und Billigkeit. Und daran ſind die tolerante Geſinnungen der Geiſtlichen, und die ſtrenge Gerechtigkeit der Obrigkeiten Schuld. — — —

ren], und ſeinem Beutel wehe zu thun. Hiernächſt wurden Kirchhöfe, — Kreuzgänge, — Glokken, — Meſſen, u. d. gl. angeprieſen. Mit dem Begräbniß ſelbſt gieng es ungemein prächtig zu, je nachdem es die Vermögensumſtände deſſen, der ſeinen Geiſt aufgegeben hatte, erlaubten. Die Begräbniſſe in der Kirche kamen gleichfalls auf. Zürch ließ ſich für ein Grab in der Kirche zwanzig Gulden bezahlen, und ſo ſtiegen die Koſten, je vornehmer der Todte war. Hierzu half den Geiſtlichen das Fegfeuer. Sie beredeten nämlich das Volk, wer in der Kirche begraben liege, der würde in dem Fegfeuer nicht ſo lange aufgehalten, ſondern könnte ſich auf eine frühere Erlöſung aus demſelben Rechnung machen. *) Dies gieng ſo weit, daß zuweilen die Todten von ganz entfernten

*) Ueber das Begraben in den Kirchen iſt bereits genug geſagt worden. Daher mag ich es nicht ausſchreiben. — Es hat gewaltigen Schaden geſtiftet, und ſtiftet ihn noch. — — Indeſſen erregt es einen ehrerbietigen Schauer, wenn man die Kirchengewölber beſucht. — Ich kann aus meiner Erfahrung ſagen, daß mir ein gewiſſer Tag, an dem ich das Gewölbe der Parochialkirche zu Berlin beſahe, ganz ſicher einer der lehrreichſten geweſen iſt. — Sarg auf Sarg, — der Graf neben dem Kaufmann, — der Jüngling neben der Wittwe, — der

Oertern in die Schweiz gebracht wurden. Kaiſer Rudolph ließ 1281 ſeine verſtorbene Gemahlinn von Wien nach Baſel bringen. **Bernhard**, Graf von Thierſtein, erkannte auf dem Todtenbette, „er habe zwar ſein ganzes Leben durch eine „Kette böſer Handlungen verunehrt, und „in Werken zugebracht, die zur Verdamm-„niß führen, er verlange aber, zu ZURCH „in den großen Münſter an der Seite der „heiligen Märtyrer begraben zu werden,— „damit der Gottesdienſt, der daſelbſt gehal-„ten würde, ihm zu ſtatten kommen möchte.“ Die Edlen und Ritter, die in Morgarten und Sempach ihr Blut fürs Vaterland vergoſſen, wurden in der Kirche beigeſezt. — Die von dem

Miniſter neben dem Offizier, — — das flößte mir eine heilige Stille und Wehmuth ein.

Es wäre zu wünſchen, daß man auch ſolchen Gewölbern mehr Aufheiterung geben möchte. Ich habe ſchon überhaupt etwas über die Abänderung unſrer Begräbnißmethode geſagt. — Hier in dergleichen Ruhewohnungen abgeſchiedener Menſchen ſollte die größeſte Munterkeit herrſchen. — Dann, wenn dies abgeändert wäre, müßte man öfters die vornehme und geringe Jugend in dergleichen Säle führen. — Hier könnten ſie am beſten das **Studium des Menſchen** lernen!!!! —

Herzog zu Burgund ermordeten tapfern Helvetier wußte man nicht beſſer zu ehren, als daß man ihnen ihre Ruheſtätte in der Kirche anwieß. — Je näher dem Altar, deſto theurer war die Stelle, aber auch deſto vortheilhafter das Begräbniß, und deſto ſchleuniger ward die Seele aus dem Fegfeuer errettet.

Die Seelenzettel und Seelenämter hiengen damit ganz genau zuſammen. Jene enthielten die Namen der Verſtorbenen, und wurden gegen Erlegung einer dazu beſtimmten Summe des Sonntags von den Kanzeln verleſen. Dieſe beſtanden in religiöſen Uebungen bey den Gräbern der Abgeſchiedenen, in Geſang, und Meſſen, und Gebetern, wobey auch den Armen ausgetheilet wurde. Sie wurden manchmal viele Jahre hindurch zu gewiſſen Zeiten widerholet, und man hat Beiſpiele, daß ſie ein ganzes Jahr hindurch daureten. Für die Seelen der Helvetier, die in dem Kriege wider den ſchwäbiſchen Bund ihr Leben verloren hatten, wurden drey verſchiedene Aemter gehalten. — Die Gräber ſelbſt waren ihnen heilig, und wurden fleißig beſucht. So verpflichtete der Rath in Zürch alle Kaplanen, daß ſie die Gräber ihrer verſtorbenen Amtsbrüder **dreißig Tage** hintereinander beſuchen mußten.

Jedoch, ich breche auf einmal ab, und eile zu Betrachtungen, die noch weit wichtiger ſind, und komme zu der Zeit, da die Schweiz ſich eines Joches zu entledigen wußte, das ihr zu hart und eiſern ward. — — Die vorher angeführten näheren Umſtände zeigen zur Gnüge, wie barbariſch man größtentheils in Religionsſachen gedacht, wie ungeſtüm man den Aberglauben ausgebreitet, und mit wie arger Hinterliſt man diejenigen, die nicht ſo dachten, wie die herrſchende Kirche dachte, zur blinden Annehmung ihrer Lehrſäze zu bereden gewußt habe. — — — —

Dritte Abtheilung.

Von der Reformation bis auf die gegenwärtige Zeiten.

Erſter Abſchnitt.

Von der Reformation bis zu dem erſten Landfrieden der reformirten und katholiſchen Kantons.

1529.

Vorläufige Erinnerungen.

Ich walle izt in den fruchtbarſten Gefilden Helvetiens. Hier werde ich mich länger verweilen müſſen, als vorhero, wo ich theils zu viel Aberglauben, Betrügereien, und Laſterrügen, (vor welchen ich mit gutem Willen ganz ſchleunig vorüber gieng) theils aber das wenige Gold unter den Schlaken mit der gröſten Mühe aufſuchen mußte. Die vorigen zwey Abtheilungen machen das eiſerne Zeitalter Helvetiens aus, dieſe aber das güldene. — Jene Perioden gleichen einem Wege durch Sümpfe und Moräſte, durch Hekken und Dornen, — dieſe iſt ein angenehmer Steig durch urbare, anmuthsvolle Gegenden, über fruchtbare Auen und Wieſen. Ich hoffe dem Leſer die Zeit, die er auf die Lektüre dieſer Abhandlung wendet, erſezen zu können, und, wenn ich ihm bey der vorigen Abtheilung den Rath gab,

eine oder ein paar Seiten überzuſchlagen, wenn's ihm nicht gefiel, ſo ſchmeichle ich mir, daß dieſer Rath in der gegenwärtigen nicht nöthig ſeyn werde.

Ich werde planmäßig verfahren. Das Intereſſanteſte aus der **Reformations-Geſchichte** iſt alſo auch izt das Ziel, zu welchem ich alles, was ich zu ſagen gedenke, hinrichten will. — Davon muß ich ausgehen, und dahin muß ich zurükkommen, wenn ich mein Verſprechen halten will.

Hieraus folgt Verſchiedenes.

1) Ich werde keine vollſtändige Erzählung der **ganzen** Reformation der Schweiz liefern. — Ich ſchreibe keine Reformationsgeſchichte der Schweiz, ſondern ziehe aus alten Merkwürdigkeiten dieſer Provinz die **Quinteſſenz**. — Indeſſen will ich in meiner Abhandlung darüber doch nichts verſäumen, was irgend **Wichtig**, — **Groß** und **Gemeinnüzig** zu ſeyn ſcheint. — Ich weiß es wohl, daß man anizt von einem Schriftſteller verlangt, ſo **gedrängt**, — ſo **kurz** zu ſchreiben, als möglich. — Das iſt ganz gut. — Unſre ökonomiſche Zeiten erfordern dies, und ein jeder ehrlicher Autor muß ſeine Leſer als Freunde betrachten, denen er alle unnöthige Ausgaben erſparen

ſoll. — — Doch muß über das Gedrängte, über das Kurze, nur die Sache ſelbſt nicht leiden. — Es geht gerade ſo mit dieſer Forderung, wie mit einer andern, daß man empfindſam, — gefühlvoll ſchreiben, und ſympathiſiren ſoll. Und über das Empfindſame, — Gefühlvolle, — und über das Sympathiſiren vergißt man zulezt, daß man auch einen Kopf hat, dem man doch einen gewiſſen Rang einräumen ſollte, wie man dem Herzen vielleicht einen zu großen einräumet.

2) Die Entſtehung, den Fortgang, und die Folgen der Reformation in Deutſchland werde ich nur in ſo fern einweben, als es mir nöthig ſcheinen wird. — Die deutſchen Reformationsbegebenheiten hängen durchaus mit denen in der Schweiz zuſammen. — Die müſſen alſo manchmal der Ordnung und Vollſtändigkeit wegen eingeflochten werden.

3) Ich habe mich in der Vorrede zum erſten Band bereits erklärt, daß ich in dem gegenwärtigen Werke ein Handbuch zu veranſtalten gedächte, welches ein jeder, ſtatt aller andrer, die zu weitläuftig, und zu koſtbar ſind, über die Schweiz nachſchlagen könnte. — Deßhalb mußte ich auch meine Erzählungen und meine Räſonnements allgemein wichtig machen, und

dafür ſorgen, daß ein jeder, aus welchem Stande er auch ſeyn möge, Nahrung fände, und ſeine Erwartung nicht getäuſcht ſehe.

4) Ich denke, die Religionsbegebenheiten ſo vorzuſtellen, wie ſie geſchehen ſind, — ohne Vergrößerung, — ohne ſie aus fremden Urſachen herzuleiten, — ohne ſie auszuſchmükken, — ohne die Reformatoren bis in den dritten Himmel zu erheben, — und gut zu heiſſen, was nicht gut geheiſſen werden kann.

5) Eben ſo wenig werde ich mich auf irgend eine Seite ſchlagen, ſondern ganz unpartheiiſch die Wahrheit auftiſchen, ſo wie ich ſie finde, — keinem zu Lieb und Leide reden, und mich ganz gewiß alles unanſtändigen Verkezerns enthalten. Ein Fehler, in welchen die meiſten Schriftſteller, die die Reformation der Schweiz geſchildert haben, gefallen ſind. —

Ich fange alſo gerade zu mit der Schweizer-Reformation an, und werde die Sache mit Fleiß da ausholen, woher ſie angefangen werden muß.

—

Das Anſehen des Pabſtes, der Kleriſey und überhaupt aller derer, die zum geiſtlichen Stand nahe oder entfernt gehören, war ſo hoch geſtiegen, daß es den Schweizern beinahe unerträglich ward.

Leo der Zehnte ſaß damals auf den päbſtlichen Stuhl. — Unpartheiiſch die Sache erwogen, war er ein ganz außerordentlich *) großer Mann. Er war Belletriſt, Kenner der Alterthümer, und Beſchützer der Künſte. — Die Theologie war nur ſeine Sache nicht, — denn es iſt ziemlich wahrſcheinlich, daß er nichts geglaubt hat. — Bayle und Arnold ſind mir wenigſtens hierinnen zwey unverdächtige Zeugen. — Er ſoll ſeinem Sekretair Bembus einmal geſagt haben, „die Fabel von Chriſto habe ihm und dem Kollegium der Kardinäle ſehr viel eingetragen.“ Er lebte

*) Keinem billigen Leſer kann es auffallend ſeyn, daß ich dieſen Pabſt lobe. — Er und die römiſche Kleriſey glaubten von dem ganzen Chriſtenthum wenig oder nichts. — Im Grunde wäre auch dem Pabſte die Reformation gleichgültig geweſen; wenn er nur dadurch keinen Schaden an ſeinen Revenüen gelitten hätte. — Er dachte auch von Luthern nicht übel, ſondern ſoll ihn gelobt haben. —

Hiebey fällt mir die Frage ein: Sind wohl vor der Reformation unter der Geiſtlichkeit mehr Zweifler geweſen, oder nach der Reformation? — — Ich glaube immer, — faſt mögen vor der Reformation mehrere die Lehren ihres Syſtems nur aus blindem Gehorſam wider ihre Ueberzeugung vertheidigt haben, als nach derſelben. —

unter Umſtänden, die die Sorge nothwendig machten, ſeine Finanzen zu vermehren, und alles beizutragen, um ſich ſelbſt keine Unruhen aufzuladen, die hernach ſeinen Schultern zu ſchwer werden möchten. — Dies gab zum Ablaßkram Gelegenheit, — und dieſer Pabſt war in den Händen der Vorſehung *) Veranlaſſung, daß das wichtige Werk, die Glaubensreinigung zu Stande kam, — das man ſo lange gewünſcht und geraume Zeit hatte aufſteigen ſehn.

Er ſchikte alſo in alle Welt Miſſionarien, die den Leuten **Indulgenz** anbieten, und, im Fall,

*) Ich verſtehe hiebey die Veranſtaltung Gottes, nach der er ſich auch ſolcher Mittel zur Erreichung ſeiner höchſt weiſen Abſichten gebraucht, die dem erſten Anſchein nach eben nicht ſonderlich geſchikt zu ſeyn ſcheinen, dieſelben zu erreichen. —

Ich billige es ſehr, daß vernünftige Menſchen alle ihre glükliche Begebenheiten auf die Vorſehung, als die lezte Urſache aller menſchlichen Handlungen reduziren. — Nur gefällt mir die übertriebene Sprache gewiſſer Menſchen nicht, die die Vorſehung oft mit Haaren herbeyziehen, wo ſie gar nicht gewürkt hat, ſondern, wo es ganz offenbar und ausgemacht iſt, daß Menſchen die Sache in Gang gebracht und geleitet haben, — ohne den Wink der Vorſehung erſt abzuwarten. — —

daß ſie ſie annähmen, ſich dafür bezahlen laſſen möchten. — Dabey hatten ſie die Vollmacht, dem, der ſie bezahlen wollte, auch die völlige Erlaubniß zu ertheilen, an den Faſttagen Eyer, Milch, Käſe und Fleiſch zu eſſen. — Das mochte manchem angenehm ſeyn, der gerade dergleichen Speiſen gern as.

Dieſer kluge Pabſt hatte ſich die **Helvetier** ganz beſonders zu Freunden gemacht. Er herrſchte als ein Deſpot über ſie, wußte ſie nach ſeinen Wünſchen zu beſtimmen, und ſchien gerade dazu gemacht zu ſeyn, als ein verſchlagener, hinterliſtiger Mann alles in die Schlingen zu ziehen, die er den Unvorſichtigen geleget hatte.

Johann **Tezel** in Deutſchland, und Bernhard **Samſon** in der Schweiz waren die Rüſtzeuge in des Pabſtes Händen, ſeine Finanzen zu vermehren, und ihm dadurch vergnügtere, ſorgenloſere Tage zu verſchaffen. — Jenem widerſezte ſich **Luther** in Wittenberg, und dieſem **Zwingly** in der Schweiz. — — Sie kamen beide auf einen Punkt, nur daß die Wege verſchieden waren, auf denen ſie beide zu einem Ziele hinwalleten!! — — Ich halte mich nur bey dem Reformator der Schweiz auf. — —

Ulrich Zwingly ward 1485 den erſten Jenner zu Wildenhauß in Toggenburg geboren. Sein Vater war Amman, und wegen ſeines ehrenvollen Standes, und rechtſchaffnen Lebens bekannt und geſchäzt. — Selbſt Gelehrte der römiſchen Kirche, z. B. der Kardinal Pallavicinus geben ihm das Lob, daß er einen ungemein feurigen Geiſt gehabt habe, und allen Wiſſenſchaften gewachſen geweſen ſey. — Er ſtudirte unter Bartholomäus Zwingly, ſeines Vaters Bruders, die Humaniora, gieng hierauf nach Baſel, legte ſich daſelbſt unter andern auf die Muſik, wozu er überhaupt viel Luſt hatte. — Dann begab er ſich nach Bern, wo er Poeſie und Geſchichte erlernte, von Bern nach Wien, an welchem Orte er es in der Philoſophie ungemein weit brachte, ſo daß er 1505 in Baſel Meiſter der freien Künſte ward. — Hier hatte er den Doktor Thomas Wyttenbach zu ſeinem Lehrer in der Gottesgelahrtheit, der ihn zuerſt auf richtige Begriffe von dem Tode Jeſu Chriſti, und der dadurch geſtifteten Verſöhnung der Sünden aller Menſchen führte, und alſo der eigentliche Lehrer deſſelben war. — Im Jahr 1506 ward er Pfarrer zu Glaris. — Da legte er ſich auf die Philologie und Exegeſe, — erklärte Schrift aus Schrift, ohne ſich an Verſionen und

Kirchenväter zu halten. Nach zehnjährigem Aufenthalte zu Glaris nahm er den Ruf nach Einſidlen an, und verließ Glaris zu großer Betrübniß ſeiner Gemeinde, die ihm noch zwey Jahre lang ſein ganzes Gehalt nachſchikte, weil ſie ſich ſo lange immer noch Hoffnung machte, er werde wieder zurük kommen, und ſeinen ehemaligen Poſten wiederum annehmen.

Er war ein rüſtiger, kekker Mann. Frey, und ungezwungen in ſeinen Meinungen nahm er keine andre Richtſchnur des Glaubens an, als das göttliche Wort. — Schon mit Matthaeus, Kardinal von Sitten, ließ er ſich in mannichfache Unterredungen ein, die die Abſchaffung der Gebräuche im Pabſtthum, und den gänzlichen Umſturz des römiſchen Stuhles zur Abſicht hatten. — In Baſel trugen Fabricius Capito, und Johann Oecolampadius gleichfalls das ihrige bey. — Und ſo ward Zwingly von ihnen in ſeinem Eifer für die Wahrheit und die gute Sache der Religion unterſtüzt, die er nunmehr mit dem wärmſten Enthuſiasmus überall von den Schlaken des Pabſtthums zu ſäubern, und ihr die ächte apoſtoliſche Reinigkeit und Unſchuld wieder zu geben ſuchte. Man giebt ihm allerdings vieles Schuld, z. B. daß er den Plato, — Ariſtoteles, — Ovidius, — Martial, — und Hippokrates ſelig geprieſen habe. —

Und wenn das nun auch würklich wäre, was ſchadet es? — als wenn rechtſchaffne Menſchen bloß deßhalb keinen Anſpruch auf die Freuden des Himmels machen könnten, weil ſie einige Jahrhunderte zurük gelebt haben. — Er hatte die Liebe und Freundſchaft vieler Vornehmen in Einſidlen, — vermochte über den Biſchof von Koſtniz ſehr viel, und beredete ihn, daß er das Wort Gottes in ſeinem Biſchofthume rein und lauter predigen laſſen ſolle. — Dies machte bey dieſem ſonſt ſehr vernünftigen Mann den Eindruk, daß er, wie gleich mit mehrerm erhellen ſoll, der Ablaßkrämerey Grenzen zog, und ihr in ſeiner Diözes wenigſtens nicht die ausgebreitete Macht vergönnte, die ſie in andern Gegenden hatte.

Nunmehro kam der Zeitpunkt, in welchem Helvetien ſeines Irthums entledigt, und zu einer reineren Erkenntniß gebracht werden ſollte *). Dazu mußten ſich nun Mittel auf Mittel anbieten, einen Endzwek zu fördern, der in den Zuſammenhang der Dinge zu enge eingewebet war, als daß

*) Ich nenne hier die römiſch-katholiſche Religion nur in ſo fern einen Irthum, als ſie gerade zu der geſunden Vernunft, und dem Worte Gottes widerſpricht. — Denn ſonſt hat ſie auch, ſo wie alle drey Religionsſekten, viel wahres und viel falſches. — —

ihn die Widerſezungen feindlich geſinnter Menſchen hatten rükgängig machen können. — —

Bernhard Samſon, ein Barfüſſer Guardian, fand ſich 1518 mit einer außerordentlichen Menge Indulgenzen in der Schweiz ein. Er ſtieg über den Gotthard, und kam nach Uri. — In Einſidlen ſezte ſich ſchon Zwingly ſeiner Krämerey entgegen. — In Zug hatte er den Ablaß feil, und ſahe einen ſo gewaltigen Zulauf um ſeine Bude, daß er kaum zu ſeinen Kreuzern und Kiſten kommen konnte. — In Lucern und Unterwalden giengen die Indulgenzen gleichfalls ſehr gut. Zu Bern ward er aber abgewieſen, wußte ſich aber bey den päbſtlich Geſinnten wohl einzuſchmeicheln, und kam dadurch immer vorwärts, zumal, da er die Kirche daſelbſt mit den eidgenoſſiſchen Ehrenwapen behenkt hatte. Seine Ablaßpatente waren theils auf Pergamen, theils auf gut feines Papier geſchrieben. Die Armen gaben für einen ſolchen Brief zwey Bazen, die Wohlhabenden und Reichen aber eine Krone. — Etliche kauften für ganze Städte und Landvogteien Ablaß, und die mußten freilich mehr geben. — Ein Hauptmann Jakob von Stein erhandelte für ſich und ſeine ganze Kompagnie für einen Hengſt vollkommenen Ablaß, und ſowohl für ſeine Voreltern, als für

alle Unterthanen der Herrſchaft Abſolution *).

— —

Die Patente giengen vornehmlich dahin:

1) Daß alle Anweſende im Münſter, die mit gebogenem Knie ihre Sünden bekennen, und drey Pater Noſter, und drey Ave Maria beten würden, aus dem Schaz des Verdienſtes Chriſti und aller Heiligen, durch die Macht des Pabſtes von allen ihren Sünden, Pein und Schuld abſolvirt, und gleich wie von der Taufe, pur und rein ſeyn.

2) Daß alle die, welche an dem Tage (da er das leztemal in der Kirche predigte) mit andachtsvollem Gebete um das Münſter herum gehen würden, eine Seele, die ſie zu erretten wünſchten, aus dem Fegfeuer erlöſen könnten.

3) Nachdem die ganze Verſammlung niedergekniet war, und fünf Pater Noſter, und eben ſo viel Ave Maria gebetet hatte, ſo rief er aus: Nun wären alle Seelen der Berner, an welchem Orte, und welchermaßen ſie abgeſchieden wären, augenbliklich,

*) Dieſem Hauptmanne Jakob von Stein möchten es ohne Zweifel manche Hauptleute iziger Zeit nachthun, — — — wenn ihnen nicht ihre Hengſte zu lieb wären. — —

und ſämmtlich aus der Pein, nicht nur des Fegfeuers, ſondern ſelbſt der HOELLEN errettet.

Dieſe Deklamation rührte den Rath und die Bürgerſchaft. Er beſchenkte ſie mit dem ſogenannten Confeſſionale, und ward dagegen nicht nur ganz und gar koſtfrey gehalten, ſondern auch mit einem anſehnlichen Gehalte aus Bern entlaſſen *).

*) Hier ſind einge beſondre Beiſpiel, wie weit dieſer Miſſionarius in ſeinen Anerbietungen gieng.

1) Er erlaubte, daß der Käufer eines Briefes (für den er aber zuvor dreizehn Gulden Rheiniſch erlegen mußte) ſich nach ſeinem Belieben aus den Geiſt- oder Weltlichen, oder auch aus den Bettelmönchen einen Beichtvater wählen könne, dem es ſchlechterdings frey ſtehe, ihn von allen Sünden zu abſolviren, — und ihm zu erlauben, daß er gethane Gelübde verändern, ſchriftliche und andre, auch eidliche Zuſagen entkräften, von einem jeden falſchen Eide frey ſeyn könnte.

2) Einem Edelmann ward erlaubt, an ungeweiheten und verbanneten Orten einen Tragaltar zu gebrauchen, und die Seinigen nach Kirchengebräuchen begraben zu laſſen.

3) Wer drey Pater Noſter und drey Ave Maria betete, ſolle gleichen Ablaß ha-

Der Biſchof von Koſtniz fand dieſen ganzen Kram ſo unbillig, und ſo ausſaugend für ſein Biſchofthum, daß er durchgehends verbieten ließ, — ihn aufzunehmen, und ihm etwas abzukaufen. — Zwey Pfarrer widerſezten ſich ihm öffentlich; — Johann Frey zu Lenzburg, und Heinrich BULLINGER zu Bremgarten, und widerlegten ſeinen Handel öffentlich.

Ulrich Zwingly ward hierauf nach Zürch berufen. Seine Lehrmethode war mehr ſynthetiſch, als analytiſch. Er eiferte wenig, — und wo er der Wahrheit und dem Glauben ja eine Schuzrede halten mußte, da enthielte er ſich alles Schmähens und Polterns, weil er wohl wußte, daß durch Schimpfen und Toben nicht nur nichts ausgemacht werden könnte, ſondern daß dadurch nur der Wahrheit ſelbſt deſto größerer Eintrag und Schaden

ben, wie einer, ſo die Kirchen zu Rom beſuchte. —

4) Wer ſolchen Ablaß hindere, bezahlet funfzig Dukaten Strafe.

5) In der Todesſtunde ſollen alle, die ſich Ablaß gekauft hätten, auch die, welche im Kriege ihr Leben eingebüſſet, aus dem Fegfeuer entriſſen, auch ſo heilig erkläret werden, als da ſie die heilige Taufe empfangen, und geöffneten Himmel haben.

geſchehe *). — Alles mußte ſich für ihn zuſammen ſchikken; und die allgemeine Tageſazung der Eidgenoſſen, die gerade auf dieſen Tag fiel, war ſeiner Predigt außerordentlich vortheilhaft. — — **Samſon** kam zwar in die Stadt herein, — und erhielt die einem Kardinal damals üblichermaßen zu erzeigende Ehre, — mußte ſie aber gar bald wieder verlaſſen. — **Wittenbach**, ſein Lehrer, feuerte **Zwingeln** vornemlich an, dem Pabſtthum zu widerſtehen, und keine Hinderniſſe für unüberwindlich anzuſehen, und alles für Gottes und Chriſti Ehre zu wagen. — — **Zwingly** that das Seine, und arbeitete mit rechtſchaffenem Eifer für die Wahrheit. Ihm hat **Luther** ſeine Achtung und Liebe in der Schweiz zu verdanken; denn er brachte es durch ſein Anſehen ſo weit, daß viele Vornehme in der Schweiz, z. B. der Kardinal von Sitten, von **Geroldſegg**, und andre Biſchöfe ihm ein freies Geleite zu geben verſprachen, wenn er etwa in Deutſchland nicht ſicher genug wäre, und es ihm gefallen ſollte, zu ihnen zu kommen, und unter ihnen mit **Zwingeln** gemeinſchaftlich das Evan-

*) Er machte es alſo klüger, als verſchiedene unſrer Geiſtlichen, die in dem Herabdonnern der gröbſten Flüche auf alle Diſſentirende, und in den oft ins Abgeſchmakte fallenden Satyren auf herrſchende Laſter ihre Ehre ſuchen. —

gelium zu predigen. Seine Schriften wurden auch zu Baſel gedrukt, und durch Frankreich, Italien, Spanien, Engelland reiſſend verkauft. — Wie gemeiniglich in ſolchen Epochen, wo ein ganzes Menſchengeſchlecht aus dem tiefſten Schlafe der Unwiſſenheit aufgewekt wird, alle und jede Beiträge zur Erleuchtung deſſelben begierig aufgefaſſet werden; ſo gieng es auch den Schriften **Luthers**. — Es iſt nicht zu läugnen, daß ſich noch vielerley nicht reiflich genug überdachte, und manchmal zu unbeſonnen dahin geſchriebene Meinungen in denſelben befinden ſollten. Der Stil iſt überdem etwas roh. — Aber kann man denn alles auf einmal von den Reformatoren verlangen? — Haben ſie nicht Verdienſte genug, wenn auch ihren Schriften die Politur und die Präziſion mangelte, die vielleicht den Schriften eines **Erasmus** ſo vorzüglich eigen iſt? — — —

Zwingels Predigt gewann einen nach den andern. Es ſchien im Anfang einiges Aufſehen zu machen, daß Luther von dem Pabſt in den Bann gethan wurde, aber er bedeutete mit einem männlichen Muth ſeinen Zuhörern, daß dergleichen irrdiſche Verdammung Luthern ſo wenig ſchade, daß ſie ihm vielmehr zur wahren Ehre und Ruhm in den Augen Gottes gereiche. Er legte deshalb auch

ſogleich ſeinen vom Pabſt gehabten Gehalt nieder.

Nach dem Tode Maximilians bewarb ſich bekanntermaßen Franz der Erſte in Frankreich mit Karl dem Fünften um die Krone. — Er brauchte daher eine Armee, und glaubte, ſie nicht eher zu finden, als bey den Helvetiern. — Er erneuerte mit ihnen das alte Bündniß, und alle, Zürch ausgenommen, willigten in ſeine Wünſche ein. Zwingly eiferte dagegen auf der Kanzel, ſtellte die Sache nicht nur als unrechtmäßig, ſondern auch als gottlos, und als eine der größten Verſündigungen gegen das Gewiſſen und gegen die Religion vor; führte ſie auf das Beiſpiel ihrer Vorfahren, ermahnte ſie zur Frömmigkeit und Eintracht, — konnte aber bey allen ſeinen dringenden Vorſtellungen doch nicht hindern, daß nicht die ſämmtliche Eidgenoſſenſchaft ſich für Frankreich hätte intereſſiren ſollen. Von dieſem Zuge handelt der erſte Band S. 206. weitläuftiger. — —

Das Evangelium ward indeſſen in den verſchiedenen Kantons alles Widerſtandes ohnerachtet ausgebreitet. Oekolampadius predigte in Baſel deutſch und brachte der neuen Lehre viel Anhänger. Er und Zwingel wünſchten, daß Erasmus zu ihnen übergienge, der lezte begab ſich auch in der Abſicht zu ihm hin, konnte ihn aber zu

dieſen Schritt nicht bewegen. Die Reformatoren mußten alſo andere Gehülfen ſamlen, mit denen ſie Hand in Hand die neue Lehre fortpflanzten, und allgemeiner machten. Man muß es Zwingeln nachrühmen, daß er die Sache auf dem rechten Flek anfieng, und gewiß in weit kürzerer Zeit ſeinen Plan würde durchgeſezt haben, wenn er nicht unter den Eidgenoſſen ſelbſt zu viel Widerſezung angetroffen hätte. Zürch bot ihm ganz vorzüglich die Hand, errichtete eine neue Schule, und beſezte ſolche mit geſchikten Lehrern, gab zum beſten der Reformation heilſame Verordnungen in Abſicht der bisher im Schwange gegangenen Laſter, verjagt die Huren u. d. gl. — —

Das mußte nun nothwendig immer mehr Aufſehen machen, immer ſtärkeren Widerſpruch erregen, und einen Feind nach dem andern der Reformation zuziehen. — Zwingel drang alſo auf ein Religionsgeſpräch, und der Rath zu Zürch befahl allen unter ihm ſtehenden Geiſtlichen, ſich auf einen gewiſſen Tag einzufinden, und ſich mit ihm über die ſtreitigen Punkte zu unterreden. Die Verſammlung war zahlreich genug. Zwingel trug 67 Säze vor, *) denen aber die gegenwärti-

*) Einige derſelben will ich anführen.

1) Chriſtus iſt unſer einiger Lehrer und Mittler.

gen Herren nichts, oder nicht viel entgegen zu ſezen wußten. Die Verſammlung ward alſo beſchloſſen,

2) Chriſtus iſt das einige, wahre Haupt ſeiner Kirchen. Jhm allein ſind alſo alle Glieder einzig und allein vollkommenen Gehorſam ſchuldig.

3) Ohne Verwaltung dieſes Hauptes vermögen die Glieder nichts.

4) Chriſten liege ob, mit allem Fleiße darauf zu ſehen, daß allein das Evangelium geprediget werde.

5) Chriſtus ſey der einige, oberſte, ewige Prieſter.

6) Die Meſſe ſey kein Opfer.

7) Alle Speiſen ſind zu jeder Zeit zu eſſen erlaubt.

8) Alle Mönchsorden, Kutten, Zeichen, Blattenſcheeren ſey verwerflich.

9) Die Ehe iſt allen Menſchen zugelaſſen.

10) Das Celibat iſt vom Teufel *).

*) Viel zu hart!! **Paulus** wußte das beſſer, daß es nicht vom Teufel wäre. Was würden unſre izige Hageſtolze dazu ſagen, deren es gewiß keine kleine Anzahl giebt. — —

11) Alle Menſchen, auch die Geiſtlichen *) ſind ſchuldig, der Obrigkeit zu gehorchen.

*) Ein Mittel, wodurch ſich die Reformatoren deſto größere Liebe und Unterſtüzung von den Obrigkeiten ſelbſt verſchaften.

Luther gieng gerade denſelben Weg.

und der Rath befahl im ganzen Kanton, alle Menſchenſazungen fahren zu laſſen, und das Wort Gottes ganz rein und lauter zu predigen.

Das Glük der Reformation wechſelte nun ungemein ab. — Zwar trug die Standhaftigkeit des Kantons Zürch viel zur Aufnahme derſelben bey. Luthers Bibelüberſezung ward in Helvetien bekannt und beliebt. Ulrich von Hutten redet für die Sache des Evangelii, verläßt daher ſeinen Freund Erasmus in Basel, kommt nach Zürch, mit heiſſem Eifer für die Wahrheit, — ſtirbt

12) Die Obrigkeiten haben von Gott Gewalt, die Laſterhaften zu tödten.

13) Gott allein verzeihet uns alle Sünden, und zwar allein um Chriſti willen.

14) Es iſt eine gottloſe Simonie, die Sünden ums Geld zu verkaufen.

15) Nach dieſem Leben iſt kein Fegfeuer *).

*) Abermals ein glüklicher Kunſtgrif, ſich die Liebe des gemeinen Mannes ſowohl, als andrer von höherem Stande zu erwerben, denen auch daran gelegen war, ihr Geld im Beutel zu behalten, welches ſie ſonſt ausgaben, damit nur nach ihrem Tode deſto mehr Seelenmeſſen geleſen werden, und ihre Seele bald aus dem Fegfeuer errettet werden möchte.

Luther in Deutſchland harmonirte mit Zwingeln auch hierinn.

aber zu bald. Zwingel gab eine Schrift nach dem andern heraus, wider den Bilderdienſt, — das Meßopfer, — das Fegfeuer, und den eheloſen Stand der Geiſtlichkeit *) u. ſ. w. Der Rath in Zürch gab der Kleriſey die heilſamſten Geſeze; ſchaffte viel Mißbräuche ab, — führte einen reineren Gottesdienſt ein. — Aber dem allen ohnerachtet legten ſich viele Hinderniſſe in den Weg. Lucern eiferte im Jahre 1524 gegen die Reformatoren in einer eigenen Verſammlung, wo es folgende Punkte feſtſezte.

*) Auf dieſer Konferenz, auf die alle zwölf Eidgenoſſen eingeladen wurden, ob ſie gleich nicht kamen, ſondern nur einige derſelben erſchienen, kamen folgende Konkluſe zum Vorſchein: —
Erſtes Konkluſum. Die Bilder ſind von Gott in heiliger Schrift verboten, deßhalb ſie unter den Chriſten weder gemachet, noch aufgeſtellt, noch verehrt werden ſollen.
Zweites Konkluſum. Die Meſſe iſt kein Opfer, ſie wird auch bis izt anders geübt, als ſie von Chriſto eingeſezt worden iſt. — —
Das heilige Abendmahl ſey eine Erinnerung des Todes Chriſti und ein Siegel unſers Glaubens, und als ein ſolches müſſe es in keiner unbekannten Sprache, — nicht blos unter einer Geſtalt u. ſ. w. gehalten werden.

1) Keiner ſolle das Wort Gottes, das über vierzehnhundert Jahre gepredigte göttliche Wort, noch die Meſſe, in welcher Chriſti Leib zu ſeiner Ehre und zum Troſt für Lebendige und Todte geopfert werde, beſchimpfen, oder verachten.

2) Die Gewohnheiten, oder Cerimonien der Kirche ſollen beibehalten werden.

3) Ein jeder ſolle ſeinem Seelſorger gehorchen, von ihm, wie gewöhnlich, die Sakramente empfangen, und ihm ſein jährliches Geld gehörig entrichten.

4) Die Geiſtlichen ſoll man ehren.

5) An den vorgeſchriebenen Tagen ſolle man kein Fleiſch, und in der Faſten auch keine Käſe und Eyer eſſen.

6) Keiner ſolle mit Luthern oder Zwingeln weder öffentlich, noch insbeſondre etwas lehren, das wider den bisherigen Brauch in der Kirche gienge. — Aber eben ſo wenig ſolle man auch in Zuſammenkünften etwas von der neuen Lehre ſprechen.

7) Die Bilder der Heiligen ſollen in Ehren gehalten werden.

8) Die Lehrer der Kirche dürfen keine Rechenſchaft geben, außer, wenn's die Obrigkeit verlangt.

9) Entſtehen Unruhen, ſo ſollen die Geiſtlichen geſchüzt werden.

10) Die, welche Reliquien vom heiligen Geiſt, oder von der Jungfrau Maria, oder vom heiligen Antonius herumtragen, ſoll man nicht verſpotten.

11) Alles das, was der Biſchof der Religion wegen verordnet hat, und verordnet, ſoll gelten.

12) Jedermann ſoll in der Faſten zweimal beichten, und nach altem Gebrauch das Sakrament empfangen.

13) Wer ſich dem gegenwärtigen Schluſſe nicht unterwerfen wird, ſoll bey der Obrigkeit angegeben werden. Es ſollen auch allenthalben Perſonen beſtimmt werden, die auf das, was vorgehet, genaue Aufſicht haben. —

Nikolaus Hottinger war der erſte Märtyrer der Reformation, wenn man nämlich darunter einen Menſchen verſteht, der ſeiner individuellen als wahr erkannten Religionslehren wegen ſtirbt. — Man beſchuldigte ihn vieler Kezereien der neuen Lehre, und er ward, weil er ſtandhaft und unerſchrokken auf ſeinen Grundſäzen blieb, mit dem Schwerdte hingerichtet. — Sein Ende

war

das eines ehrlichen Mannes, der mit dem Heldenmuth eines Chriſten auch des Lebens Ende erwartet, weil ihm ſein gutes Gewiſſen und der Glaube an Gott und Chriſtum alle Martern des Todes, ja ſelbſt die fürchterlichſten Schrekken des Grabes verſüßten.

Dem Beiſpiele der Lucerner folgten die andre Eidgenoſſen, und ſchikten Bevollmächtigte nach Zürch mit dem Auftrage, über die neu geſtiftete Lehren die Beſchwerden derſelben zu führen. — Dieſe lieſen dahin aus — „Vor Alters „ſey alles ſo löblich und chriſtlich geweſen, „daß auch nicht das geringſte Mißverſtänd„niß gegen die Lehre entſtanden ſey. Ge„genwärtig aber werde die alte ſtille Ruhe, „und ſchöne Eintracht außerordentlich un„terbrochen, und der Saame der Zwie„tracht überall ausgeſtreuet; — man „müſſe izt nothwendig dem einreiſſenden „Verderben der Lehre und des Lebens Ein„halt thun, und die Ehre Gottes, und der „Jungfrau MARIA retten. — Die „Früchte von der Lehre, welche Luther auf„gebracht, ſehe man ſchon izt allenthalben „verbreitet; — kaum lieſſe ſich der Unter„than und der gemeine Haufen noch in der

„Ordnung erhalten; — er begehe Aus-
„ſchweifungen auf Ausſchweifungen, —
„wolle ſich nicht mehr unterwerfen, und al-
„les neige ſich zu einer völligen Empörung.
„— Dieſe Peſt habe Zwingel und Leo
„Juda unter ſie gebracht, welche die heili-
„ge Schrift nach ihrem Gefallen erklärten,
„und den Weg zu allerley Unruhen und
„Feindſchaften bahnten; — man eſſe an-
„izt an den von der Kirche verordneten Faſt-
„tägen Fleiſch und Eier ohne Unterſchied,
„Geiſtliche und Gott geweihete Perſonen
„brächen ihr Gelübde, verlieſſen ihren
„Stand und Orden, und heiratheten. —
„Der Gottesdienſt läge verlaſſen, und
„würde durchgehends nicht mehr abgewar-
„tet; — die Meſſe werde beſchimpft, die
„Klöſter würden leer, — vor den Sakra-
„menten habe man keine Ehrfurcht mehr,
„— die Bilder und Gemählde wären ab-
„geriſſen, und entzwey geſchlagen, — die
„Hoſtie ſey in den Händen des Prieſters
„nicht mehr ſicher. — Hierüber müſſe
„man billig die gröſten Klagen führen,
„man könne dergleichen Unweſen nicht län-
„ger ruhig zuſehn, — ſondern müſſe die
„Zürcher erſuchen, bey der Religion ihrer

„Vorfahren zu verbleiben, — — — „hätten ſie über den römiſchen Pabſt und „ſeine Anhänger Klagen, — ſo würden „ſie ihnen hierunter nicht zuwider ſeyn, ſie „ſelbſt wollten Hand ans Werk legen, um „Mißbräuche abzuſchaffen, denen ſie eine ſo „geraume Zeit mit vielem Unwillen hätten „nachſehen müſſen. — — “

Hierauf antworteten ihnen die Zürcher, und lieſſen hernach ihre Antwort auch drukken. —

„Ihre Prediger unterrichteten ſie nun „bereits über fünf Jahre in einer Lehre, die „ſie zwar im Anfang befremdet habe, die „ihnen aber izt als eine ſehr heilſame Lehre „vorkomme. Sie hofften anizt eben die „Uebereinſtimmung und Einigkeit, die die „Zeiten der Apoſtel ſo merklich als preis„würdig empfohlen hätte, wenn man näm„lich Menſchenlehren verlaſſen, und ſich an „das reine Wort Gottes wollte halten ler„nen. Sie verehrten und beteten Chriſtum „allein an, und thäten dabey der Jungfrau „Maria kein Unrecht, weil dieſe auch von „Chriſto ihre Seligkeit erwartet hätte. „Man lege ihnen Irrthümer zur Laſt, die „ihnen noch nicht erwieſen worden wären; „— auf der lezten Verſammlung ſey kein

„einziger von den Biſchöfen, auch keiner
„von ihnen zugegen geweſen; — — alle
„Uneinigkeiten wären aus dem Geiz, Stolz
„und der Herrſchſucht der Biſchöfe entſtan=
„den, welche aus Furcht, es möchte ihrem Vor=
„theile etwas entgehen, wenn ſie der reinen Leh=
„re Plaz geben wollten, ſich widerſezt hätten;
„— — — was das Fleiſch= und Eiereſſen
„betreffe, ſo ſtehe es einem jeden frey, Chriſtus
„habe es nicht verboten, — um aber Aus=
„ſchweifungen und Aergerniſſe zu verhüten,
„hätten ſie hierüber eine Verordnung ge=
„macht; — von der Ehe ſey Gott ſelbſt
„Stifter, und habe ſie einem jeden erlaubt,
„— die Geiſtlichen würden von ihnen
„nicht verachtet, ſondern, wenn ſie ſich der
„Achtung würdig machten, in großen Ehren
„gehalten; — die Privatbeichte ſey unnö=
„thig, und ein Chriſt bedürfe nur jene all=
„gemeine Beichte des bußfertigen Sünders
„im Evangelium, — der Mönchsſtand ſey
„keine göttliche, ſondern eine menſchliche
„Erfindung, — ſie verehrten die Sakra=
„mente als eine göttliche Anordnung, man
„müſſe ſie nur nach Gottes Vorſchrift und
„Willen gebrauchen; — es erfreue ſie von
„Herzen, daß man auch bey ihnen die man=

„nichfaltigen Mißbräuche abſtellen wolle, „dies könne aber nicht beſſer geſchehen, als „wenn ſie dem Worte Gottes freien Lauf „lieſſen; — ſie wollten auch alles beitragen, „was ſie könnten, denn an ihrem Theil „wünſchten ſie eifrigſt den Frieden, — ge„gen die Bundsverträge und Geſeze wür„den ſie nimmermehr handeln, — was aber „Glaubensſachen betrāfen, wobey es auf „Gewiſſen und Seligkeit ankäme, da müßten „ſie ihnen alle Freiheit laſſen, — ſie woll„ten aber ſich noch auf eine Unterredung „mit ſämmtlichen Biſchöfen einlaſſen, — „und von ihnen, oder auch von den Biſchö„fen, und der Univerſität BASEL eine „Antwort erwarten. — — — “

✤ ✤

Ich muß nun einen Augenblik die Schweiz verlaſſen, um in Deutſchland die zwiſchen **Luthern** und **Carlſtad** entſtandenen Irrungen, weil ſie auf der Reformation der Helvetier einen ſo merklichen Einfluß haben, zu berühren.

Carlſtad, ehemals Luthers Buſenfreund, ward durch Luthers übertriebene Hize und ſtarrköpfigen Eigenſinn einer ſeiner bittren Feinde. Anfänglich machte dieſe Privatfehde zwiſchen den

zwey Doktoren auf die Sachſen und Schweizer keinen Eindruk; — die Sache änderte ſich aber unmittelbar, nachdem **Luther** gegen **Carlſtad** hizig gepredigt, und dieſer ihn ſogleich nach der Predigt zur Rede geſezt hatte. — Dieſer predigte alſo gleichfalls gegen jenen, und vertheidigte die Lehre, „daß der Körper Chriſti im heiligen „Abendmahl unmöglich gegenwärtig ſeyn könne, „ſondern daß die ganze Cerimonie als eine feierli„che Erinnerung des Leidens Jeſu angeſehen wer„den müßte. —“ **Zwingel** ſtattete ſein Gutachten von dieſem Streit zweideutig ab, fiel aber am Ende doch der Hauptſache nach dem Carlſtad bey, ob er gleich die Einſezungsworte anders erklärte. — — **Luther**, voll feuriger Imagination, ſtolz, — und ein Feind alles Widerſpruches, bürdete dem ehrlichen **Zwingel** allerley auf, daran er nicht gedacht hatte, und gab zu dem Unterſchied der zwey proteſtantiſchen Kirchen Anlaß. — In der Folge kommt hievon noch mehr vor.

* *

Wie der Baurenkrieg und die Wiedertäuferey überhaupt in Deutſchland ein großes Aufſehen machten, ſo ſchadeten ſie auch der Ausbreitung des Evangeliums in der Schweiz. — In Zürch,

Schafhauſen, St. Gallen, und Appenzell lieſſen ſie ihrem Ungeſtům die Zůgel ſchieſſen, liefen auf die Straßen, predigten daſelbſt, tauften viele Bůrger, und konnten auch nicht einmal durch Strenge zur Unterwůrfigkeit und zum Gehorſam gebracht werden. Zwingel ſchrieb gegen dieſelbe in einem doppelten Buche. — Ich übergehe indeſſen die ganze Streitigkeit, und komme ſogleich auf die 1526 zu **Baaden** gehaltene Konferenz der zwölf Kantons.

Die Unterredung ward den ein und zwanzigſten May angefangen. — **Zwingel** fand ſich nicht daſelbſt ein, und gab die Urſachen ſchriftlich an, warum er nicht kommen wollte, und auch nicht kommen konnte *). — Oekolampadius hingegen gieng dahin, und unterredete ſich mit den Gelehrten von der päbſtlichen Seite. — Die vornehm-

*) Zwingel trauete dem ſichern Geleite doch nicht, welches ihm die verſamleten Kantons gaben. — Er führte in dem Schreiben, welches im zweiten Bande ſeiner Werke befindlich iſt, noch andre Gründe an. — Beſonders, ſagte er, möchte er den Kantons Uri, Lucern, Schwiz, Unterwalden und Zug ſein Leben nicht anvertrauen, — der Rath in Zürch wolle ihm auch nicht erlauben hinzureiſen, — zu Zürch aber, oder zu Bern, oder zu St. Gallen wolle er gern erſcheinen.

ſten waren Faber, Eck und Murner, die Biſchöfe von Koſtniz, Baſel, Chur und Lauſanne, deren Kirchſprengel die Schweizer vornemlich unterjocht waren, ſchikten ihre Abgeſandten.

Ich darf nur die vornehmſten Säze anführen, über die geſtritten wurde, und dem Leſer überlaſſen, wie er ſich die darüber gefällte Entſcheidung vorſtelle, oder, welcher Partey er Beifall gebe.

Die zu beſtreitende Säze waren folgende:

1) Der wahre Fronleichnam Chriſti und ſein Blut ſind im Sakrament des Altars würklich gegenwärtig.

2) Dieſe werden im Amte der Meſſe für die Lebendigen und Todten wahrlich aufgeopfert.

3) Maria und die Heiligen ſind als Fürbitter anzurufen.

4) Des Herren Jeſu und der Heiligen Bildniß ſind nicht abzuthun.

5) Nach dieſem Leben iſt ein Fegfeuer.

6) Die Kinder, auch der Chriſten, werden in der Erbſünde geboren.

7) Die Taufe Chriſti, nicht Johannis, nimmt die Erbſünde hin.

Murner ließ noch folgende zwey Lehrſäze anſchlagen:

a) Es iſt keine Abgötterey, im heiligen Sakrament der Vereinigung des Leibes und Blutes Jeſu Chriſti, Chriſtum unſern Heiland unter beiden Geſtalten gegenwärtig glauben, ehrwürdigen und anbeten.

Es iſt auch kein Kirchendiebſtal, die Layen nur mit einiger Geſtalt des Brodes berichtigen.

b) Was in zeitlichen Dingen ohne rechtliche Sprüche den Menſchen genommen wird, ob es ſchon unter dem Titel einer Reformation geſchiehet, iſt wider Recht, ehrloß. ꝛc. ꝛc.

Der Ausgang dieſer Verſammlung war elend genug, wenigſtens für die Reformatoren in der Schweiz traurig. „Ein jeder ſollte bey der Reli„gion bleiben, die bisher gegolten habe, und ſich „die Entſcheidung eines Konciliums gefallen laſſen; „– kein Kanton aber ſolle leiden, daß in ſeinem „Bezirk etwas gelehrt werde. — — “

Kurz vorher hatte der Biſchof von Koſtniz einen Geiſtlichen, Johann Huglius, weil er die päbſtlichen Lehren nicht in allen Stükken annahm, zu Mersburg verbrennen, und einen andern, Peter Spengler, der evangeliſchen Lehre wegen erſäufen laſſen.

* *

Unterdeſſen breiteten ſich Zwingels Lehrſäze immer weiter aus. — Heidelberg, — Ulm, Koſtniz, — Memmingen unterſchrieben ſie gröſtentheils. — Außerhalb Deutſchland wurden ſie in Dänemark, — Preuſſen, — und Holland angenommen. An manchen Oertern hielt man die Lehre von der leiblichen Gegenwart für ungereimt, — und an andern wußte man ſich bey dem alten Glauben an dieſelbe nicht zu helfen, wenn es darauf ankam, den Gegnern gehörigen Widerſtand zu leiſten. — Selbſt Philip Melanchthon, ein feiner, denkender Kopf, — wußte nicht, was für eine Parthey er ergreifen ſollte; — zulezt blieb er aber doch auf Luthers Seite. — Luther hingegen ließ in voller Hize ſeine Predigt wider die Schwärmer vom Sakrament des Leibes und Blutes Chriſti drukken, in welcher er Zwingels Lehre verdammet, und behaupten will, daß Chriſtus nicht nur als Gott, ſondern auch als Menſch in allen Kreaturen ſey. — — Oekolampadius hielt es beſtändig mit Zwingeln. — Dieſer lezte ſahe ſich genöthigt, Luthern zu antworten. Die Schriften des deutſchen Reformators giengen ſorgfältig in der Schweiz herum, beſonders lobten ſie die päbſtlich-geſinnten Geiſtlichen ſogar auf den Kanzeln, und ſo mußte der ſchweizeriſche Glau-

bensverbeſſerer beſorgen, daß ſie zu viel Eingang haben, und ſeiner Reformation Schaden thun möchten. Er ſchrieb wider Luthern ungemein beſcheiden, und in einem andern Werkgen, das er dem Churfürſten von Sachſen, **Johann**, zuſchikte, widerlegte er Luthers Meinungen noch mehr. – Die Sache ganz unpartheiiſch überlegt, ſcheint Luther viel zu weit gegangen zu ſeyn. — So viel ich den Sakramentſtreit verſtehe, ſo halte ich ihn durchaus für unnüz. – Die Feier des Abendmahls bleibt eine bloße Cerimonie, deren andächtige Begehung zur Erbauung und Beruhigung viel beitragen kann. – Der Leib und das Blut Chriſti ſind aber eben ſo wenig würklich gegenwärtig, als ſie nach einiger Reformirten Auslegung geiſtlich genoſſen werden. – Wenn man von dem deutlich ausgedrukten Willen des Stifters einer ſolchen Cerimonie abgeht, ſo verirret man ſich allemal, **entweder** wenn man die Sache übertreibt, **oder** wenn man zu ſehr daran klügelt und poliret. – – Doch ich ſchreibe keine Dogmatik, ſondern eine Geſchichte.

Die baadenſche Konferenz war zwar zu der Abſicht angeſezt, und gehalten worden, daß die vielfältigen Religionsirrungen dadurch beigelegt, und ein völliger Friede wieder hergeſtellt werden möchte. — Sie erreichte indeſſen ihren Zwek

nicht. Die Berner, deren Kanton ein vorzügliches Anſehen hatte, ſezten daher eine neue Unterredung in Bern an. Sie luden dazu die benachbarte Biſchöfe, den von Koſtniz, — von Baſel, — von Sitten, und von Lauſanne in eigener Perſon, mit ihren Gelehrten ein. — Den Predigern ihres Gebiets empfohlen ſie die größeſte Beſcheidenheit und Mäßigung, und verordneten, daß die Bibel die einzige Regel der Entſcheidung ſeyn ſollte.

Franz Kolb und Berthold Haller ſchlugen zehn Säze an, die ſie vertheidigen wollten.

1) Die wahre Kirche, deren Haupt Chriſtus ſey, entſtehe aus Gottes Wort, und beruhe auf demſelben.
2) Dieſe Kirche mache keine andere Geſeze, als Gottes Wort, die menſchlichen Traditionen verbänden uns nur in ſo fern, als ſie mit jenem übereinſtimmen.
3) Chriſtus habe allein für die Sünden der ganzen Welt genug gethan. Einen andern Weg zur Seligkeit angeben, heißt Chriſtum verläugnen.
4) Der körperliche Genuß des Leibes und Blutes Jeſu Chriſti im heiligen Abendmahl kann nirgends aus der heiligen Schrift bewieſen werden.

5) Die Meſſe ſtreite gegen die Schrift, und verunehre das Opfer Chriſti, welches er für uns verrichtet habe.

6) Chriſtus allein müſſe als Mittler und Fürſprecher der Menſchen bey Gott angerufen werden.

7) Von dem Fegfeuer ſagt die heilge Schrift gar nichts. — Die Gebeter, — die Cerimonien, — die jährliche Gedächtnißfeier, und dergleichen mehr, was man der Todten wegen zu thun pflegt, ſind alſo ganz und gar vergeblich.

8) Die Verfertigung und Verehrung der Statüen oder der Bildniſſe, ſtreitet gegen die Schrift. — — Sie müſſen alſo aus den Kirchen genommen werden.

9) Die Ehe ſey nicht nur nicht verboten, ſondern werde von der heiligen Schrift einem jeden Stande empfohlen.

10) Ein Hurer ſey an und für ſich ſelbſt, auch nach dem Zeugniß der heilgen Schrift von der Gemeinſchaft der Kirchen ausgeſchloſſen, am allerwenigſten könne alſo bey dem Prieſterorden ein dergleichen ſchändlicher Celibat geduldet werden.

Ueber dieſe zehn Säze ſollten ſich die Gottesgelehrten unterhalten. Die Unterredung kam

auch aller Abmahnungen, und heftigen Widerſezungen der Kantons Lucern, — Uri, — Schwiz, — Unterwalden, — Glaris, — Zug, — Freiburg und Soluthurn ohnerachtet zu Stande. — Die Verſammlung war anſehnlich genug. Die berniſchen Lehrer machten den Anfang, dieſen folgten Zwingel, Oekolampadius, Bucer, und mehrere, bis endlich nach neunzehntägiger Unterredung die Anweſenden auseinander giengen. — Die angeführten Säze wurden von den meiſten angenommen, und nun reformirte Bern auf einmal ſeine Kirchen. Altäre, Bilder und Meſſen waren nun demolirt. — Der Rath berief gelehrte Männer an die dortige Schule, und legte dadurch den Grund zu einer Pflanzſchule junger Geiſtlichen. — Er verordnete, daß ein dazu auserſehner gelehrter Mann alle Jahr die Landgeiſtlichen überraſchen und ſie prüfen ſolle, wie weit ihre Fähigkeiten zugenommen hätten *). Die Kirchenzucht kam in

*) Es wäre zu wünſchen, daß dieſe Mode auch unter uns noch exiſtiren möchte. — Die Reiſen der geiſtlichen Inſpektoren in ihre Kirchſprengel betreffen nur den Wandel der Geiſtlichen, nicht aber ihre Kenntniſſe. — Und doch ſind dieſe öfters dem Eiſen ähnlich, welches gar bald verroſtet! — Dergleichen unvermuthete Prüfungen würden den Pfarrer mehr an ſeine Bü-

beſſere Ordnung; es ward ein Konſiſtorium von beiden Ständen beſtellet; — die ſogenannte Hurengaſſe von ihren Bewohnerinnen ſchleunig geſäubert; die Stiftungen der Einwohner, und die Geſchenke, die ſie, oder ihre Vorfahren bis ins dritte Glied zurük an Kirchen und Klöſter gegeben hatten, wurden ihnen wieder gegeben, und die, welche durch den Tod des Schenkenden bis ins dritte Glied verjährt waren, fielen an die Armen. — Mit den ſchwachen Predigern hatte die Obrigkeit Geduld *).

cher, als manchmal an unnüze, und heterogene Beſchäftigungen heften; und die Gemeinden hatten davon auch den Vortheil, daß ſie beſſere Predigten hörten. — Dies fällt leider! unter den gegenwärtigen Umſtänden öfters ganz und gar weg.

*) Gerade ſo machte es in neuern Zeiten Friderich der Große in Preuſſen. Er erlaubte beim Antritt ſeiner Regierung allen Geiſtlichen wieder, einen Chorrok zu tragen, wenn es ihnen beliebte, die Lichter beim Altar anzuzünden, u. ſ. w. — Viele Prediger lieſſen es bey dem Alten, ſo wie es Friderich Wilhelm befohlen hatte. Manche legten die Reverende wieder an. Daher z. B. in Berlin einige lutheriſche Prediger über ihren ſchwarzen Rok noch ein weißes Chorhemde anlegen, andre mit dem bloßen ſchwarzen Rok die Kirchengeſchäfte verwalten.

Dem Beiſpiel der Berner folgte die Stadt Koſtniz, Genf, — das Rheinthal, — Thurgau, Toggenburg und verſchiedene andre. — Bern ſäkulariſirte die Klöſter, und verwandte die darauf haftende anſehnliche Summen zu milderen nüzlicheren Endzwekken; — die müßige Mönche, und wohllüſtige Nonnen mußten arbeiten, und ſich ihrer Hände Arbeit nähren, und das Brod, das ſie ſonſt in Ueppigkeit dahin genommen hatten, ward Waiſen und Verarmten, — Kranken und zur Arbeit ungeſchikten gereicht. — Viel folgte nach; — Bern kündigte dem Könige von Frankreich das Bündniß auf, und verbot, daß keine Truppen mehr in ſeinen Sold gehen ſollten; — es begnügte ſich, wie Zürch, mit dem Jahrgelde, das der König zur Aufrechthaltung des beiderſeitigen guten Vernehmens zu zahlen pflegte. — Das fachte das unter der Aſche ſchon lodernde Feuer der Zwietracht immer mehr und mehr an. — Der Pabſt donnerte mit dem Bann, und die Eidgenoſſen lachten. — Kleine Städte machten Mine, mit den geiſtlichen Helden an der Spize ſich den gemachten Einrichtungen zu widerſezen, aber ſie mußten ſchweigen und ſich in ſtille Ruhe begeben. — In Baſel kam es zu Thätlichkeiten. Ein Bürger ſtieß von ohngefehr ein Bild herunter, und da einmal eins

her-

herunter war, ſo folgten die übrigen auch. Die Mönche widerſezten ſich, aber ihre Waffen waren nur geiſtlich, und der Harniſch des Glaubens gegen die Stöße und Angriffe des weltlichen Arms nicht ſtark genug. — Am Aſchermittwoch wollte man die Bilder den Armen austheilen, damit ſie ſolche zu Holz gebrauchen möchten; da ſie aber unter einander in der Theilung nicht einig werden konnten, ſo veranſtaltete der Rath und die Bürgerſchaft, daß ſie alle in neun Haufen abgetheilet, und ſämmtlich den Flammen Preis gegeben wurden. —

Indeſſen ſtieg Unwillen und Haß der Kantone, die die Reformation nicht angenommen hatten, gegen Zürch und Bern immer höher. Die fünf Kantons, Lucern, Uri, Schwiz, Zug, Unterwalden, machten mit Ferdinand ein Bündniß; — ſie fuhren in ihren Schmähungen gegen die Evangeliſchen fort. Dazu kam, daß die fünf Oerter die von jenen zu ihnen geſchikte Ambaſſade nicht beſcheiden genug empfangen, und ſie mit zu kurzer, unbeſtimmter Antwort entlaſſen hatten, daß Jakob Kaiſer, Pfarrer in Schwarzenbach, gefangen genommen und verbrannt wurde. — — Alle dieſe Eräugniſſe und noch mehrere zuſammen genommen verurſachten, daß beide Partheien zu den

Waffen griffen. — Zürch, Bern, Baſel, St. Gallen, Mühlhauſen auf der einen, und die fünf andern Kantons auf der andern Seite ſtellten ſich gegen einander. Zwingel und Meiſter Schmid waren Feldprediger. Der erſte machte damals den merkwürdigen Geſang — Herr nun hebt den Wagen ſelbſt. — Die Armee, wie Tſchudi meint, 30000 Mann ſtark, lag ganz ruhig unter ihren Zeltern. — Die Lanzen, Schwerdter und Piken waren geſchärft, — aber keiner wollte den erſten Streich thun. — Die Stadt Strasburg that Friedensvorſchläge, beſonders ward Hans Elbli, Landamman von Glaris, Mittler, ritt zwey Tage lang in dem Lager der katholiſchen, als der reformirten Eidgenoſſen herum, vermahnte zum Frieden, und brachte es endlich dahin, daß er unter ſiebenzehn Artikeln 1529 geſchloſſen wurde*).

1) Weil Niemand zum Glauben gezwungen werden könne, ſo ſollten die fünf Oerter und die Ihrigen auch nicht dazu genöthigt werden. Wo in gemeinen Herrſchaften die Meſſe abgethan wäre, und die Bilder

*) Dieſer Friede intereſſirt die ganze Geſchichte der Schweizer Reformation viel zu ſehr, als daß ich nicht die ſämmtlichen Artikel ihren ſubſtanziöſen Theilen nach anführen ſollte.

verbrennt, da ſolle man niemand ſtrafen. — Wo ſie nicht abgeſtellt wären, da ſolle man keinen dazu zwingen, auch ihnen, wenn es nicht durch den mehrern Theil erkannt würde, keine Prediger geben. — Sondern, was unter den Kirchgenoſſen das Mehrere wird, dabey ſoll es auf der Kirchgenoſſen Gefallen bleiben. Kein Theil ſolle des andern Glauben verachten, noch ſtrafen.

2) Weil das Ferdinandſche Bündniß nur des Glaubens wegen errichtet worden iſt, ſo ſoll es denen von Glaris, — Freiburg, — Solothurn, — Schafhauſen und Appenzell als Schiedsorten, ehe man aus dem Feld rükke, überantwortet, und unnüz gemacht werden. Von dem neulich aufgerichteten Burgrechte ſoll zu tagen geredet werden, denen zwiſchen Zürch, Bern, u. ſ. w. gemachten Burgrechten ohne Schaden.

3) Die ſechs evangeliſche Städte, Zürch, u. ſ. f. bitten, daß die fünf Oerter wollen die Penſionen abthun, oder doch keine den evangeliſchen Städten angehörige Knechte nehmen.

Die Artikel 4-6, der neunte, zehnte, eilfte, zwölfte ſind zu unwichtig, als daß ich ſie anführe.

7) Die Schiedsleute mögen ſprechen, was die von Schweiz den Kindern des ermordeten ſeligen Pfarrer Kaiſers an Nahrung geben müſſen.

8) Wo die Meſſe einmal abgethan worden iſt, da ſoll ſie nicht wieder aufgerichtet werden.

13) Den Schiedsorten ſolle es auch überlaſſen ſeyn, zu beſtimmen, was Bern und Zürch für Koſten erlitten haben. Dies alles ſoll innerhalb vierzehn Tagen nach geſchloſſenem Frieden vollſtrekt, oder den fünf Orten feiler Kauf und Speiſe abgeſchlagen werden.

14) Die Schiedsleute ſollen auch im Unterwaldſchen Frieden handeln.

15) Kein Theil ſolle den andern von ſeinem Glauben treiben, und ſoll der Stadt St. Gallen wegen des Kloſters in ihrem Anliegen geholfen werden.

16) Als dann die Thurgauer bisher mit jungen muthwilligen Vögten verſehen worden, ſollen fürohin ſelbigen gottesfürchtige, geſtandene Vögte gegeben, auch ſelbi-

ger Grafſchaft Beſchwerden angehört, und gemildert werden.

17) Daß der eidgenoſſiſche Bund, ſamt der Verkommniß von Stans, und dieſem Landsfrieden angehends ſollen beſchworen werden.

Zweiter Abſchnitt.

Von dem erſten Landfrieden zwiſchen den reformirten und katholiſchen Kantons 1529 bis zum Münſterſchen Frieden 1648.

Vom Kriege der Nation zum Feder- und Wortkriege der Privatmänner. — Der Sprung iſt nicht ſo unnatürlich, und nicht zu weit, als man vielleicht glauben möchte.

Auf dem Reichstag zu Speier ward unter andern folgender neuer Abſchied gemacht:

„Diejenigen, welche das kaiſerliche Edikt „bis hieher beobachtet haben, ſollen es ferner„hin thun, bis zu einem Koncilium, wo„zu der Kaiſer izt faſt ganz gewiſſe Hoff„nung mache, und ſollen ihre Unterthanen „anhalten, ſich demſelben zu unterwerfen; „diejenigen aber, die die Lehre geändert ha„ben, und, ohne Aufruhr zu befürchten,

„von dieſen Einrichtungen nicht wieder ab=
„gehen können, ſollen ſich, bis zu einer
„Kirchenverſammlung aller fernern Neue=
„rungen enthalten. — Ferner, ſolle man
„diejenige Lehre vom Abendmahl, die nicht
„mit der Kirche übereinſtimme, nicht an=
„nehmen, auch die Meſſe nicht abſchaffen:
„auch an den Orten, wo die neue Lehre
„ſchon eingeführet worden, ſoll niemand ge=
„hindert werden, der zur Meſſe gehen will:
„— den Wiedertäufern, welche durchaus
„auf ihre Lehre beſtehn, wird die Todesſtra=
„fe zuerkannt, — allen Lehrern aber an der
„Kirche wird befohlen, ihren Vortrag nach
„den bisher in der Kirche üblich geweſenen
„Schrifterklärungen einzurichten, auch ſich
„aller ſolchen Lehren zu enthalten, worüber
„man noch ſtreiten könne, ſondern darüber
„die Entſcheidung des Konciliums abzu=
„warten. — Weiter würde den Ständen
„empfohlen, Frieden unter einander zu hal=
„ten, und der Religion wegen keiner dem
„andern Schaden zuzufügen, oder des an=
„dern Unterthanen in ſeinen Schuz zu neh=
„men; und wer dieſen Abſchied nicht beob=
„achtet, ſoll in die Reichsacht verfallen
„ſeyn.“

Gegen dieſen Abſchied proteſtirten — der Churfürſt von Sachſen, Georg Marggraf zu Brandenburg, Ernſt und Franz, Herzoge von Lüneburg, der Landgraf, und der Fürſt von Anhalt feierlich, und beriefen ſich auf den Kaiſer und auf ein freies Koncilium. — Etliche von den vornehmſten Städten traten dieſer Proteſtation bey, nachdem ſie ſich mit einander berathſchlaget hatten, als Strasburg, Nürnberg, Ulm, Koſtniz, Reutlingen, Winsheim, Memmingen, Lindau, Kempten, Heilbronn, Isny, Weiſſenberg, Nordlingen und St. Gallen. Daher heiſſen die Lutheraner und Reformirten Proteſtanten.

Kurz darauf ward die Unterredung Zwingels mit Luthern zu Marpurg veranſtaltet. Der Landgraf von Heſſen war mit den Eidgenoſſen darüber einig geworden, und Zwingel reiſete in Geſellſchaft Collinus, Lehrers der griechiſchen Sprache, ganz insgeheim dahin. Oekolampadius war vorher bereits hingegangen, und hatte zu Strasburg den Martin Bucer, und Caſpar Hediva mitgenommen. Von lutheriſcher Seite fanden ſich außer Luthern und Melanchthon, noch Juſtus Jonas aus Wittenberg, Andreas Oſiander aus Nürnberg, — Johann Brentius aus Hall in Schwaben, und Stephan Agrikola aus Augsburg ein.

Mit dem Vorſaz, von ſeiner Meinung nicht abzuweichen, fieng Luther mit Oekolampadius, und Zwingel mit Melanchthon das Geſpräch an. — Immer mit dem Auge auf den Tiſch, wo er die Worte, *das iſt mein Leib*, hingeſchrieben hatte, wollte der deutſche Reformator alles Nachgebens und aller Billigkeit der ſchweizeriſchen Gottesgelehrten ohngeachtet nicht einen Fingerbreit einräumen. Es wurde alſo nichts ausgemacht; und mit genauer Noth konnte es der Landgraf dahin bringen, daß Luther die von ihm diſſentirenden Schweizer für Brüder erkannte *). Sie reiſeten nach einem neunzehntägigen Aufenthalt in Marpurg beide wieder zurük. — Selbſt die lutheriſche Parthey muß den Schweizern das Zeugniß geben, daß ſie mit außerordentlicher Liebe und Freundlichkeit ihnen begegnet ſind, — nach Zwingels Tode ſoll ſich auch Luther ſehr betrübt haben. Allein ſtarrer Sinn, — die eingebildete Ueberzeugung, Recht zu haben, und der daraus ganz natür-

*) Luther wollte ſchlechterdings nicht dran, Zwingeln und die andern für Brüder zu erkennen. Wenn man ihm von der Liebe ſagte, die er ihnen ſchuldig wäre, ſo antwortete er, er verſtehe es von der Liebe der Feinde, und nicht von der, welche unter Chriſten von einerley Geſellſchaft herrſchen müßte. —

lich entſtehende Stolz konnten bey aller Sanftmuth Zwingels und Oekolampadius nichts ausrichten. Es blieb beim Alten. — Im Jahre drauf führten Oekolampadius und Melanchthon über die Lehre vom heiligen Abendmahl einen langen Briefwechſel, und es hat das Anſehen, als wenn ſeit dieſer Zeit Melanchthon etwas von ſeiner Meinung nachgegeben hätte. — Bucer arbeitete gleichfalls an der Wiederherſtellung der Einigkeit zwiſchen Luthern und Zwingeln vergeblich.

Der Landgraf von Heſſen und die Stadt **Strasburg** bemüheten ſich, die evangeliſche Eidgenoſſen in den Schmalkaldiſchen Bund zu ziehen. — Die Stadt Strasburg mußte dies den Eidgenoſſen antragen, und ihnen bekannt machen, daß, wenn ſie ſich zur augsburgiſchen Konfeſſion ſchlagen wollten, ſie in dieſen Bund aufgenommen werden würden. Man konnte voraus ſehen, daß ſie ſich dazu nicht entſchlieſſen würden. Da ſie alſo nur mit Vorbehalt ihrer Lehre ihm beitreten wollten, und der Churfürſt von Sachſen ausdrüklich verlangte, ſie ſollten bekennen, im Sakramente des Altars ſey der wahre Fronleichnam und das Blut Jeſu Chriſti, ſo ward die Sache vereitelt.

Ferdinand und der Pabſt waren die Stifter des zweiten merkwürdigen Religionskrieges in der

Schweiz. Die fünf Oerter erhoben den Klageton gegen die Reformirten, und dieſe ſtimmten gleichfalls in Beſchwerden ein, da ſie ſich von jenen nicht nur beſchuldigt, ſondern angefeindet ſahen. — Vom Klagen kam es zu einem öffentlichen Manifeſt, welches die Reformirten gegen jene ihrer Vertheidigung wegen drukken lieſſen; — vom Manifeſt zu verſchiedenen Vergleichen. Fünf Unterhandlungen waren vergeblich, und nun nichts gewiſſer als der Krieg.

Die **fünf** Oerter eröffneten den Feldzug mit 8000 Mann, und die Zürcher konnten nur 2000 entgegenſezen, an deren Spize **Zwingel** ritt. Bey Cappell kam es zu einem hizigen Gefechte, wo nach verſchiedenen Angriffen die Reformirten den Kürzeren zogen *). **Zwingel** verlor ſein Leben. Er war mit einem Steine hart verwundet; ein Officier, der ihn liegen ſahe, ſtach ihn mit dem Spieß durchs Kinn, ſo daß er ſogleich ſeinen

*) Zwingel ſtarb im 48ſten Jahr. Der Chorherr von Bern, Heinrich **Lupulus**, drukte das Jahr und den Tag ſeines Ablebens in folgendem Verſe aus:

HeLVetIae rIngLI DoCtor paſtorqVe CeLebris
VnDena oCtobrIs paſſVs, In aethra VoLas.

Geiſt aufgab. — Die Feinde ſollen ihn nach ſeinem Tode greulich gemißhandelt haben, — dagegen ward er von den reformirten Eidgenoſſen in ehrfurchts-vollem Andenken behalten. —

Der erſten Niederlage der Reformirten, worinnen ſie über 383 Mann verloren haben ſollen, folgten noch verſchiedene ähnliche Unglüksfälle. — Dadurch abgeſchrekt entwarfen ſie verſchiedene Friedensprojekte. Die fünf Orte machten zu zwey verſchiedenenmalen Bedingungen, die aber jene nicht genehmigen wollten *). Endlich kam, da die fremde Vermittelung nichts fruchten wollte,

*) Die fünf Oerter legten folgende vier Artikel vor:

1) Die Städte ſollen ab dem Zuger Boden ziehen, ſo wollen die Ort auf dem ihrigen bleiben.

2) Die Bünd ſollen nach dem Buchſtaben gehalten werden.

3) Die Ort ſoll man in ihren Herrlichkeiten, und Gebieten nach dero Gutdünken laſſen.

4) In gemeinen Herrſchaften möge man, wegen des Glaubens wiedrum wehren, alſo daß die, welche den neuen Glauben angenommen, wiedrum abſtehen mögen; — auch die den wahren alten chriſtlichen Glauben, und die Meſſe noch nicht verläugnet, ſelbigen behalten und wiedrum aufrichten mögen.

durch eigene Unterhandlungen der Schweizer der Friede unter acht Artikeln im Lager der Armee zu Stande *).

*) Ich will ſie anführen:

Zum erſten ſollen und wollen wir von Zürch, V. G. L. E. von den fünf Orten: desgleichen ihre liebe Mitbürger und Landleut von Wallis und alle ihre Mithäften, ſie ſeyen geiſtlich oder weltlich, bey ihrem wahren ungezweifelten chriſtlichen Glauben izt und hernach in ihren eigenen Städten, Landen, Gebieten, und Herrlichkeiten gänzlich ungearguirt, ungedisputiert bleiben laſſen. — Alle böſe Fünde, Auszüge, Gfehrde und Argliſt vermitten und hintangeſezt. Wir von den fünf Orten behalten uns in dieſem Frieden vor alle, die uns ſamt und ſonders mit Burgrecht und Landrecht, oder in ander Weg verwandt ſind: auch die, ſo uns Hülf, Rath, Beiſtand und Zuzug bewieſen und gethan, alſo daß die hierinn lauter mit uns begriffen und verfaſſet ſeyn ſollen. Hinwiedrum ſo behalten wir von Zürch uns vor alle die, ſo uns Hülf, Rath, Beiſtand und Zuzug gethan, vor und in dieſem Krieg, es ſeye in Abſchlag der Proviant, oder in ander Weg, daß die auch in dieſem Frieden begriffen ſeyn ſollen. Weiter, ſo behalten wir von den fünf Orten uns vor und dingen lauter aus die aus den freien Aemtern im Ergau, Bremgarten und Mellingen, ſo ſich denen von Bern anhängig gemacht, ih-

Gegen das Ende des Novembers ſtarb Oekolampadius. Der Tod des Zwingels war ihm ſehr ſchmerzlich geweſen, und man meinet, daß

nen zugezogen, und uns zu überziehen Fürſchub gethan, desgleichen ſie die Berner noch aufenthalten. Deshalb ihnen der Friede nicht annehmlich ſeyn möchte. Zu dem unſere Nothdurft zu Ausführung des Krieges gegen die Berner will erfordern, daß man daſelbſt Durchzug gehaben möge. Deshalb wir ſie iztmal in dieſem Frieden nicht vergreifen laſſen. Dergleichen behalten wir auch lauter vor die von Rapperſchweil, — Toggenburger, Gaſtaler, und die von Weſen, ſo unſere Eidgenoſſen von Zürch nichts angehen, noch verwandt ſind: daß die in dieſem Frieden auch ausgeſchloſſen und nicht begriffen ſeyn ſollen. Doch daß nach Gnaden in Zierlichkeit mit ihnen gehandelt werde, mit Straf oder Recht.

Zum andern ſollen wir von beiden Theilen einander bey allen unſern Freiheiten, Herrlichkeiten und Gerechtigkeiten, ſo wir in den gemeinen Herrſchaften und Vogteien haben, von allermänniglich ungehindert gänzlich bleiben laſſen. Es iſt auch lauter zwiſchen uns zu beiden Theilen abgeredt und beſchloſſen, ob in denſelbigen gemeinen Herrſchaften etliche Kirchhörenern, Gemeinden oder Herrlichkeiten, wie die genennet mochten werden, die den neuen Glauben angenommen, und

dieſer Umſtand ſeine Krankheit vergröſſert habe, — — denn ſie waren vertraute Freunde. — Er ward 49 Jahr alt.

noch dabey bleiben wollten, daß ſie deſſelbigen frey Urlaub, von manniglichen ungehindert, gut Fug, Macht und Gewalt haben ſollten. — Desgleichen, ob etwar in gemeinen Herrſchaften wäre, ſo den alten Glaub noch nicht verläugnet, es wäre heimlich oder öffentlich, daß dieſelbe auch ungevehd und ungehaſſet, bey ihrem alten Glauben bleiben ſollen. Ob auch dieſelbigen, es wäre an einem oder mehr Enden die ſieben Sakramente, das Amt der heilgen Meſſe und andre Ordnungen der chriſtlichen Kirchenceremonien wieder aufrichten, und haben wollen, daß ſie das auch thun ſollen, und mögen, und daſſelb als wohl halten, als der andre Theil die Prädikanten. Sie ſollen auch die Kirchengüter, und was den Pfründen zugehöret, nach Marchzahl mit dem Prieſter theilen, und das übrige den Prädikanten gefolgen. — Es ſoll auch kein Theil den andern von des Glaubens wegen weder ſchmüzen, noch ſchmähen. Und wer darüber thun wird, daß derſelb je von dem Vogt daſelbſt, darum geſtraft werden ſoll, nach Geſtalt der Sache.

Zum dritten ſo ſollen und wollen wir von Zürch, unſre geſchworne Bünd und Brief, und alles das, ſo von unſern frommen Vorderen an uns gewachſen, und von Alter herkommen,

* *

Im Jahre 1536 ward an einer Religionseinigkeit der beiden Kirchen ſehr ſtark gearbeitet. So

gänzlich, ohne alles arguieren, an V. E. von den fünf Orten getreulich halten, und ſie darbey bleiben laſſen, wie unſere Vorderen auch gethan. Hinwiedrum ſo wollen auch wir von den fünf Orten die geſchworne Bünd und Brief an V. E. von Zürch auch treulich halten, wie von Alter herkommen iſt. Desgleichen ſo ſollen und wollen wir von Zürch uns hinführo keiner Herrſchaft, ſo uns nichts angeht, und da wir keine Regierung haben, gar nicht annehmen noch beladen, wie die Bünd ausweiſen, und heiter Läuterung geben.

Viertens, dieweil wir beide Partheien uns dieſe vorgeſchriebenen Artiklen mit einander vereint, die zwiſchen uns abgeredt, beſchloſſen und von beiden Theilen mit guten Treuen zu halten angenommen; ſo ſoll nun hiemit alle Fehd, Feindſchaft, Zwietracht, — Neid, — Haß, — und aller Unwill, ſo ſich durch Wort oder Werk, in und vor dieſem Krieg erhoben und begeben, zwiſchen uns beiden Theilen hin, tod und abſeyn. — — Einander in böſer und arger Meinung nicht mehr fürziehen, noch gedenken. — Sonder aller Dingen verziegen, und nun hinfür, ob Gott will, in ewige Zeit, einander für gute Freund, und getreue liebe Eidgenoſſen halten, und einander mit feilen Kauf, und ſonſt in all ander

ſehr auch Luther anfänglich dagegen war, ſo gab er ſich doch nach und nach darinn, daß eine gemeinſchaftliche Einigkeit wieder hergeſtellet werden möchte. Bucer veranſtaltete, daß ſich die beide ſtreitende

Weg, als getreue liebe Eidgenoſſen, frey, ſicher, und ungevehd, durch einander handeln und wandlen, nach jedes Gelegenheit und Nothdurft. — — —

Fünftens: die von Zürch ſollen ſich aller neu gemachten und den Bündten widrigen Burgrechten entziehen, und ſelbige hiermit tod, hin und abgethan ſeyn. Sollen auch die Brief zuſammt dem vergerichten Landsfrieden cancelliren, und den fünf Orten herausgeben.

Sechſtens: Sie ſollen auch den fünf Orten die 2500 Kronen, ſo den fünf Orten laut vorigem Landfrieden ihnen an den Kriegskoſten bezahlet, wieder aushingeben.

Siebentens: Wann inskünftig die Parteien oder beſundere Leuth an geiſt- oder weltliche Perſohnen etwas zu ſprechen gewunnen, ſo ſolle der Anſprecher ſich des Rechtens benügen, nach Außweiſung der Bündten; wann aber das Gegentheil kein Recht wollte geſtändig ſeyn, ſo ſollen die übrigen Orte der Eidgenoſſenſchaft dem Rechtsbegehrenden behülflich ſeyn mit Leib und Gut nach ihrem beſten Vermögen. —

tende Parteien, wo möglich, bald vereinigen möchten. — Daher kamen die Eidgenoſſen aus Zürch, Bern, Schafhauſen, Biel, St. Gallen und Mühlhauſen in Baſel zuſammen, und trugen hier ihr erſtes Glaubensbekenntniß zuſammen. — Bucer und Capito kamen auch dahin, und erklärten ſich, daß, wenn die von Luthern entworfene Verſammlung der deutſchen Geiſtlichen geſchehen ſollte, ſich die Eidgenoſſen auch mit einfinden ſollten. —

Auf der Zuſammenkunft der deutſchen lutheriſchen Theologen ward für die Schweizer eben nicht viel wichtiges ausgemacht. — — Bucer überbrachte die Wittembergſche Artikel nach Baſel. — Die Zürcher lieſſen dagegen ihre Erklärung durch Bucern überſenden. — Der Merkwürdigkeit wegen will ich ſie herſezen. —

„Daß dem Vernehmen nach die zu Wittenberg aufgeſtellten Artikel deren zu Baſel aufgeſeztem Glaubensbekenntniß nicht entgegen. — Auch daß durch ſelbige weder die wahre Menſchheit Chriſti, noch deſſen leibliche Himmelfarth widerſprochen werde. — Ferner gehen dieſe Artikel auch dahin, daß Chriſtus im heiligen Abendmahl allein durch den Glauben empfangen und genoſ-

„ſen werde. — Nun die eidgenoſſiſche Kirchen ſol„ches allezeit gelehrt, und noch hinkünftig lehren „werden, erkennen ſie, daß ofterwähnte Wittem„bergſche Artikel, vermöge von Bucero gegebener, „ſonder Zweifel mit Luthers Sinn übereinſtim„mender Erläuterung der eidgenoſſiſchen Lehre „gleichförmig ſeyen. — Hiernächſt erklären ſie „ſich über die Art, Würkung, und Gebrauch der „heiligen Sakramenten, auf eine ſehr kernhafte „und ſtattliche Weiſe. — Zumal Chriſti Leib zu „dem Ende dahin gegeben worden, auf daß er die „lebendigmachende Speiſe unſrer Seele ſeyn mö„ge. — — Im heiligen Abendmahl werde Chri„ſti ſelbſt eigener Leib, und ſelbſt eignes Blut ge„noſſen, doch nicht, wie die Päbſtler träumen, „leiblich oder fleiſchlich, durch eine Verwandlung „der Zeichen in Chriſti Leib und Blut; ſondern „Chriſtus werde geiſtlich genoſſen durch gläubige „Betrachtung und zuverſichtliches Vertrauen, daß „Chriſtus am Kreuz für unſre Sünden gelitten, „und Blut vergoſſen. — Durch ſolche gläubige „Haltung des heiligen Abendmahls haben ſie vom „Leben Chriſti und der Gnade Gottes in ihren „Seelen und Gewiſſen nicht weniger Empfindlich„keit und Troſt, als der Leib von dem Brod, wann „deſſen Nahrhaftigkeit mit beſagtem Leib vereinigt „wird, und darinnen würkt. — “

Dieſes Bekenntniß der Eidgenoſſen ward von Luthern ſo wenig verachtet, daß er es vielmehr billigte und ungemein lobte.

⁂ ⁂

Hier tritt ein zweiter Reformator auf die Schaubühne. — Calvin, ein Mann, nach dem eine ganze Sekte noch izt von ihren Feinden genennt wird, — ein Mann, der bey ſeiner großen Gelehrſamkeit leider! zu viel Eigenſucht, — Stolz, — und Heftigkeit blikken ließ, und dadurch öfters mehr die Sachen verwirrte, als gut machte. — Wir wollen ihn alſo näher kennen lernen, zumal, da ſein Einfluß aufs helvetiſche Religionsweſen groß genug geweſen iſt.

Johann Calvin war 1509 zu Noyon in der Pikkardie gebohren. Schon im eilften Jahre ſeines Alters verſchaffte ihm ſein Vater einen Kapellandienſt, und im achtzehnten eine Pfarre; ſo früh ward er zum Dienſte der Kirche geführet. — Dem Vater fiel es ein, daß der Sohn wechſeln ſollte, und nun mußte er in Orleans die Rechte ſtudiren, wo er auch Doktor derſelben ward. Dabey trieb er indeſſen das theologiſche Studium nach wie vor, predigte in und außer Bourdeaux, legte ſich aufs Griechiſche, lernte Hebräiſch, und Syriſch, — und machte ſich ſonderlich mit der Sp-

ſchichte der damals ausgebrochenen Reformation bekannt. — Er ſchrieb, und gleich ſeine erſte Rede, die der Rektor der Sorbonne hielt, verurſachte, daß er ſeine geiſtliche Aemter niederlegte, Frankreich verließ, und nach Baſel gieng. — Hier brachte er ſeinen Unterricht der chriſtlichen Religion zu Stande, den er dem Franz dem Erſten, König in Frankreich, zuſchrieb. — Von Baſel that er eine Reiſe nach Italien, um die Alterthümer des Landes kennen zu lernen, nach deren Endigung er in Geſellſchaft ſeines Bruders wieder zurük kehrte. — Man macht ihm allerley Vorwürfe, die aber, nach allen Geſezen der Wahrſcheinlichkeit zu urtheilen, falſch ſind. — — Zu Orleans ſoll er einmal einen goldenen Becher geſtohlen haben. — — Ueberdem giebt man ihm und dem Beza die Knabenſchänderey Schuld. — Widerlegung dieſer Beſchuldigungen gehört nicht hieher. — Wenn etwa einem ächten reformirten Leſer Gewiſſenshalber dran gelegen ſeyn ſollte, ſie widerlegt zu leſen, der bemühe ſich des Drelinkourt, Desmay, und des Hottinger habhaft zu werden, wo er dieſen Altvater ſeiner Sekte gerettet und hinlänglich entſchuldigt finden wird. —

Doch wir wollen ihn gleich in die Schweiz verſezen. — Er reiſete nach Genf; — die alten Lehrer der reformirten Kirche reden hier viel von

unmittelbarem göttlichen Beruf. Das wollen wir nicht bezweiflen. Kurz er kam nach Genf, wollte das ſtrengſte Incognito halten, wurde aber von ſeinem Gefährten — (vielleicht war es abgeredete Karte) dem Farell verrathen. So gleich ſchikte man Deputirte an ihn ab, mit dem Auftrag, ihm die theologiſche Profeßion und eine Paſtoratſtelle in Genf anzubieten. — Er ſträubte ſich dagegen, wie man es denn machen muß, wenn man in den Ruf kommen will, — da aber Farell ihm ſagte, — wenn du die Stelle nicht annehmen willſt, ſo wird dich Gott zum Fluch ſezen, ſo beugte er ſich unter Gottes Willen, ward Profeſſor und Prediger. Hier war ſeines Aufenthaltes aber nur ein kurzes Maß, — er bekam des Abendmahls wegen, ſo er nicht reichen wollte, Streit, und mußte mit zwey andern reformirten Geiſtlichen die Stadt räumen. — Sie nahmen ihren Weg über Zürch nach **Straßburg**, wo er Prediger der franzöſiſchen Gemeine, und Profeſſor der Theologie ward. — — Die Genfer erkannten das ihm zugefügte Unrecht, beriefen ihn 1541 wieder zurük, — er ſchlug es ab, — ſie reiſeten ihm bis Worms nach, weil ſie ihn nicht in Strasburg fanden, — endlich ließ er ſich durch geiſtliche Gründe zur Rükkehr nach Genf bewegen. Die Strasburger gaben ihm das Bürgerrecht, und boten ihm auch ei-

ne anſehnliche Summe Geldes an, die er aber großmüthig ausſchlug. — Hier in Genf ſpielete unſer **Calvin** den Herrn, nicht nur über ſeine Mitarbeiter am Worte Gottes, ſondern auch über ſeine Vorgeſezte. — Der arme Caſtalio fühlte ſeinen übertriebenen Eifer. Dieſer gute Mann, dem es an Gelehrſamkeit nicht fehlte, erklärte einmal öffentlich, das Hohelied Salomons wäre ein Hurenlied, — — und Calvin war gleich über ihn her, und bewürkte nebſt den andern Geiſtlichen, daß ihn der Rath abſezte. — Ueberdies erſann er ſich die gröbſten Beſchimpfungen gegen den Caſtalio, — unter welchen der Ehrentitel, eine giftige, — ungezähmte, und hartnäkkige Beſtie, eine der vornehmſten war *).

Jedoch wir wollen ihn auf einige Augenblikke verlaſſen, und ſehen, was das tridentiniſche Koncilium für einen Eindruk auf die Helvetier machte. — —

Pabſt Paul der Dritte ließ ſie zu drey verſchiedenenmalen dazu einladen. Sie ſchlugen es

*) Es macht dem izigen Jahrhundert gewiß keine Ehre, daß auch in der proteſtantiſchen Kirche noch manche **Calvine** leben, die durch Schimpfen und Poltern den Eingang, den das Evangelium in die Gemüther der Menſchen haben könnte, und haben würde, verhindern!! —

ihm aber ab. Dazu wählten ſie folgende Gründe —

1) Das Koncilium ſeye nicht von gleicher Art und Beſchaffenheit, wie die erſten Koncilia geweſen.

2) Weder Paulus im Rathe ſeiner Widerwärtigen, noch Athanaſius, noch andre Väter hätten in Koncilien, die aus böſen Abſichten zuſammen berufen wären, erſcheinen wollen.

3) Der Pabſt wolle zugleich Kläger und Richter ſeyn.

4) Er geſtatte im Koncilio niemanden eine Urtheilſtimme, als den Prälaten, welche ihm blinden Gehorſam eidlich zugeſagt hätten.

5) Die Regel, nach welcher dies Koncilium urtheilen wolle, ſeye nicht Gottes Wort, ſondern Schriften u. Angebungen der Menſchen.

6) Die Bücher der Proteſtirenden, und die, welche ſich zu ſelbigen bekennen, ſeyen vom Pabſt und deſſen Parteien vor langem verworfen, und getödtet worden. Deswegen ſie Gott verſuchen würden, wenn ſie ſich dahin begeben wollten. Zumal da bekannt ſey, daß der Päbſtler beſtändige Regel

ſeye, man ſeye den Kezern kein Geleit zu halten ſchuldig.

7) Auch würden ſie an ihren Gemeinden untreu verfahren, wenn ſie arme Schafe für das Gericht der Wölfe ſtellen wollten, welche allein auf eigene Ehre und Pracht bedacht wären.

8) Sie hätten mit dem Pabſt nichts zu ſchaffen, und erkennten auf Erden keine Obrigkeit, als ihren Herren. Ihr Vater aber wäre im Himmel. Ihr Hirt wäre Chriſtus. — Ihre Glaubensregel das Wort Gottes, aus welchem ſie wüßten, daß der Sohn Gottes keines Statthalters bedürfe. — — Wer aber Rechenſchaft ihres Glaubens begehre, dem wollen ſie ſelbige geben vor ihren Kirchen, in welchen ſie lehren. Der Pabſt nenne ſie Kezer, könne aber ſolches nicht erweiſen, indem ſie vor allen Kezereien einen Abſcheu trügen, und ſich allein an die zwölf chriſtliche Glaubensartikel, und die Bekenntniſſe der vier allgemeinen Koncilien hielten.

Die ſieben Oerter waren zwar für das Koncilium, und lieſſen den evangeliſchen Kantons vorſtellen, daß, wenn ſie ſich nicht einſtellten, der Kaiſer ſie wohl gar bekriegen,

und die Eidgenoſſenſchaft zertrennen möchte. — Aber jene blieben bey ihrem Entſchluß, unter keiner Bedingung dieſer Kirchenverſammlung beizuwohnen.

* *

Ich komme nun auf den Genfer zurük. — So ungern ich ſeinen Eifer rüge, weil er in der That ein großer Mann war, ſo verbindet mich doch Liebe zur Wahrheit und unparteiiſche Billigkeit, ſein unchriſtliches Betragen gegen Servet öffentlich zu tadeln. — Ganz richtig konnte man ihn ſchon dieſer unmenſchlichen That wegen den Antichriſt in Genf nennen. So hart, gegen alles Gefühl der Menſchheit, — gegen die ſanftere Geſinnungen der Verträglichkeit, die uns das Evangelium einflößt, — und gegen die, welche ſchon die Natur empfiehlt, — ſo grauſam handelte Calvin. — Hier ſind die Fakta — und der Leſer, er ſey lutheriſch oder reformirt, — der gefühlvolle Leſer mag daraus ein Urtheil fällen. —

Michael Serveto, ein ſpaniſcher Arzt, einer der größten Köpfe, die je gelebet haben, ward das Schlachtopfer der Wuth, und des blindeſten Religionseifers eines Mannes, der in ſeinen Schriften ſo laut Toleranz und Schonung prediget. — — Der Verfolgungsgeiſt in Frankreich bewog ihn,

nach Deutſchland zu gehen, wo er ſeine Meinung ſicherer vortragen zu können hoffte. — In Strasburg unterredete er ſich mit Bucer und Capito. Zu Baſel wollte er bereits ſein Werk *de Trinitatis erroribus* drukken laſſen, der Drukker fürchtete indeſſen die Konfiskation, und es erſchien auswärtig im Jahre 1531. — Nach einigen Jahren begab er ſich nach Lion, — von da nach Paris, wo er in der Mathematik Unterricht ertheilte, und ſich auf die Medicin legte. — Darauf unternahm er eine Reiſe nach Italien, — und wieder zurük nach Vienne. Er wechſelte mit Calvin Briefe, der ſchon damals wider ihn dergeſtalt aufgebracht wurde, daß er deſſen Untergang beſchloß. Er ſchrieb daher an Viret; — „ſollte Servetus nach Genf kommen, ſo werde ich es „ſchon dahin bringen, daß er nicht wieder „lebendig herauskommen ſoll. — — “ Zu Vienne wurde er auf ſeine Anhezung gefänglich eingezogen, zum Tode verdammt, — weil er ſich aber durch die Flucht rettete, ward das Todesurtheil an ſeinem Bilde vollzogen, welches ſie an einem Pfal banden, und mit ſeinen Büchern verbrannten. — Servet flüchtete nach Neapel, und kam zu ſeinem Unglük nach Genf, wo er ſein Leben laſſen mußte. — Er hatte wohl nicht die Abſicht, ſich lange daſelbſt aufzuhalten; — aber

Calvin wußte ſich auch dieſer kurzen Zeit zu bedienen, und ließ ihn ſchleunig in der Kirche aufheben und ins Gefängniß ſezen.

Voller Wuth fuhr nun er und andre Prediger in ſeiner Geſellſchaft auf ihn los, beſtürmten ihn mit den heftigſten Vorwürfen, und lieſſen über ihm den geiſtlichen Fluch ergehen. — **Bucer** ſoll ſogar auf der Kanzel geſagt haben: — **Servet wäre werth, daß man ihm das Eingeweide aus dem Leibe herausriſſe.** — Man zittert zurük, wenn man an dieſen Auftritt gedenkt; — der ſo durchaus alles Gefühl des Mitleidens, und der Menſchheit empöret. — Ein unſchuldiger Mann, der weiter nichts gethan hat, als daß er ſich in einer Sache irrte, — — die auf Leben und Wandel ſo geringen Einfluß hat, — — aufm Scheiterhaufen, — der nur Verbrechern, und Giftmiſchern, und Mordbrennern gebühret!! — — **Servet** bewies bewundernswerthe Standhaftigkeit, wie ſie die Unſchuld, und das Bewußtſeyn, recht gethan zu haben, immer gewähren muß. — Man verhörte ihn freilich, aber immer mit der vorher gefaßten Abſicht, ihn zu verdammen. Von der Verhörſtube in ein fürchterliches Gefängniß geſchleppt, wo er kaum ſeine Blöße bedekken, und ſich des Ungeziefers erwehren konnte, mußten ihm wohl ſeine lezten Tage bitter und herbe ſeyn. —

Calvin diſputirte manchmal mit ihm, aber fand ſich allemal vom Servet entweder beleidigt, oder, – – um beſtimmter zu reden, widerlegt. — Die Genfer Geiſtlichkeit ſchikte die über ihm gefällten Akten, nebſt den wider ihn geführten Beſchwerden an verſchiedene auswärtige Geiſtliche – nach Bern, Schafhauſen, Zürch und Baſel. — Dieſe antworteten durchgehends, »bey allen »Irrthümern, die Servet habe, verdiene er doch »ganz gewiß nicht den Tod, ſondern vielmehr »Nachſicht und Geduld, — man müſſe ihn beſ»ſern, alles verſuchen, um ihn auf beſſere Gedan»ken zu bringen, — und, wenn dieſe Verſuche un»möglich wären, ſolle man ihn beſtändig einſperren, »nur nicht tödten. — «

Calvin dachte nicht ſo tolerant, wie ſeine übrigen Amtsbrüder. Er drang mit der größten Eilfertigkeit auf ſeine Verdammung, welche ſich auch nicht lange verzögerte. — Man las ihm das Todesurtheil vor, und er hörte es mit einiger Unruhe an. Der unſchuldigſte Mann kämpfet zuvor mit der Natur, ehe der Glaube und die Gnade ſieget. — Hart dünkte es ihm, verbrannt zu werden; – er bat ſehnlichſt um das Schwerdt; – Calvin aber war fühllos genug, ihm dieſe Gnade abzuſchlagen. — Feuer ſollte den Irrenden vernichtigen, – und Morden war die allgemeine Loſung. –

Wilhelm Farell begleitete ihn zum Tod, — und ermahnte ihn, izt ſeine Irrthümer zu bekennen, und zu verfluchen. — Servet hüllte ſich in ſein Unſchuld ein, rief zu Gott um Gnade und Beiſtand, und ſtarb den fürchterlichſten Tod, der den Verbrechern beſchieden werden kann.

Ich konnt' es unmöglich übers Herz bringen, die Sache anders zu erzählen, als ſie vorgefallen iſt. — Man drehe ſich, wie man will; — Calvins Blutdurſt und Grauſamkeit ſind zu ſichtbar, als daß man ſie läugnen könnte. — — Ich ſehe auch im Grunde nicht ein, warum man zu Lügen, Krümmungen, und einem falſchen Anſtrich ſeine Zuflucht nehmen ſollte, um einen Mann zu vertheidigen, der der Stifter einer noch izt blühenden Sekte iſt. — Der Stifter einer Religionspartie braucht ja nicht ein Engel zu ſeyn, — genug, wenn ſein Syſtem Wahrheit iſt. — Der einzige, der hier eine Ausnahme macht, iſt Chriſtus.

✤ ✤

Nicht lange nach Servets Tode ward David Joris, oder Georgi der Gegenſtand der Rache übertriebener Eifrer. Er war 1501 zu Delft in Holland gebohren, und gieng in ſeinem frühen Alter zu den Wiedertäufern über. — Sein zu weit gehender Eifer für die reine Kirche verurſachte ihm

mannichfaltigen Verdruß, — und zog ihm tauſend unangenehme Vorfälle zu. — Nach verſchiedenen wechſelnden Auftritten kam er endlich unter dem Namen Johann von Bruk nach Baſel, wo er zum Bürger aufgenommen ward, und durchgehends ein ruhiges ſtilles Leben führte. Er war ein rechtſchaffner Mann, gottesfürchtig, mit allen Menſchen friedfertig und eintrachtsvoll, bis er endlich 1556 ruhig und mit dem Bewußtſeyn eines ehrlichen Mannes ſtarb.

Nach ſeinem Tode ward Nikolaus Blesdik ſein Schwiegerſohn ſein Ankläger. Unter andern Säzen, die er vielleicht niemals geglaubt hat, war das einer der vornehmſten, die man ihm aufbürdete, daß er ſich für den Meſſias ausgegeben haben ſollte. — Man konnte aber weder dieſen Saz, noch die andren Säze, die man ihm Schuld gab, erweiſen, und wußte weiter nichts anzugeben, als das einſeitige Zeugniß ſeiner Feinde. Auf dieſe Anklage ward von dem Rathe zu Baſel, nach eingeholtem Gutachten des Miniſteriums über den vor drey Jahren geſtorbenen Körper ein förmliches Blutgericht niedergeſezt und gehalten. — Der Körper ward nämlich ausgegraben, mit ſeinem Bildniß und Büchern unter den Galgen vors Thor gebracht, und daſelbſt verbrannt. — Seine Verwandten mußten ſämmtlich in der Kirche erſchei-

nen, die dem ſeligen Mann Schuld gegebene eilf Artikel öffentlich verfluchen, und andre ſo nachbeten, wie die Prediger ſie vorſagten. —. Ein hartes Verfahren gegen einen Todten, den man bey ſeinem Leben keine unmoraliſche Handlung zeihen konnte. — Arnold hat den ganzen Prezeß gegen ihn beleuchtet, und deutlich gezeigt, daß alles erlogen, verdrehet, und ein Gewebe der abgefeimteſten Liſt, und der gekünſtelteſten Betrügerey ſey *). So kontraſtiren zum öftern äußerliches Bekenntniß zum Chriſtenthum mit der thätigſten Verläugnung der herrlichen Lehren deſſelben. So fängt nicht ſelten Erbitterung, — Mordſucht, und

*) Unter andern ſoll er gelehrt haben, gute oder böſe Engel wären nichts anders, als gute, oder böſe Gedanken oder Anfechtungen des Menſchen. — —

Wenn auch dieſer Saz würklich übertrieben wäre, ſo hat er doch auf die Moralität keinen widrigen Einfluß. — Ueberall dünkt mich, brauchen wir den Artikel von den guten und böſen Engeln gar nicht zu den Glaubensartikeln zu rechnen. — Wer die Stellen der heiligen Schrift, wo die Engel vorkommen, nicht anders erklären zu können glaubt, der bleibe in Gottes Namen bey der alten Meinung. — Wer aber davon abweichen zu können und zu dürfen glaubt, — der bemühe ſich nur, daß er es aus Gründen thue.

Grauſamkeit da an, wo Hize, Eifer und Beharrlichkeit in den angeerbten Dogmen der Kirche aufhöret. —

Im Jahre 1562 zerrütteten verſchiedene Religionsſtreitigkeiten die reformirte Eidgenoſſenſchaft. — — Johann Brentius vertheidigte in einem mit Johannes a Lasko gehaltenem Geſpräch und hernach öffentlich die Lehre von der Allgegenwart der menſchlichen Natur Chriſti. — — Hieronymus Zanchius, und Johann Marbach zankten ſich über die Lehre von der ewigen Gnadenwahl, von der unaufhörlichen Beharrlichkeit der Gläubigen, u. ſ. w. Der heidelbergiſche Catechismus ward in der Schweiz überall eingeführt, ſo wie er auch damals in alle lebendige Sprachen überſezt wurde *). — —

In dieſem und dem folgenden Jahre beſchäftigte Bernhard Ochin die Muſſe der Eiferer. — Einige Data von ſeinem Leben werden hier vermuthlich nicht an unrechtem Orte ſtehen.

Er

*) Dieſer heidelbergiſche Catechismus iſt noch izt ein ſymboliſches Buch der reformirten Kirche. — — Wenn ein Auszug gemacht werden könnte, ſo würde er auch eine beſſere Geſtalt gewinnen.

Er war 1487 in Siena gebohren. In der römiſchen Kirche auferzogen, trat er in verſchiedene Orden, in welchen er ein ſtrenges, heiliges Leben führte, und von vielen, die ihn kannten, als ein großer Mann und ein Heiliger vom erſten Range angeſehen und verehret wurde. — Durch den Umgang mit einem ſpaniſchen Juriſten, Johann Valdeſius, gereizt, fieng er an, über Glaubensſachen nachzudenken, und brachte es gar bald ſo weit, daß er die gröbſten Hauptirrthümer der römiſchen Kirche einſah, und ihnen den Abſchied gab. — — Das brachte ihm den Haß des römiſchen Hofes zu wege, dem er durch die Flucht entgieng, und in Geſellſchaft des Petrus Martyr nach Engelland reiſete, welches ſie jedoch beim Antritt der Regierung der Maria bald wieder verlieſſen, und ſich nach Baſel begaben. — Von hieraus erhielt Ochin einen Beruf nach Zürch als Prediger der reformirten Flüchtlinge aus Locarno. — In dieſem ſeinen Amte bewies er ſich als einen durchaus würdigen, und treuen Lehrer des Evangeliums, ſtand in dem größten Anſehen, und hatte den beſten Ruf. — — Die Verläumdungen des Bzovius von ihm und Petrus Martyr ſind kaum einer Widerlegung werth. — —*) Hätte er ſeine Dia-

*) Bzovius nahm dieſe Verläumdungen aus dem Florimond von Remond. Dieſer ſagt von

logen von der Polygamie nicht geſchrieben, ſo hätte er den Abend ſeines Lebens in Zürch ganz ruhig

ihnen beiden folgendes — „Bey ihrer Ankunft „zu Zürch und Baſel hat man ihre Ankunft für „verdächtig gehalten. Das Volk, welches voller Erſtaunen war, dieſe zween große Prediger, deren Ruhm durch ganz Italien erſchollen „war, daſelbſt anlangen zu ſehen, hat befürchtet, daß es verſchmizte Schälke wären, die ſich „in ihre Städte einſchleichen wollten, um einige Verrätherey anzuſpinnen, und die Seelen „zu verführen, die ſie gezwungen hätten. — „Die Geſellſchaft einer ſchönen und italiäniſchen „Hure, welche Ochin mit ſich führte, und die „er unter Verſprechung der Ehe geſchändet hatte, befeſtigte ſie darinnen, und ſeine Kleidung „auch: denn anſtatt ſeines erſten haarnen Kleides, war er auf ſoldatiſch gekleidet. — — „Um zu einer unauflöslichen Verbindung mit „der Kezerey zu ſchreiten, ſo ſchloß er eine Verbindung mit. — Dies iſt der gordiſche Knoten, durch welchen ſich diejenigen mit dieſer „Partei verknüpfen, welche die Aufwallungen „des Hochmuthes und Fleiſches aus den Klöſtern „ausſpeien. — Dieſer Ochin wohnte einige „Zeit mit ſeiner Frau in Genf, welche kurz „darauf ihren Unterhalt mit geringen und niederträchtigen Aufwartungen und Dienſten gewinnen mußte. — — Denn ſie hatten alle „beide wenig Gemächlichkeiten mitgebracht; ſie „hieß die Frau von Okin, die Wäſcherinn. — „Peter Martyr hatte ſein Nönnchen zur Linde-

durchleben können. — Das Werk beſtand aus dreißig Dialogen, unter welchen ein und zwanzig von der Vielweiberey handeln. Ich glaube, man hat ihn nicht gehörig verſtanden. — Bayle führt in ſeinem Wörterbuch den ihm vorgelegten Fall, den er entſcheidet, ſo an — Kann ein Mann, welcher Kinder wünſcht, und mit einer unfruchtbaren kränklichen Frau, mit welcher er ſich nicht vertragen kann, verheirathet iſt, ſich mit einer andern verheirathen, ohne die erſte zu verſtoßen? — Darauf antwortete Ochin freilich zu frey, ſagte aber niemals, wie ſeine Feinde ihm Schuld geben, daß ein Chriſt ſo viele Weiber nehmen könne, als es ihm beliebte. — Dieſer und andrer Meinungen halber wurde er in ſeinem ſechs

„rung ſeines Wachens und ſeiner Arbeit mitge„führet; er hat es nicht, wie Ochin, gemacht, „welcher ſeiner Wäſcherinn ſatt war, und die„ſelbe abgefertigt hatte; denn, obgleich Beza „ſagt, daß ſie den Hals gebrochen, und dabey „den Alciet, denjenigen andern Arrianer zum „Zeugen anruft, welcher ſo viel Böſes in Poh„len angerichtet hat: ſo iſt es gleichwohl nicht „ohne Verdacht geweſen, daß Ochin ihr Lebens„ende befördert, welches man nicht weitläufti„ger unterſuchen wollen, weil er ſich noch für „keinen Arrianer erklärt gehalten, und als ein „guter Bruder in Chriſto gezeiget hat. — . — .“

und ſiebenzigſten Jahre erſt von Zürch, und dann auch von Baſel, wohin er ſich begeben hatte, verjaget. — Er flüchtete mit ſeiner Frau und Kindern nach Pohlen. — Hier mußte er abermals weichen, und ſeine Zuflucht nach Muhren nehmen, wo er an der Peſt geſtorben ſeyn ſoll.

Der vorgelegte Fall war wichtig genug. — Es lieſſen ſich noch andre gedenken, die zu ähnlichen Unterſuchungen Gelegenheit geben könnten. — Ich ſtreite mit dem Verfaſſer des launigen Buchs über die Ehe aus dem Grunde wider die Vielweiberey — „Der Staat,“ ſagt er S. 109. nach der zweiten Ausgabe, „iſt hier Intervenient, „und ſo bald es ausgemacht iſt, daß nur eben „ſo viel Weiber als Männer in demſelben gebohren „werden, ſo iſt es Mord und Raub, ſich nicht „mit einer Frau behelfen zu wollen. Iſt es „aber ſogar wahr, daß in einem Jahr mehr „Knäbchen als Mädchen gebohren werden, ſo „haſt du Urſache, dem Himmel zu danken, daß „du eine Frau haſt, und die europäiſchen Staa„ten haben Urſache, die Eherechte auf alle nur „mögliche Weiſe in Schuz zu nehmen, und „Ausſchweifungen in dieſem Falle, wie aus„wärtige Lotterien, zu verbieten.“

* *

Im Jahre 1564 ſtarb Calvin. – Die Feinde dieſes Mannes ſchreiben von ihm, er ſey bey lebendigem Leibe von Würmern und Läuſen gefreſſen worden, und habe ein verzweiflungsvolles Ende genommen. – Er verſchied an einer Engbrüſtigkeit unter vielen Schmerzen, ergab ſich aber völlig in den Willen Gottes, und bewies ſich ungemein ruhig in ſeinen lezten Stunden. – Ich würde ihn ohne alles Bedenken einen groſſen Mann nennen, wenn nur Servetus nicht verbrannt worden wäre.

* *

Wie die katholiſchen Orte niemals ganz einträchtig gegen die reformirten geſinnt waren, ſo ſuchten ſie durch verſchiedene Bündniſſe mit auswärtigen Mächten ihr Anſehen zu vergrößern, und die Macht jener zu verringern. – Unter andern kam 1565 zwiſchen ihnen und dem Pabſte ein Bund zu Stande, deſſen fürnehmſte hierher einſchlagende Artikel ich anführen will.

Der erſte Artikel. Verpflichtet ſich der Pabſt, wann die fünf Orte oder ihre katholiſche Mitverbündete wegen der Religion, oder ihren izt habenden Landen von jemand angefochten und mit Krieg beladen

würden, auf ihr Erforderen 20000 Kronen nacher Meyland oder Chan zu legen, die ſie in dem Nothfalle entheben und gebrauchen können.

Der zweite Artikel. So lange der Krieg währet, ſolle der Pabſt 1000 italiäniſche Hakkenſchüzen den fünf Orten zu Hülfe ſchikken; denen die gedachte Orth mögen Haubtleuth und Officierer vorſtellen, zu deren Bezahlung der Pabſt monatlich 5000 Kronen will übermachen, daraus die Officierer und Schüzen ſollen bezahlet werden.

Der dritte Artikel. Wann aber der Krieg ſchwer und langwierig fallen würde, ſo ſollen die fünf Orte eine mehrere väterliche Hülfe gewärtig ſeyn, nach des Pabſtes Vermögen.

Der vierte Artikel. Alſo, wann der Krieg länger währen würde, als drey Monat, ſo verſpricht der Pabſt über voriges nach Verflieſſung der drey Monate jedem Orte monatlich bey Anfang eines jeden Monats zu zahlen 1000 Kronen.

Der fünfte Artikel. Hingegen, wann Päbſtl. Heiligkeit zu Schuz der Religion des römiſchen Sizes und der izo beſizenden Lande einen Aufbruch an Volk von den fünf Or-

ten begehren würde; ſolle ihr dieß frey und verwilliget ſeyn. Jedoch nicht minder dann 4000, und nicht mehr dann 6000 Mann.

Der achte Artikel. Dieſes Volk ſolle weder zu Belagerungen, noch auf dem Meere gebraucht, auch in dem Felde nicht getheilet werden.

Im Jahre 1579 kam zwiſchen den ſieben katholiſchen Orten und dem Biſchof von Baſel ein Bündniß zu Stande, welches auf dem Schloſſe Bruntrut feierlich beſchworen ward. —

Hier ſind die beträchtlichſten Artikel.

Der erſte: Beide Theile wollen einander getreulich, ehrbarlich, und veſtiglich in Religionsſachen, und allen andern billichen Sachen mit Leib und Gut beyſtändig und behülflich ſeyn.

Der zweite: Und alſo, wo ein Theil, wegen der Religion und andern Sachen an ſeinen Städten, Landen, Schlöſſern, u. ſ. w. angegriffen wurde, wider Recht und Billigkeit, oder, wann entweder eines Theiles Unterthanen gegen ihre Oberen ſich empörten, ſo ſolle der andere Theil in des begehrenden Köſten ſolchen kräftige Hülfe erzeigen.

Der dritte: Die gemelte Catholiſche Orth ſollen den Biſchof und deſſen Unterthanen bey der Catholiſchen Religion handhaben, ſchüzen, und ſchirmen wider männiglich. — Auch die Unterthanen, ſo noch bisher nicht abgefallen, dahin halten, daß ſie bey ſelbiger katholiſcher Religion bleiben und beharren müſſen; auch durch fügliche Mittel daran ſeyn, damit die Abgeſtandenen mit der Zeit, als viel möglich zu ihrer alten, ordentlichen, chriſtlichen Gehorſam mögen gebracht werden, doch mit folgender Erläuterung.

Der vierte: Daß der Biſchof in ſolchen Religionsſachen nicht ſolle gewaltthätiges fürnehmen, ohne der katholiſchen Orthen Raht, Wiſſen und Willen; ſondern zuvorderſt alle gütliche Mittel fürnehmen. — —

Der dreizehnte: Wann aber der Biſchof und die Orthe ſamt oder jedes beſonder in Zweitracht und Streit verfielen, darum ſollen ſie beiderſeits in den nächſten vierzehn Tagen, wann ein Theil den anderen erfordert, gen Solothurn zu Tagen kommen vor vier gleiche Säze, und einen gemeinen Obmann, den die Säze bey ihren Eiden aus des Biſchofs, oder der Orten Land und Leuten

nehmen ſollen. — Im Fall aber die Såze ſich wegen des Obmanns nicht vergleichen, ſondern einen Theil dieſen, der andre einen andern vorſchlagen würde; — ſo ſolle einer aus den zwey vorgeſchlagenen Obmannen durch das Loos erwählt werden. — —

Der achtzehnte: Beide Theil halten ſich vor ihre älteren Bünde, Verpflichtungen und Vereinigungen, auch alle ihre Rechte und Freiheiten. Wann aber jemand aus denen Vorbehaltenen einen Theil der Verbündeten, es ſeye gleich in Religion oder andern Sachen wider Recht und Billigkeit beſchwåren oder angreiffen, und rechtlichen Erbietens nicht ſåttigen wollte; alsdann ſolle ohne einiges Anſehen des Vorbehalts der gedrångten Partie Hülfe und Rettung geſchehen. —

Ueber dies Bündniß beſchwerten ſich die vier evangeliſche Orter 1580 auf einer zu Baaden gehaltenen Tageſazung ſehr heftig, worauf die Katholiken nicht weniger heftig antworteten, und 1586 den ſogenannten güldenen Bund, der nachmals auch der Borromeiſche und Religionsbund hieß, zu Lucern aufrichteten. Die Artikel ſind folgende.

1) Nehmen die ſieben katholiſchen Orte einanderen noch auf, und bekennen einanderen für alte getreue Eidgenoſſen, Burger und Landleute, auch der katholiſch-römiſchen Religion Verwandte aller übrigen Glaubensbekenntniß für ſich und ihre Nachkommen abſagende.

2) Sie erkennen auch ein anderen für wohlvertraute, wahre, herzliche Brüder, wollen auch einander in allen offenen Handlungen und Inſtrumenten, und ſonderbahren Händeln, in Worten und Werken, alſo einanderen heiſſen und nennen, auch Lieb und Leid gemein haben, nach Inhalt der alten Bündten, die hierdurch ſollen beſtättigt, und aus dringenden Urſachen alſo erläutert ſeyn.

3) Daß ſie wollen bey dem römiſchen Glauben verharren, darauf leben und ſterben, und einanderen dabey ſchüzen und handhaben. Wo auch ein Ort künftighin davon abtreten würde, ſollen ſelbiges die übrigen Ort bey dem geſagten Glauben zu verharren nöthigen, auch die Anfänger oder Aufwikler ſolches Abfalls nach Verdienen abſtrafen.

4) Einanderen wider alle und jede Feind, die eines anderen Glaubens ſind, wann dieſelben eines aus den Orten, directe oder unter erdichtetem Schein des Glaubens halber angreifen, mit Leib und Gut beizuſpringen und zu helfen. — Und ſolle dawider keine ältere noch jüngere Bündniß im geringſten nichts gelten.

5) Eben dieſe Hülfe ſolle man einander zu leiſten ſchuldig ſeyn, wann eines von den Orten von denen Religionsfeinden durch Schmach, Verachtung, u. ſ. w. zu den Waffen gezwungen und gedrungen würde.

Solch eine Entfernung der Helvetier von ihren Brüdern mußte bey den Evangeliſchen Mißtrauen und Beſorgniß erwekken. Dieſe wurden von dem päbſtlichen Nunzius noch mehr unterhalten, und in gewiſſem Sinn faſt bis zum Ausbruch getrieben. Dies war allemal des Pabſts Sache, beide Theile gegen einander in Harniſch zu ſezen, um dann mit deſto größerer Sicherheit im Trüben fiſchen zu können.

Im Jahr drauf verbanden ſich die fünf Orte und Freiburg mit Philip dem Zweiten als Beſchüzer der römiſchen Kirche, nicht nur zu Beſchirmung ihrer Lande und Leute, ſondern vorzüglich zur Erhaltung der römiſchen Kirche, welches

Bündniß ſie 1588 zu Mayland beſchworen. — In dieſer Verbindung waren folgende Artikel den Eidgenoſſen anſtößig und verdächtig. —

1) Wann dieſe ſechs Eidgenoſſiſche Ort, in ihren Landen bekriegt, die Pündtner aber wider ſie ziehen wollten, alsdann dieſe durch Mayland ſtillzuſizen erinnert: — und in Weigerungsfall überzogen werden.

2) Wann gedachte Eidgenoſſen wegen ihres Glaubens in Kriegsgefahr kämen, ſolle ihnen Mayland ohne Verzug auf jedes ihres Erforderen mit ſolcher Macht, Geld und Volk, wie ſie begehren werden, zu Hülfe kommen, bis daß die Eidgenoſſen aus dem Laſt und Krieg kommen.

3) So ſie wegen andrer Sachen angefochten werden, verſpricht ihnen Spanien 2000 Mann zu Fuß, und 200 zu Pferd oder monatlich 10000 Kronen. — Weilen dann König in Spanien von den Eidgenoſſen ein beſonderer, gutherziger, eifriger Beſchüzer und Beſchirmer des alten, wahren, katholiſchen Glaubens erkannt werde, verſpricht Philip nochmals, wenn es inſonderheit Glaubensſachen belange, oder zu Schuz und Schirm Aeifnung und Erhaltung des alten, wahren katholiſchen

chriſtlichen Glaubens reiche und diene, es bey Anfang des Artikels gethaner Zuſaz bleiben ſolle.

4) Verſpricht der König neben gewiſſen in dem Landſekel liegenden Penſionen, von jeden dieſer Orten zwey Studenten auf der hohen Schule zu Mayland oder Pavia erhalten zu laſſen, und für jeden 70 Kronen zu bezahlen.

5) Es werden beiderſeits die ältere Bündniſſe vorbehalten. Ob aber etwar, der wäre gleich, wer er wollte, den König oder die Ort, heimlich oder öffentlich antaſten würde, alsdann die andre Partie ohne einiges Anſehen dieſer Vorbehaltmuß, der anderen Partie wider dero Anläufere und Beleidigere, wer joch die ſeyen, Beiſtand thun.

6) So bemeldte Ort der Eidgenoſſenſchaft mit andern, ſo nicht ihres katholiſchen Glaubens wären, in Krieg kämen, was Urſach ſolches joch geſchähe, obgleich ſie uns, oder wir ſie angreifen würden, alsdann der König unangeſehen aller Bündniſſen, ſo wir zuvor mit denſelben hatten uns Hülfe thue. — —

Dieſem Bunde trat 1596 Appenzell inneren Rhodens bey, und erneuerte ſelbigen 1604 mit Philip dem Dritten nebſt obigen Sechs Orten, mit beigefügter Erläuterung, daß, was für Bündniſſen ſeit 1587 von den Eidgenoſſen gemacht worden, oder fürderhin gemacht werden möchten, (keine ausgenommen) nicht geweſen iſt, keine iſt, auch unſer Meinung nicht iſt, etwas zu Schaden oder Nachtheil, auch in mindeſten Punkten der izt gemeldten Bündniß des 1587 Jahres zu handlen, mit Erſtrekkung der verſprochenen Hülfe auf alle ſpaniſche, auch die dem Erzherzoge Albert gegebne Land. Im Jahre 1604 ward der Abt von St. Gallen mit eingeſchloſſen; — 1634 ward dies Bündniß nicht weniger auf Burgund als auf Mailand gezogen, ihnen auch die zur Beſchirmung der römiſchen Religion zugeſagte Hülfe aus Burgund ſowohl als aus Mayland verſprochen, — und werden von dem Abt zu St. Gallen, der Pabſt, die Kardinäle, und alle dem römiſchen Stuhl mittel- oder unmittelbar unterworfene Länder und Stände ausbedinget. —

Es konnte nicht fehlen, daß die katholiſchen Oerter, durch dergleichen Verbindungen angefriſcht, ſich über die evangeliſchen eine Freiheit nach der

andern herausnahmen. Appenzell erfuhr dies zu-
erſt. — Anton Leu, ein berühmter Arzt, der
der reformirten Konfeſſion zugethan war, gab dazu
Gelegenheit. Er beſchuldigte unvorſichtigerweiſe
einen Prieſter der katholiſchen Kirche, daß er mit
einem jungen Menſchen ſich auf eine unanſtändige
Art vermiſcht habe. — — Der Geiſtliche und der
Knabe wurden flüchtig, und der gute Leu mußte
dieſe Beſchuldigung, die man für falſch erklärte,
mit ſeinem Kopfe bezahlen. — Die katholiſchen
Einwohner gaben unmittelbar nach ſeinem Tode
den reformirten in Appenzell vieles Schuld, was
nicht bewieſen werden konnte. — Sie verboten
ihnen die Beſuchung ihrer Kirchen, vertrieben zwey
Prediger unter dem Vorwand, daß ſie wider den
Landfrieden gepredigt hätten, wieſen verſchiedene
Manns- und Weibsperſonen zu den Kapuzinern
hin, zogen viele gefänglich ein, und bemühten ſich
überhaupt, denen, die nicht katholiſch waren, oder
es nicht werden wollten, alles Unangenehme zu er-
weiſen, was ihnen nur immer einfallen konnte. —
Der Erfolg dieſer Bedrükkungen war für die re-
formirte Einwohner des Kantons unangenehm ge-
nug. — Der Landammann ward katholiſch, —
nicht wenige beſuchten die katholiſche Kirche, und
andre zogen aus dem Kanton weg. — Der Ueber-
gang von Privatſtreitigkeiten zu blutigen und weit

ausſehenden Fehden wäre bald gemacht geweſen, wenn nicht einige unpartheiiſche Schiedsrichter der Sache einen glüklichen Ausgang zu verſchaffen gewußt hätten. — Dieſe ſezten alſo feſt, daß die aus dem Lande gewieſene oder gewichene evangeliſche außer der Kirchhöre Appenzell im Lande ſizen möchten, wo ſie könnten, doch bey allen Ehren bleiben, zu welchen ſie von den Landsgemeinden oder Rhoden erwählt worden wären, — keine wichtige Sache ſolle künftighin anders, als nach Inhalt des Landbuches vorgenommen werden, u. ſ. w.

Im Jahr 1597 erfolgte endlich die förmliche Theilung des Landes Appenzell. — Dieſe ward durch die eben angeführte Unruhen, durch den neuen gregorianiſchen Kalender, durch die Annahme des ſpaniſchen Bündniſſes, und durch die geſchehene Ausſchlieſſung der Evangeliſchen verurſachet. Beide, evangeliſche und katholiſche, verabredeten alſo unter einander in 17 Artikeln, daß ſie gemeinen Gutes und Regiments halber, ſo ſie bisher unter einander gehabt hätten, ſich abſondern wollten; ſo daß die reformirte Rhoden alles, was hohe und niedre Gerichte mit geben an einem ihnen beliebigen Orte für ſich ſelbſt und nicht weniger als die zu Appenzell führen und üben mögen. Mit dem ausdrüklichen Vorbehalt, daß ſothane Regi-

ments-

mentstheilung nicht immer, ſondern nur ſo lange beſtehen ſolle, als es beiderſeitig gefällig wäre. — Die obrigkeitliche Regierung, Landsgemeine, ſamt allen hohen und niedern Gerichten für die inneren Rhoden ſind zu Appenzell verblieben.— Obrigkeit und gemeine Landleute äuſſeren Rhodens haben ihre Kriminalgerichtsbarkeit nach Trogen verlegt.

Um dieſe Zeit entſponnen ſich Kabalen gegen die Freiheit der evangeliſchen Appenzeller. — Der Abt von St. Gallen verlangte den Pfrundlehen, den ſein Kloſter über hundert Jahre nicht geübt hatte, von dem ganzen Lande, und ließ deshalb an die mit der Landtheilung beſchäftigten Geſandten eine Bittſchrift hierüber ergehen. — Der innere Rhoden ſchlug dieſes Anſinnen ſo ganz aus, daß er den Herrn Prälaten nicht einmal einer Antwort würdigte. Der Streit ward zwey Schiedsrichtern zur Entſcheidung übertragen, aber deshalb doch nicht ausgemacht. — — Die Inner-Rhodiſchen verlangten überdem, die Auſſer-Rhodiſchen ſollten einigen katholiſchen Familien das Bürgerrecht einräumen, worinnen ſie aber, um das Recht der Wiedervergeltung auszuüben, nicht willigen wollten. —

Die Unruhen der Stadt Genf mit dem Herzoge von Savoyen gehören in die eigentliche

Staatsgeſchichte der Schweiz. Einige Winke dahin giebt der **erſte** Band in dem dazu gehörigen Kapitel. — Hier muß ich des widrigen Einfluſſes gedenken, den dieſe Streitigkeiten auf den Religionszuſtand der Stadt Genf hätten haben können, wenn das Geſchik nicht andre Masregeln ergriffen, und die gemachten Projekte durchlöchert hätte. — —

Drey Landvogteien in Savoyen, Ternier, Thonon und Gex hatten das römiſche Kreuz wieder geküſſet, und verrichteten den Gottesdienſt nach der Form des heiligen Vaters. — — Franz von **Sales** bauete Schlöſſer auf Sand, und entwarf den Plan, die Stadt Genf gleichfalls in den Schooß der alten katholiſchen Kirche zurük zu führen. — Das war ein außerordentlicher Mann nach der Katholiken Meinung; — er hatte nicht länger als ſieben Monat im Mutterleibe gelegen, und verſprach vielleicht ſchon deshalb Wunderdinge. Beza ſollte ſein Werkzeug werden, und dazu beſtimmte er auf Klemens Befehl 12000 Pfund jährliche Einkünfte für dieſen Mann, die er ihm förmlich antrug. — — Bey der Vereitlung ſeines erſten Plans ließ ers nicht bewenden, ſondern dachte, gleich den rüſtigen Projektmachern, auf ein paar duzend andre. Folgender ſchien der

ſicherſte, und der zu ſeyn, der am erſten ins Werk geſezt werden könnte. —

Der Herzog **Karl Emanuel** von Savoyen veranſtaltete zu Thonon ein Jubiläum. — Die auſſerordentliche Menge von Ausländern, die bigott genug waren, ſich daſelbſt einzufinden, und ihr Geld zu verzehren, gab Gelegenheit, daß der Biſchof für Geld und gute Worte, für allerley Verſprechungen Ablaß zu ertheilen, eine Partie anwarb, die die Kezer bekehren ſollte. Eine dieſer Verſprechungen war unter andern, daß, wenn ſie treulich gegen die ungläubigen Reformirten kämpfen würden, ſie auch von den Engeln in das Paradies getragen werden, und alsdann recht ſanft ruhen ſollten. — Unter Einſchläferungen, und glatten Worten, welche der Herzog der Stadt **Genf** machte, ließ er über 6000 Mann ſeiner Truppen dahin abgehen, welche auf Sturmleitern die Stadt erſteigen mußten. Mit dem lezten Zehrpfennig dem lieben Gott empfohlen, wollte **Brunaulieu** (ſo hieß der Anführer) des Morgens um vier Uhr, nachdem ſchon über drey hundert Mann in die Stadt gekommen waren, die Stadt einnehmen. — Die Bürger hörten aber noch zu rechter Zeit den Lerm, ergriffen die Waffen, und erlegten über vier und funfzig von den Feinden. — Sie zogen zurük, und lieſſen **dreyzehn** Gefangene in der

Bürger Händen. — Freudenvoll ſtieg der eisgraue Beza auf die Kanzel, ſtimmte den hundert und vier und dreißigſten Pſalm an, und hielt ein kleines Gebet, weil er nicht mehr predigen konnte. — Die dreizehn Gefangenen wurden unmittelbar drauf erhenkt. — Man hatte auch für die Stärkung des Aberglaubens dieſer Märtyrer geſorgt. Man hatte ihnen Zettel gegeben, auf denen die Namen Gottes, Jeſus, — Maria und die niedliche Aufſchrift geprägt ward — „quicun„que hanc Schedulam portauerit, eo die non „peribit, neque terra, neque aqua, neque gla„dio. — — “

Im Jahr 1603 ward endlich die Stadt Genf durch Vermittelung verſchiedener Kantonen wieder mit Savoyen verſöhnt. —

* *

Nicht geringeres Unglük trachtete ein dem Scheine nach reformirt gewordener Mönch, Brokard Borron, den evangeliſchen Kirchen in Bündten zuzuziehen. Man kam hinter ſeine Argliſt, man folterte ihn, er wollte aber nichts geſtehen. — Nach ſeiner Erledigung aus dem Gefängniſſe in Chur, legte er dem heiligen Vater ſein Ideal vor, nach welchem die Gewiſſensfreiheit der guten Bündtner auf immer unterdrükt werden könnte. —

Nach demſelben ſollten vor allen Dingen die Geiſtlichen abgeſchafft, ihnen ihre Einkünfte entzogen, die Kirchen verſchloſſen, und auf dieſe Art die Einwohner gezwungen werden, zur katholiſchen Lehre freiwillig wieder überzutreten. Im Jahr 1604 entſtand eine würkliche Trennung der Bündtner. Alphons Caſati, ſpaniſcher Geſandte trug dazu das Seine gefliſſentlich bey, und brachte es bis zu einer gänzlichen Empörung der Einwohner gegen ſich ſelbſt, die ſich theils an Frankreich, theils an Spanien und den Pabſt hielten, — wozu noch überdem die von den Eidgenoſſen ihnen geſchikte Hülfe nicht wenig beitrug. — Paul der Fünfte, dem der Bruch mit Venedig ſehr nahe war, vermittelte, daß jene das Bündniß mit dieſer Republik und Frankreich aufkündigten. — — Doch der franzöſiſche Hof, der es von je her an Feinheit der Staatsmaximen, an Kunſtgriffen, und Ueberliſtungen faſt allen europäiſchen Mächten zuvorgethan hat, wußte ſchon dieſe Veranſtaltungen rükgängig zu machen. Die Verbindung mit Venedig und Frankreich erhielt nicht nur neue Befeſtigung und einen anſehnlichen Zuwachs von Größe und Erweiterung, ſondern man entdekte auch die Stifter der Empörung, und beſtrafte ſie nach Gebühr. Georg Beli, von Belfort, kaiſerlicher Landvogt zu Caſtels im Pretigau, — und

Kaſpar Baſelga mußten ihren Kopf geben, — und Johann **Fluog**, Biſchof von Chur, der ſein Biſchofthum in mailändiſchen Schuz gegeben hatte, mußte entweichen, ward aber jedoch nach erlegten 1200 Kronen, und eidlich gethanen verſchiedenen Verſprechungen wiedrum angenommen.

* *

Bis ins Jahr 1618 finde ich wenig wichtiges in der Religionsgeſchichte der Schweiz. — Hier eräugnete ſich aber der für die ganze reformirte Kirche ſo wichtige, und auch der helvetiſchen nicht weniger intereſſante Streit über **die Gnade Gottes**, den **Arminius** mit den niederländiſchen Theologen führte, und der in dieſem Jahre auf der **dordrechtſchen SYNODE** entſchieden ward.

Arminius iſt den Gelehrten und Sachkundigen bekannt genug. — Seine Geſchichte, ſo wenig als den Prozeß wider ihn, wird man hier erwarten. — Aber einen Fingerzeig will ich doch darauf thun, damit man deſto ſchleuniger in den Stand geſezt werde, den ganzen Zuſammenhang dieſer merkwürdigen Irrungen und Zerrüttungen der reformirten Kirche zu überſchauen.

Das arminianiſche Syſtem beſtritt die ſo verkehrte als verdächtige Meinung von einer

ſogenannten beſondern Auswahl, die Gott unter den Menſchen in Abſicht ihrer Seligkeit, und zwar ohne alle in ihnen ſelbſt liegende Gründe blos nach ſeinem freien Willkühr getroffen hätte, drang auf die allgemeine Verſöhnung, die durch Chriſtum bewürkt worden ſey, — nahm einen Rükfall des Menſchen aus der Gnade Gottes an, eben ſo wie er derſelben widerſtehen, und durch ſeine eigene Kräfte glauben könnte oder nicht.

Dieſe Meinungen, die vorzüglich Arminius vertheidigte, ſollten auf einer dazu allgemein ausgeſchriebenen Synode beſtritten, widerlegt, und ihnen ein gründlich geordnetes, ſie aufhebendes Syſtem entgegen geſezt werden.

Dordrecht ward zum Tummelplaz der rüſtigen Streiter erkohren. — Die Generalſtaaten baten dazu verſchiedene auswärtige Gottesgelehrte. — Auch an die Eidgenoſſen ergieng von ihnen, dem Prinz Moriz, und Grafen Wilhelm von Naſſau, ein Einladungsſchreiben, in welchem dieſe erſucht wurden, ihre Theologen gleichfalls hinzuſenden.

Dagegen ſchien ſich das Zürcher Miniſterium anfänglich zu widerſezen. Es fürchtete, daß der Arminianismus in die Schweiz gebracht, und die ohnedem ſchon bedrükte Helvetier durch die Ver-

ſchiedenheit und Abweichung der Lehren in eine noch traurigere Situation verſezt werden mögten. — Es berief ſich auf den Schaden, den manche Religionsgeſpräche verurſacht hätten, und ſchüzte beſonders vor, daß die Eidgenoſſen bereits viel dergleichen Einladungen gehabt, ſie aber ſämmtlich ausgeſchlagen hätten. — Dieſe Gründe überwog indeſſen der Geſandte der Generalſtaaten, Peter von Brederode, und vermochte endlich die evangeliſchen Eidgenoſſen, daß Zürch, Bern, Baſel und Schafhauſen fünf Gottesgelehrte nach Dordrecht ſchikten.

Glänzend war dieſe Synode nun freilich, möchte ſie nur mit Ueberlegenheit und reifer Toleranz angefangen und beendigt worden ſeyn!! — — England, Pfalz, Heſſen, Bremen, Emden, Naſſau und Helvetien hatten daran Antheil. — Frankreich verbot ſeinen Gottesgelehrten hinzureiſen, — und der Churfürſt von Brandenburg entſchuldigte es in einem höflichen Schreiben, daß er die ſeinigen nicht ſenden könnte. — —

Die Verhandlungen ſelbſt gehören in die niederländiſche Kirchen- und Religionsgeſchichte. Das Verhalten der Schweizer war dabey tolerant genug.

Der aus Zürch dahin abgeſchikte Gottesgelehrte, Johann Jakob Breitinger, fällt über die

Arminianer folgendes merkwürdige Urtheil. — Es fällt zwar zum beſten der Synode aus, unterſcheidet ſich aber durch den Glimpf und die Schonung, mit der er ſie behandelt.

„Die anweſenden Remonſtranten,“ ſagt er in einem Schreiben an den Magiſtrat in Zůrch, „ſind mehrentheils junge aber in zweifelhaftigen Dingen ſo geůbte Leute, daß ſich „nicht genugſam zu verwundern, und låſſet „ſich anſehen, daß mit ihren Perſonen wenig auszurichten ſeyn werde. Sie haben „an ſich gehånget alles, was in dieſen Landen von Sekten und ſonſt widerwårtig iſt „unſerer wahren chriſtlichen Religion, und „haben alſo einen großen Anhang. — Ungeacht ihre fůrnehmſte weltliche Patronen „wegen großer Untreu und Verråtherey gefangen, ihre geiſtliche Aufrůhrer aber entweder tod, oder landflůchtig ſind. — — „Es nimmt aber darum ihr Anhang Gottlob! nicht zu, ſondern ab. — Viel anſehnliche Leute, welche ihnen nicht ungůnſtig, haben an ihrem unfórmlichen und „unaufrichtigem Prozeß wenig Gefallens „und ſo viel weniger, weil die unſrige gegen ihnen erzeigen unglaubliche Geduld

„und Sanftmuth, und inſonders augen„ſcheinliche Redlichkeit. — — “

In einem andern Schreiben ſagt er:

„Es befindet ſich, daß Ihr mein gnädig „Herren mit Sendung deren Euerigen ein „ſehr nothwendiges gutes Werk gethan. „Weil die Arminianer dieſe Land beredet, „daß die eidgenöſſiſche alte Gelehrte, Herr „Bullinger aber, Lobſ. Ged. füraus ihrer „Meinung zugethan geweſen. Iſt ihnen, „als ſie wider dieſen Synodum proteſtiret, „den 1 Tag Chriſtmonat von Churpfälzi„ſchen Theologis in öffentlicher Verſamm„lung vorgeworfen worden, ob ſie gleich die „gegenwärtige alle verwerfen wollten, wel„che heutiges Tags in löbl. Eidgenoſſen„ſchaft, eben an denen Orten predigen, in „welchen noch viel deren im Leben, die „Herrn BULLINGER ſelbſt geſehn und „gehört, und erkennen, daß Herr Bullin„ger und ſeine Nachfolgere eine gleichförmi„ge Lehr führen. Iſt alſo unſere Gegen„wärtigkeit denen Arminianern nicht gar er„wünſcht, aber übrigen ganzen Synodo, „und Herren deputirten Städten gar „lieb. —

Die ſämmtlichen eidgenoſſiſchen Theologen faßten übrigens ihre gutachtende Meinung unter folgende Artikel ab.

I. Gottes ewiger Rathſchluß beſtehe nicht blos in Beſtimmung derer Pflichten, von welchen die Seligkeit abhänget, ſondern in Unterſcheidung der Perſonen. Da Gott, nicht wegen ungleicher Beſchaffenheit der Menſchen, (dem alle und jede Verdammniß würdig geweſen) ſondern nach dem Wohlgefallen ſeines Willens, etliche zu ſeinen Kindern angenommen, andre in ihrem Verderben liegen laſſen. Hiermit der Glaub und gute Werke nicht eine Urſache, ſondern eine Frucht der gnädigen Erwählung Gottes ſey.

II. Chriſtus habe ſein Blut nicht für alle und jede Menſchen, ſondern allein für diejenigen vergoſſen, welche ihm Gott in dieſer Erwählung gegeben, daß er ihnen das ewige Leben mittheile, und welchen dieſer Verdienſt durch Verzeihung der Sünden, Wiedergeburt und Herrlichmachung zugeeignet wird. — —

III. Durch den Sündenfall ſeye des Menſchen Verſtand verfinſtert, auch der Wille, die Begierden und Gemüthsneigungen ſo

verderbt worden, daß der Menſch, was zu ſeinem Heile zu wiſſen und zu thun nothwendig, durch ſeine eigene Kraft weder erkennet, noch ſo es ihm geoffenbart wird, verſtehen, noch lieben oder thun kann. —

IV. Hiemit der Glaube eine Gnadengabe Gottes, welche der heilige Geiſt vermittelſt ſeines Worts und heiligen Sakramenten in denenjenigen würkt, welche durch den Sohn Gottes erlöſet ſind.

V. Diejenige, welche mit Chriſti Blut erkauft, und durch den heiligen Geiſt gläubig und wiedergebohren ſind, beharren in dieſer Gemeinſchaft mit Gott bis an ihr Lebensende, und werden des ewigen Lebens, zu welchem ſie erwählet, erkauft und gereinigt ſind, theilhaftig.

Unmittelbar nach Endigung dieſer Synode fiengen die blutigen Unruhen im Veltlin an, welche ſich allererſt 1637 völlig endigten. Sie haben in Rükſicht auf die Urſachen, welche dazu Gelegenheit gaben, und auf die Art und Weiſe, wie ſie geführet wurden, mit der pariſiſchen Blutnacht viel Aehnliches, — nur daß die Anzahl der Ermordeten nicht ſo hoch hinanläuft, als in Paris. —

Der erſte feindliche Einfall gegen die Reformirten in Veltlin erfolgte 1620. Die öſterreichſche und andre benachbarte Völker unter der Anführung des Pompejus Planta mußten ihn thun, und die Päbſtlichgeſinnten ſtreueten zu dem Ende aus, daß in Bündten holländiſche Völker lägen, welche die römiſch-katholiſchen ermorden wollten.

Die in Sonders aufgerichtete Schule gab die nächſte Gelegenheit dazu. Das zu Thuſis angeſtellte Strafgericht, gegen den Biſchof von Chur, und den Erzprieſter Ruſca, war eine etwas entferntere Veranlaſſung. — Die Sache war ſchon geraume Zeit im Werk. — Rom that, was es konnte, die Mörder der Reformirten zu begünſtigen. Die Jeſuiten im Veltlin waren nicht weniger geſchäftig, ſie in die ihnen gelegten Schlingen zu ziehen; — und endlich ward durch den beſchleunigenden Eifer verſchiedener Vornehmen unter den Katholiken der fürchterliche Entſchluß ins Werk geſezt. — Man warnte die Reformirten von allen Orten her, auf ihrer Hut zu ſeyn; ſie aber glaubten, an dem mit Oeſterreich und Mailand getroffenen Bündniß eine zu ſtarke Stüze zu haben, als daß ſie die gegen ſie gerichteten Pfeile ängſtlich zu fürchten nöthig hätten. Jedoch durch die ſich vermehrende Gerüchte von den Anſchlägen ihrer

Feinde gegen ihre Ruhe und Glükſeligkeit ſorgſamer gemacht, baten ſie die Bündter um Hülfe. — Ehe dieſe Hülfe aber ankam, eilte **Pompejus Planta**, den Vorſaz auszuführen, ehe er in der Geburt erſtikte. — — Sie wählten dazu den Morgen, und zwar die erſten Stunden, weil ſie da am ſicherſten zu ſeyn glaubten. Mit den obrigkeitlichen Perſonen ward der Anfang gemacht, dann folgten die Geiſtlichen, und nun die Bürger. — Sechszig wurden ermordet, — drey entflohen, und die übrigen mußten ihre Religion abſchwören. — Einer der reformirten Geiſtlichen geſellte ſich den Mördern zu. In **Tell** koſtete es gleichfalls über ſechszig reformirten Einwohnern ihr Leben. Siebenzehn gute Menſchen retteten ſich in einen Kirchthurm, — allein ſie waren auch hier der Wuth ihrer menſchenfeindlichen Widerſacher ausgeſezt. — Kirchenſtühle und Bänke wurden zuſammen getragen, angebrannt, und in dieſem Feuer mußten ſie ſterben. — Aus Sonders flüchteten 71 Perſonen mit dem Pfarrer, — die übrig gebliebenen zog man ins Gefängniß, — des weggejagten Hauptmanns über das Veltlin Hausrath wurde den Angriffen der raubgierigen Soldaten Preis gegeben. — Die Empörung ward immer größer, — der Bediente zog das Schwerdt gegen ſeinen Herrn, — ein Bruder erſtach den andern, — die nächſten Bluts-

verwandten würgten und mordeten, wie ſie konnten, blos in der Abſicht, Beute zu bekommen. — Ein keker Wüterich durchſtach mit Neros Freude achtzehn Unſchuldige in einem Tage. — Und ſo wurden über 180 Perſonen blos in dieſer Gemeinde ermordet. — Zu Travona, — Caſpan und Morben konnten ſich noch die meiſten retten; — in Brüß koſtete es ſieben und zwanzig ihr Leben. —

Ein ſolches Blutbad machte die Eidgenoſſen aufmerkſam. — Zürch und Bern ſchikten den Veltlinern eine Armee von 3000 Mann zu Hülfe; — auf dem Marſch wurde den Bernern der Uebergang bey Mellingen gänzlich abgeſchlagen; ohnerachtet auf einer Tageſazung zu Baaden ſehr viel darüber geſagt wurde, wollte man ihnen denſelben doch nicht einräumen. — Die Berner mußten alſo einen andern Weg nehmen, da ſie dann bey Bormio ſich mit denen von Zürch und Bündten vereinigten, und gemeinſchaftlich nach Tiranno eilten, um daſelbſt den Feinden entgegen zu rükken. — Hier erfolgte ein Treffen, in welchem die Schweizer den kürzeren zogen, und ſich bis nach Bormio zurükbegeben mußten. — Auf einer gehaltenen Tageſazung zu Baden ward endlich nach langem Weigern der Katholiken eine Geſandſchaft im Namen aller dreizehn Orte nach

Bündten zu ſchikken beſchloſſen. Man beſtimmte auch zu Hunz einen Tag dazu, — die ganze Unterhandlung zerſchlug ſich aber der außerordentlichen Verbitterung wegen, die unter den Bündtern einmal eingeriſſen war. —

Der neue Angrif, den die katholiſchen Gemeinen 1621 auf die Veltliner machten, gab den Engadinern und Münſterthalern die Waffen in die Hand. — Sie ermordeten den Stifter aller entſtandenen Uneinigkeit, trieben, nachdem ſie von Chur eine anſehnliche Verſtärkung erhalten hatten, die Armee der fünf katholiſchen Oerter über das Gebürge herüber, und nahmen alsdann im Maſaxer-Thal die Huldigung ein. Die Republik Venedig brachte es indeſſen ſo weit, daß der Herr von Baſſompierre von dem König in Frankreich nach Madrid geſandt wurde, um die Veltliniſche Unruhen zu Ende zu bringen. Man ſezte auch folgende vier Artikel feſte, denen aber gar bald widerſprochen, und auf dieſe Art die Unruhen fortgeſezt wurden.

1) Alle Sachen ſollten auf beiden Seiten in ihren vorigen Stand geſezt, die eingeführten Soldaten abgeſchafft, und nur die beibehalten werden, die der König von

Spanien

Spanien vor den entſtandenen Unruhen daſelbſt gehabt hätte.

2) Die Bündtner ſollen gemeinen Veltliniſchen, Wormiſchen und Cleviſchen Banditen, Rebellen und Uebelthätern einen freien Pardon bewilligen, niemand weder an Leib, noch Gut ſtrafen, ſondern das Vergangne in völlige Vergeſſenheit geſtellt werden.

3) In Religionsſachen ſollen alle Neuerungen, die ſeit 1607 daher der römiſch-katholiſchen Religion zu Nachtheil ſich erzeigt, aufgehoben ſeyn.

4) Die Bündtner ſollen dieſen Traktat mit dem Eid beſtättigen, die beiden Könige, wie auch die dreizehn Orte der Eidgenoſſenſchaft zu deſſen Handhabung behülflich ſeyn.

Der ganze Traktat war vergeblich. Die Spanier fielen in Geſellſchaft einiger Katholiken in den oberen Bund ein. — Die Oeſterreicher bemächtigten ſich des Prettgau, Engadins und Cleven, tyranniſirten außerordentlich gegen die Reformirte, und verurſachten, daß die Bündtner gegen 25000 Kronen das Veltlin an Spanien abtreten mußten. — Die evangeliſche Religion ward hierauf gänzlich abgeſchafft, — die Prediger abge-

ſezt, — Todte in der Erde beunruhiget, ihre Körper ausgegraben, — die Einwohner leibeigen gemacht, — ehrbare Matronen geſchändet, — junge Mädchen verführt, — alles Vieh entwendet, — und überhaupt das Unweſen ſo hoch getrieben, daß die Bündtner 1622 eine neue Verbrüderung unter ſich errichteten. Nach derſelben zerriſſen ſie die mailändiſche Kapitulation, kündigten einen Generalpardon an, beſezten die Grenzen mit 6000 Mann, eroberten das Engadin, — und thaten den Oeſterreichern außerordentlichen Schaden.

Sie verabredeten hierauf mit den übrigen Eidgenoſſen eine neue Unterhandlung zu Lindau, welchen Ort die Oeſterreicher vorſchlugen, und den auch die Eidgenoſſen annahmen. — Die den Bündtnern gegebene Sicherheit ward von den Oeſterreichern verlezt, — die Spanier und ſie ſpannten ihre Anſprüche immer höher, — Frankreich nahm ſich zwar der Sache an, übergieng aber die Eidgenoſſen, — übergab das **Veltlin** dem Pabſt **Gregorius** zur Sequeſtration, ließ es von ſeinem Nachfolger **Urban** beſezen, der zur Wiedereinführung der katholiſchen und Unterdrükung der evangeliſchen Religion verſchiedene ſehr nachtheilige Artikel feſtſezte. — Der König in Frankreich entriß aber, weil er die Vollziehung des zu Madrid geſchloſſenen Traktats nicht erhalten konnte,

das Veltlin gar bald der päbſtlichen Sequeſtra- tion, wendete ſich wieder zu den Eidgenoſſen, und ſchloß mit ihnen einen Vertrag, nach welchem ſie beide in Veltlin eindrungen, es einnahmen, und ver- abredeten, daß es dem König von Frankreich über- laſſen werden ſollte. — Aller dieſer Verbindung ohnerachtet, traf der franzöſiſche Geſandte in Ma- drid mit dem Hofe daſelbſt einen neuen Vergleich, der den kurz vorher mit den Eidgenoſſen getroffe- nen Tråktaten geradezu widerſprach, und dahin auslief, daß die Veltliner zu völlig freien Leuten gemacht, alles auf den Fuß, wie es 1617 geweſen, geſezt, und die evangeliſche Religion völlig und auf immer abgeſchafft wurde.

— So unerwartet ihnen eine ſolche argliſtige Berükung ſeyn mußte, ſo ſchleunige Anſtalten ſuchten ſie dagegen zu treffen. Die zu Solothurn gethanen Vorſtellungen fruchteten nicht das gering- ſte, — die Armee des Pabſtes ſchleifte alle Feſtun- gen im ganzen Veltlin, — die fremden Völker, alles Geſchüz, und Munition wurden aus dem Lan- de geſchafft, und die Veltliner machten ſich auf einmal zu ganz freien Leuten.

Die übrigen Unruhen im Veltlin gehören nicht ſowohl unter die Rubriken des Religionszuſtandes der Schweiz, als in die eigentliche Erzählung der Staatshiſtorie.

Ich muß nun noch die merkwürdigſten Fakta bis zum Frieden in Münſter erzählen.

Da ſteht denn gleich der merkwürdige Streit oben an, in den Zürch mit den fünf Orten und dem Abt zu St. Gallen, des Kollaturrechts in Thurgau wegen, verwikelt wurde. — Die Sache verhielt ſich ohngefehr ſo.

Seit dem Landfrieden 1531 mußten die evangeliſchen Unterthanen in Thurgau und Rheinthal die unter ihnen entſtandenen Irrungen in Eheſachen dem Chorgericht in Zürch zur Entſcheidung überlaſſen. — Ferner hatten die oberen Rheinthaler in den Gerichten des Abts zu Gallen ſeit undenklichen Jahren das Recht, zu einem ledigen Pfarrdienſt einen andern zu verordnen und zu ſezen. — Im Jahr 1626 verlobte ſich ein evangeliſcher Bauer aus den niedern Gerichten des Abts im Thurgau mit einem evangeliſchen Mädchen, welches nicht im geringſten mit ihm verwandt, obſchon ſeine Gevatterinn war. Dieſe Ehe wollte der Abt verhindern, und nicht eher zugeben, als bis ſie von dem Biſchof zu Koſtniz Diſpenſation erhalten hätten. Zürch ſah dergleichen Widerſezlichkeit als einen Bruch des Landfriedens an. — Dazu kam, daß 1630 zwey Paar, aus dem Rheinthal gebürtig, von dem Chorgerichte in Zürch Diſpenſation zur Heirath begehrten, von denen zwey im dritten und

vierten Grade der Blutsfreundſchaft, und zwey im zweiten und dritten Grade der Schwägerſchaft verwandt waren. — Der Abt von Gallen unterſagte die Verheirathung, — die fünf katholiſche Orte authoriſirten ihn dazu, und alles Gegenbefehls von Zürch ohnerachtet, ward die Ehe hintertrieben, und der evangeliſche Geiſtliche, der die Abſicht der Zürcher befördern wollte, ſeines Amtes entſezt. Die Sache kam zu Streitigkeiten, welche aber endlich 1632 in folgendem Vergleiche beigelegt wurden *).

1) Soll und mag die Glaubensbekenntniß derer von Zürch in den gemeinen Herrſchaften des Thurgows und Rheinthales ungehindert und ſicher ſeyn, und ſelbiger Religion Unterthanen bey ihrem Gottes-

*) Ich finde nöthig, hiebey ein für allemal mich dahin zu erklären, daß ich in dieſer hiſtoriſchen Abhandlung über das Religionsweſen der Schweizer mich deshalb über manche einzelne Fakta etwas weitläuftiger habe auslaſſen müſſen, weil ſonſt ganz unausbleiblich viele Lüken und Hiatus im Ganzen entſtanden ſeyn würden. — In der Schilderung der einzelnen Kantone kann ich eher manches überſehen, was uns Deutſche weniger intereſſiret, als bey dem Detail, das ich über Helvetiens Religion zu geben mir vorſezte.

dienſt und freien Exercitium, auch alles, was demſelben nothwendig anhångt, ruhig und von månniglich ungehindert leben und verbleiben, kraft Landfrieden.

2) In den gemeinen Herrſchaften ſolle das Mehr ſeyn und bleiben, wie von Alters her. Aber in Religionsſachen und dero nothwendigem Anhange, darůber in dem Landfrieden keine Erlåuterung geſchehen, ſo ſolle darůber kein Mehr oder Urtheil gefållet, ſondern ein freundlicher Vergleich getroffen werden, und, wann dieſes nicht Plaz finden kann, kônnen ſie vor Såzen und Obmann zurecht kommen.

3) Die Eheſachen der evangeliſchen Unterthanen in beſagten beiden Landſchaften ſollen vor dem Chorgericht zu Zůrch gerichtet werden.

4) Den Oberrheinthalſchen evangeliſchen Unterthanen iſt erlaubt, ihre Prediger bey den evangeliſchen Orten lôblicher Eidgenoſſenſchaft zu ſuchen. Alſo daß ſie zwey tůchtige Månner dero fůrſtlichen Gnaden ſollen vorſtellen, und dieſelbe einen daraus erwåhlen, und in das von Alters her gewôhnliche Gelůbd nehmen. Sonſten aber

ſolle dieſer gütliche Vergleich im übrigen niemanden an ſeinen Rechten ſchädlich ſeyn.

* *

Das zweite wichtige Faktum ſind die Beſchwerden der evangeliſchen Unterthanen im Thurgau und Rheinthal. — Sie liefen auf folgende hinaus — —

1) Die katholiſche Kollatoren der Pfründen thun den evangeliſchen Predigern, der Lehre, des Betens und Predigens wegen widrige Anmuthungen.

2) Man verbiete ihnen die Kinderlehre und die Leichenpredigten.

3) Man nehme ihnen den freien, uneingeſchränkten Gebrauch der Gloken.

4) Man laſſe ihnen von den Pfrundkompetenzen das nicht verabfolgen, was der Landfriede ausweiſet.

5) Man geſtatte ihnen nicht den Gebrauch der Kirche und Gottesdienſt zu rechter, bequemer und beſtimmter Zeit.

6) In den Mutterkirchen, da zwar evangeliſche Einwohner, aber keine evangeliſche Pfarrer ſind, laſſe man ihnen nicht zu, einen zu erwählen, da man doch ſolches den katholiſchen zulaſſen müſſe.

7) Man verbiete ihnen überdies, die benachbarte evangeliſche Kirchen zu beſuchen, und zwinge ſie, Taufe und Einſegnung der Hochzeiten in den katholiſchen Kirchen von den katholiſchen Prieſtern geſchehen zu laſſen.

8) Man dringe ihnen die Hebammentaufe auf, und begrabe die ungetauften Kinder an unehrlichen Oertern und bey Miſſethätern.

9) Man zwinge ſie zum Hutabziehen, und Niederknieen bey Läutung der Gloken.

10) Man halte ſie zur Feier neuer und ungewöhnlicher Feiertage an.

11) Man wolle den Katholiſchen nicht zulaſſen, den evangeliſchen Glauben anzunehmen. Hingegen, wenn ein katholiſcher Mann eine evangeliſche Weibsperſon heirathet, wiegle man ſie auf, und mache es ihr zum Geſez, ihre angeborne Religion abzuſchwören.

12) Die Evangeliſchen würden in den Kirchenguͤthern vervortheilet, wo nicht gar ausgeſchloſſen.

13) Eben dies begegne ihnen in Ehr und Aemtern.

14) Es würden heimliche Kundſchafter auf ſie beſtellt, und deren Angebung geglaubt.

15) Man nenne ſie ſowol heimlich, als öffentlich, ſelbſt in Mandaten und Edikten mit ſchmähligen und gehäſſigen Namen.

16) Man verſehe der verſtorbenen evangeliſchen Kinder mit katholiſchen Vormündern.

17) Ihrer viele werden blos darum aus dem Lehen verſtoßen, weil ſie dem evangeliſchen Glauben beigethan ſind.

* *

In vier verſchiedenen kleinen Verſammlungen drang Zürch mit allem Ernſt auf die Abänderung dieſer Klagen; aber eben ſo wenig auf dieſen, als auf dem Jahrrechnungstag zu Baden konnte dagegen etwas entſchieden werden. Es wurde alſo alles auf einen Landtag verſchoben, der in Schweiz gehalten werden ſollte, der aber niemals gehalten worden iſt.

* *

Der Religionshaß geht über alle andre Feindſchaft. — Er ſchont weder Stand, noch Alter, — kehrt ſich an keine Verbindung, hebt die heiligſten Verabredungen auf, und zerreiſſet die ſanfteſte, menſchenfreundlichſte Geſellſchaften. — Bern und Solothurn wurden unter einander verbittert. Die lezten überfielen die von den Bernern nach

Mühlhauſen geſandte Soldaten; der größte Theil ward erſchlagen, und in das Waſſer geworfen, — die andern ſchwer verwundet, gröblich beleidigt, geplündert, und ins Gefängniß geſezt. — Bern ward außerordentlich entrüſtet, wollte den alten mit Solothurn geſchloſſenen Bund aufheben, und konnte nur durch die Zuredungen der übrigen Eidgenoſſen wieder zur Ruhe und zur Annahme folgender Bedingungen gebracht werden.

1) Der geweſene Vogt zu Büchburg, der die Berner überfallen hatte, ſolle auf 101 Jahr banniſirt ſeyn, und von ſeiner Obrigkeit keine Begnadigung erhalten mögen. Wo man ihn auch inwendig der Eidgenoſſenſchaft betreten würde, ſolle man ihn aufgreifen, auch dem begehrenden Ort, nach gemeinen, auch eidgenoſſiſchen Gebrauch auf einen Revers zuſtellen, oder ſonſten demſelben als einem wiſſentlichen Thäter und Anfänger des Mords und Friedensbruchs der Prozeß gemacht werden. Er könne denn von dem löblichen Kanton Gnade und Verzeihung erhalten.

2) Der geweſene Vogt zu Falkenſtein, Urs Brunner, ſolle auf 6 Jahre banniſirt und ſein Haab und Gut konfiſcirt ſeyn. Er auch nach Verflieſſung der 6 Jahre zu

keinen Ehren gelangen, er erwerbe dann einer löblichen Stadt Bern Huld und Verwilligung.

3) Die übrigen Thäter, ſo auf dem Steg oder Brüklein geſtanden, und mit Spieſſen und Hellebarden ganz unbarmherzig die ins Waſſer geſprengten und ſonſten ertödtet und verwundet haben, ſolle die Stadt Solothurn gefänglich annehmen, ihrer Thaten halber im Grund, und wo nöthig, peinlich befragen, und exemplariſch beſtrafen. — Die fürnehmſten Anfänger dieſes Mordes wurden hernach auch hingerichtet. —

4) Die, ſo ſchmähliche und ehrenverlezende Worte ausgeſtoßen, ſollen in der Stadt Solothurn in Beiſeyn Abgeordneter von Bern geziemende Abbitte thun, und öffentlich widerrufen.

5) Wegen der Reſtitution und Satisfaktion ſolle löblicher Stand Bern eine Specifikation ihrer ganzen Anforderung eingeben, und nach billiger Ermäſſigung der übrigen XI Orte ſolle ein löblicher Stand Solothurn einer löblichen Stadt Bern Satisfaktion geben, gegen Beziehung der konfiscirten Güter.

6) Jedoch ſolle dies alles bey den löblichen Städten an ihren habenden Rechten und Gerechtigkeiten, hohem Anſehen, Stand und Weſen, auch ihren zuſammenhabenden Bünden, Vertragen und Abſchieden, in allweg, ohne Nachtheil, unaufheblich und unverweislich ſeyn.

❖ ❖

Im Jahr 1639 kam zwiſchen den drey Bündtnern und Spanien ein ſogenannter, unverbrüchlicher und erblicher Friede zu Stande, in welchem manches zum Nachtheil der Evangeliſchen beſtimmt ward. Dahin gehören folgende Artikel deſſelben.

26) Die drey Bündten mußten verſprechen, daß im Veltlin und beiden Grafſchaften keine andre Religion ſey, als die römiſche, mit ausdrüklicher Ausſchlieſſung aller andern Religionsübungen, welche nicht katholiſch ſind.

29) Die Seelſorge wird dem Biſchof von Chur, und andern Religioſen, ſo Regular, als Sekular überlaſſen.

31) Keine der Religion und Freiheit der Kirche widrige Sazungen ſollen beobachtet werden.

33) Keinem nicht katholiſchen ſolle ein Haus oder Wohnung geſtattet werden, als denen Richtern während ihrer Judikatur, und denen Vertriebenen, welche Güter im Veltlin und beiden Grafſchaften beſitzen. Dieſe mögen wegen Geſchäften jährlich drey Monat (doch zu verſchiedenen malen) ſo fehrn, daß weder dieſe noch jene einen Geiſtlichen haben, und Gottesdienſt üben, verbleiben. Doch ſolle ihnen, ſelbigen in der Nähe zu beſuchen, nicht verboten ſeyn.

34) Den Eid mögen ſie geben wie vor 1620. — Wollen ſie ihre Kinder im Veltlin taufen laſſen, ſolle ſolches auf römiſche Weiſe geſchehen.

35) Katholiſch vermeinte Bündtner ſollen alle zwey Jahre einen römiſch-katholiſchen Offizial erwählen, welcher Achtung gebe, daß nichts der römiſchen Religion, oder dieſen Artikeln widriges begegnen werde.

36) Alle zu Hülfe der proteſtirenden Kirche und dero Dienern im Veltlin geſtiftete Einkünfte, Donationen u. dgl. ſollen zu Diſpotion derer drey Bündten überlaſſen ſeyn. So möchten die Bündtner den Veltlinern drey vorſchlagen, aus welchen beſagte Veltliner einen Vikar, — der Vi-

kar einen Lieutenant, oder Statthalter erwählen möchte. —

* *

Doch ich eile zu dem **weſtphäliſchen** Frieden ſelbſt. — Bekänntermaßen ward er zwiſchen dem Kaiſer Ferdinand dem **Dritten**, und dem ſämmtlichen deutſchen Reich zu Münſter und Osnabrük geſchloſſen. — Er gehört indeſſen in die deutſche Reichsgeſchichte, und ich will nur das daraus anführen, was die Helvetier zunächſt betrifft. —

Die Eidgenoſſen ſchikten den Burgermeiſter zu Baſel als Abgeordneten der ſämmtlich evangeliſchen Städte, auch der zugewandten Städte St. Gallen und Bich, um allda das Intereſſe der Eidgenoſſenſchaft zu beobachten, als auch insbeſondre der Stadt Baſel und übriger löblichen Orte Exemtionsdeklaration zu künftiger mehrerer Vorſorge und Ueberfluß — zu ſuchen und zu begehren.

In dieſem Frieden gieng ſie der fünfte Artikel, was zunächſt das Religionsweſen betrifft, an.

Nach demſelben wird

1) Der Paſſauiſche Vertrag und Religionsfriede beſtätigt, auch die Reſtitution der geiſtlichen Güter (vom 1 Jenner 1624 angerechnet) beiden Religionen erſtattet.

2) in Religionsſachen, auch allen andern Händeln, da die Stånde als ein Corpus nicht mögen konſiderirt werden, ſondern katholiſche und augsburgiſche Konfeßions-verwandte in zwey Theile ſich ſcheiden, ſolle allein die gütliche Vergleichung ſtatt finden, und auf die mehrere Stimmen nicht geſehen werden. —

Nach dem ſechsten Artikel ſollen die Kantons vom Reich, und deſſen hohen Gerichten befreiet, und ausgenommen bleiben; — der Artikel lautet folgendergeſtalt:

Nachdem auch die Römiſch-kaiſerliche Majeſtät auff jenige, im Namen der Stadt Baſel und ganzer Eidgenoſſenſchaft bey ihrer Majeſtät zu gegenwärtiger Friedenshandlung abgeordneten PLENIPOTENTARIIS, eingebrachte Klägten betreffend etliche von der kaiſerlichen Kammer wider die Stadt Baſel und andere Orth der Eidgenoſſenſchaft, deren Burger und Unterthanen ausgelaſſene Prozeß und Exekutionsmandata nach eingeholtem Rath und Gutachten der Reichsſtänden, durch ein abſonderliches Dekret vom 14 May des jüngſt abgeloffenen Jahres erkläret: daß vorer-

wähnte Stadt BASEL und übrige eidgenoſſiſche Kantonen in Beſiz und Gewähr völliger Freiheit und Exemtion vom Reiche und deſſen Gerichten keinesweges unterworfen seyn; — als iſt beliebt, daß dieſer gegenwärtiger Friedenshandlung einverleibt werden, ſteif und feſt verbleiben, derowegen auch alle dergleichen Prozeſſe ſamt denen aus Anlaß derſelbigen immer erkannten Arreſten gänzlich kaſſirt und abgethan ſeyn ſollen.

Nach dem ſiebenten ward folgendes beſtimmt.

Alles, was die Reichskonſtitutionen, der Religionsfriede, inſonderheit dieſer Friedensſchluß, den augsburgiſchen Konfeßionsverwandten Städten und Unterthanen zu gutem verordnete, ſoll auch denenjenigen, welche unter ihnen Reformirte genennt werden, zu gute kommen. Ferner, ſind den Proteſtirenden etliche Stifter überlaſſen, und theils ſäkulariſiret worden.

Dritter Abſchnitt.

Vom weſtphäliſchen Frieden 1648 bis auf die gegenwärtige Zeit.

Erſte Abtheilung.

Vom weſtphäliſchen Frieden 1648 bis zum Frieden mit Toggenburg.

In dieſem ganzen Abſchnitt wird uns die Religionsgeſchichte Beiſpiele genug liefern, wie mächtig die Vorurtheile noch immer über Wahrheit und erleuchtete Religionsbegriffe ſiegen; — daß Leidenſchaften allerley Art gewaltiges Intereſſe an dem kirchlichen Zuſtande, und am Syſtem der Kirche nehmen, — und daß zuweilen die Hartnäkigkeit einzelner Privatmänner die klügſten Entwürfe zur Verbeſſerung der herrſchenden Religionsbegriffe zu nichte machen könne.

Die Religion ſollte freilich durch ihre eigene Grundſäze, und durch ihre innre Güte allein ausgebreitet, und fortgepflanzet werden: der äuſſere Antheil, den die mannichfaltigen Lagen der Völker, — der Umſtände, und der Staatsbegebenheiten daran nehmen, ſollte nur in ſo fern auf das Glaubensweſen einen Einfluß haben, als davon die Form der Kirchengebräuche, ihre Abänderungen, —

ihre Verbeſſerungen, — als davon der äußere Wohlſtand der Kirchſpiele abhängt. — Nie müßte eine Privatperſon allgemeine Neuerungen machen können, — nimmermehr ſollte es dem Willkühr und dem ſtarren Eigenſinn eines Biſchofs geſtattet werden, eine ganze Provinz nach ſeinem Eigendünkel umſchmelzen, — oder wol gar durch ein ganzes Land ſeine Grillen, ſeinen Aberglauben, und die oft lächerliche Reſultate ſeiner aus Stolz und Eigennuz entſtandnen Orthodoxie verbreiten zu wollen. — Dieſe Bemerkung iſt aus Faktis der Schweizergeſchichte abgezogen, und paſſet ſich treflich *mutatis mutandis* auch auf proteſtantiſche Länder. — Wer die Anwendung davon auf die Provinz, in der er lebt, machen **kann**, und machen **will**, dem bleibt es unbenommen.

Und damit zur Sache ſelbſt.

* * *

Die Verfolgung der Reformirten im Piemonteſiſchen konnte ihren Glaubensbrüdern nicht gleichgültig ſeyn. — Da ſie genau mit dem ganzen Faden, den ich gezogen habe, zuſammenhängt, ſo will ich ihrer mit zwey Worten Erwähnung thun.

Der ſchlaue Kardinal **Mazarini** ſtieß zuerſt in das Horn, und in Piemont tönte es wieder. — Hätte der Herzog des franzöſiſchen Staatsmannes

Abſichten errathen, ſo würde er die tapferſten, und getreueſten Unterthanen geſchont, und ſich nicht muthwillig geſchwächt haben. — Doch das verſtand der Kardinal *) meiſterlich, — blauen Dunſt zu machen, ſeinen Machinationen das Gewand der Uneigennüzigkeit, — der Freundſchaft und der Treue umzuhängen, und ihnen auf die Art freien Eingang in auswärtige Staaten zu verſchaffen.

Im Jahre 1655 im ſtrengen Jännermonat befahl, im Namen des Herzogs, Andreas Guaſtaldo allen reformirten Hausvätern in den Gebieten und Pläzen von Lucerne, Lucernette, St. Johann, la Tour Bobiano, Fenis, Campiglione, Brigueras und St. Second, nach Verlauf von dreien Tagen das Land zu räumen, oder ſich zum katholiſchen Glauben zu bekennen. — Man wies ihnen Bobio, — Villaro, — Angrogna, und Rorata zu ihrem Aufenthalt an, wo ſie ihren Glauben freilich frey bekennen konnten, aber doch in 20 Jahren darthun ſollten, entweder, daß ſie ſich zur römiſchen Kirche bekannt, oder ihre Güter an römiſch-katholiſche verkauft hätten.

*) Der Kardinal Richelieu pflegte zu ſagen, daß, wenn er den Teufel betriegen wollte, er ſich des Kardinal Mazarini bedienen würde.
Anm. des Herausgebers.

Sie verlieſſen alſo ihre fruchtbare Wohnungen, und flohen, von der Wuth ihrer grauſamen Feinde getrieben, auf die Schneeberge, und andre ſteile Gebirge. — Ihre Heerden fielen vor Hunger, — die Säuglinge erſtarrten vor Kälte, und ſelbſt der kernhafte Mann verlor ſeine Stärke und ſeine Munterkeit. — Verzweiflung war die Folge ihrer Noth. — Sie ergriffen die Waffen, und vertrieben die Beſizer ihrer ehemaligen Wohnungen. Dafür mußten ſie noch härtere Begegnung erfahren. Mazarini wußte ſeinen Monarchen dahin zu beſtimmen, daß er ſieben Regimenter gegen die Waldenſer ſchikte, die ſie nach muthigem Widerſtande in die Klippen und Thäler zurüktrieben. — Auch hier ſezte der Herzog ſeine Grauſamkeit fort. — Er ließ ſie aufſuchen, viele von den Felſen herabſtürzen, — ihre Fleken und Häuſer demoliren, ihre Güter plündern und ſie endlich völlig aus dem Lande jagen.

Hier miſchten ſich die evangeliſchen Orte ein. — Sie deputirten einige angeſehene Männer nach Turin, welche aber mit kalter Gleichgültigkeit abgewieſen wurden. — Cromwell, der ſchlaue Protektor, ſchikte ihnen 20000 Pfund Sterling zur Unterſtüzung; — die Generalſtaaten fertigten einen Geſandten nach Turin, — Bern folgte ihnen, — die Waldenſer, von ihren Glaubensgenoſſen

in Languedoc und Dauphiné unterſtüzt, revoltirten; — Mazarini fieng an zu fürchten, — erklärte, daß alle Grauſamkeiten, die in Piemont verübt worden, ganz und gar ohne ſeines Herrn Wiſſen und Willen geſchehen wären; — rieth dem Herzoge zum Frieden, und — — ſo kam zu Pignerol der Friede zu Stande.

Savoyen gewährte den Reformirten folgende Punkte.

1) Eine völlige Amneſtie, und Begnadigung wegen des Vergangenen.
2) Beſtätigung ihrer im Jahr 1643 erlangten Religionsfreiheit.
3) Erlaubniß, in ihre Fleken, Oerter, und Wohnungen (ausgenommen St. Sekond, St. Jean, und Brigueras) zurükzukehren.
4) Befreiung von allen Auflagen, Einquartierungen, und Landſteuren auf fünf Jahr.
5) Freien Wandel, Handel und Gewerb gleich andern ſavoyiſchen Unterthanen.
6) Befreiung und Loslaſſung der Gefangenen.

Unmittelbar darauf entſpann ſich ein innerlicher Religionskrieg, der aber nicht lange geführt wurde. — Sechs Familien aus dem Kanton Schweiz verlieſſen unvermuthet ihre Wohnun-

gen, und kamen nach Zürch. — Der Kanton nahm ſie auf, – ſuchte ſie zu ſchüzen, und bat den Kanton Schweiz, daß er ihnen ihre Güter verabfolgen laſſen möchte. — Dieſe Bitte ward nicht nur nicht erfüllt, ſondern es dünkte dem Kanton auch gut, ihre Beſizungen einzuziehen, — die Verwandten dieſer Leute in Verhaft nehmen zu laſſen, — verſchiedenen den Prozeß zu machen, – ſie zu foltern, und zu enthaupten.

Zwey Tagesazungen zu Baden liefen ſo fruchtlos ab, daß die fünf katholiſchen Oerter auf der einen Seite, und Zürch auf der andern ins Feld rückten. — Zürch zog den kürzeren; — die Katholiken verheerten das ganze zürchiſche Gebiet, plünderten, – ſengten und brennten, wo ſie konnten; — Bern rüſtete ſich gleichfalls mit allem Ernſte zum Krieg; — und es wären wahrſcheinlicherweiſe traurige Verwüſtungen entſtanden, wofern Frankreich und Savoyen nicht einen Frieden zu Stande gebracht hätten.

Aus dieſem Frieden brauch' ich nur den vierten Artikel auszuziehen, weil er allein die Religion betrifft.

Hier iſt er.

„Des Eidgenoſſiſchen Rechtens halb, „und wie ſelbiges von einem und dem an„dern beſtanden werden ſolle, mit wenig

„Irrung und Mißverſtandes underloffen;
„— als ſind die Sachen dahin erläutert
„und verglichen, daß fürhin die Orth der
„Eidgenoſſenſchaft insgeſambt und jeder
„derſelben inſonderheit, in ſeinen eignen Lan=
„den und Gebiethen, bey ſeiner Religion
„und Souverainität, oder hoher Lands=
„Ober= und Herrlichkeit und Judikatur un=
„angefochten, ruhig und ohnturbirt ver=
„bleiben. Da aber auſſert ſolchem, ein
„oder mehr Orth an das andre, es wäre
„um Herrſchafften, Landmarchen, Lehen=
„ſchafften, Wohn, Weyd, Fiſchenzen, All=
„menten, Zöll, Gleyth, Gricht, Fräffel,
„Buſſen, Forſtrecht, Hagen, Jagen und
„dergleichen Streitigkeiten zu Waſſer oder
„Land Anſprach hätten, oder gewunnen,
„dieſelbigen ſollen, da ſich die Partheyen
„ſelbſt in der Güte nicht vergleichen könn=
„ten, dem ohnpartheyiſchen Rechten zu glei=
„chen Säzen (die eintweders uß ihnen den
„intereſſirten Orthen ſelbs, oder, da ſie deß=
„halben nit des einen werden könnten, von
„den unpartheyiſchen Orthen genommen
„werden ſollen,) ohne Mittel unterworfen
„seyn, und dadurch ſchleunig erörtert und
„außgetragen werden. — In den gemei=

„nen Herrſchafften aber, darauf ſich der
„Landesfrieden erſtrekt, ſoll jeder bey der
„freien Uebung ſeiner Religion, und was
„dero nothwendig anhanget, laut Landfrie=
„dens und in An. 1632 uffgerichteten Ver=
„trags unangefochten gelaſſen, und da in
„ſelbigen Herrſchafften Streit und Mishell
„under den regierenden Orthen vorfallen,
„und der einte Theil vermeinen thäte, daß
„ſolche vermög angeregten Vertrags de An.
„1632 durch gleiche Säz zu entſcheiden
„wären, der andere Theil aber deſſen nicht
„geſtehen wollte, ſo ſolle man deswegen
„nichts unguts wider einander vornehmen,
„ſonder den Zwyffel oder die Frag, ob es
„zu den Rechten gehöre, oder nit, durch
„unpartheyiſche gleiche Säz vorderſt ent=
„ſcheiden laſſen, und da die Sachen zu dem
„Rechten erkannt wurden, es alsdann oh=
„ne Mittel daby verbleiben, und ſolche nach
„Anleitung der Bůndten und Landsfriedens
„authentiſcher Verträgen und Abſcheiden,
„auch nach Recht und Billichkeit entſchei=
„den werden. Immittelſt aber und bis zu
„Ußtrag Rechtens, alle Exekutionen und
„Thätlichkeiten ein und anderer ſeits, umb
„die ins Recht geſezte Sachen eingeſtellt

„werden, geſtalten dann dißmahlen zu Er„ledigung der vorſchwebenden Streitigkei„ten von Seiten der löbl. Stätten Zürch „und Bern Herren Johann Rudolff Wett„ſtein, Burgemeiſter Löbl. Statt Baſel „und Hr. Johann Jakob Ziegler, Burge„meiſter Löbl. Statt Schafhauſen, und wei„len er Herr Ziegler ſich hohen Alters und „andrer Urſachen halber entſchuldiget, an „ſein ſtatt Hr. Johann Rechſteiner, Land„amman des Uſſeren Rodens zu Appenzell. „— Von Seiten aber löbl. V. Orthen „Hr. Simon Petermann Meyer, oder „Hr. Franz Peterann, Herr zu Bilenz, „beide des Raths Löbl: Statt Freyburg, „uß welchen beide ein löbl. Magiſtrat allda „entwederen zu erwöhlen gebetten werden „ſolle, und dann Herr Franz Haffner, „Stattſchreiber des geheimen und Kriegs„rathes, Löbl. Statt Solothurn, zu „Säzen und Schiedrichtern; — ſodann „Herr Hans Rudolf Burkhardt, Rath„ſchreiber zu Baſel, und Herr Chriſtoph „Munath, Spittalherr zu Freiburg, zu „unpartheyiſchen Schreibern ernannt wor„den ſind, denen beide Theil ihre Klag= und „Beſchwärdpunkten fürderlichſt einliefferen,

„und da etwas Zweyffels, ob der ein oder „andern Sache zum Rechten gehörig, für„fiele, ſolcher von ihnen Herren Säzen vor„derſt decidirt, und alsdann die Punkten, „ſo zum Rechten erkannt, eheſt möglichſt „auch für die Hand genommen und zum „Ußtrag befördert werden ſollen, und da„mit ein oder der andre Theil verſichert ſey, „daß hierzu kein gefährlicher Verzug, oder „Ausflucht und Umbtrieb ſtatt haben möge, „ſo haben die Löbl. Schiedorth krafft der „Pündten heiter verſprochen und verſichert, „da ein oder der andre Theil dieſem nit ſtatt „thun, oder ſonſten den anderen gefährlich „im Rechten umbtryben, oder ſolches in die „Länge ufſzuziehen begehren wurde, daß „dann ſie ſambtlich ohne Unterſcheid, und „ohngehindert der Religion dem klagenden „Theil zum Rechten und deſſen Exekution „nach ihrem Vermögen und Kräfften ver„holfen ſeyn wollen."

Die Verfolgung der Reformirten in Frankreich 1685 bereicherte Helvetien mit neuen Unterthanen, und nüzlichen Bürgern. — Ueberhaupt gereicht dieſe That zur ewigen Schande der galliſchen Nation, und nie wird ſie den Schaden vergeſſen, noch weniger gut machen, den ſie durch die Ver-

treibung der unſchuldigſten, und beſten ihrer Einwohner dem ganzen Lande noch bis auf die izige Zeit verurſacht hat. Ihre Kirchen wurden niedergeriſſen, — die Geiſtlichen verjagt, — die, welche in Ehrenämtern ſtanden, ihrer Würde entſezt, — und ein großer Theil von den Dragonern in die Meſſe getrieben. Doch glükte es einer anſehnlichen Menge, zu entfliehen, und ſich nach Holland, — nach Genf, in die Staaten des Churfürſten von Brandenburg und in die Schweiz zu retten. Hier nahm man ſie, ſo wie in Holland und im Brandenburgiſchen, mit öffnen Armen auf, — gönnte ihnen Wohnſtätten, und bauete dadurch den Wohlſtand aller dieſer Staaten immer ſicherer.

Gleicher Verfolgungsgeiſt wütete in Piemont 1686. Der Herzog machte nämlich ein Edikt bekannt, in welchem er folgende fünf Stüke feſtſezte.

1) Den Reformirten ſolle die Uebung ihres Gottesdienſtes völlig verboten, und hiermit niedergelegt ſeyn.

2) Alle Kirchen und Häuſer, darinnen ſie bisher ihren Gottesdienſt geübt, ſollen niedergeriſſen werden.

3) Alle ihre Prediger und Schulmeiſter ſollen innerhalb 14 Tage entweder aus dem Lande gehen, oder die römiſche Religion

annehmen, bey Strafe des Lebens und Konfiskation ihrer Haab und Güter, mit dieſem ausdrüklichen Verbot, unter obiger Strafe, während der Zeit, und vor ihrem Abzuge, keine Predigt, Vermahnung, oder andere Uebung ihrer Religion mehr zu halten.

4) Die Kinder ſollen von katholiſchen Prieſtern getauft, in katholiſche Schulen geſchikt, und in dieſer Religion auferzogen werden, bey Strafe fünfjähriger Sklaverey auf den Galeeren für die Väter, und des Staupbeſens für die Mütter.

5) Sollen alle franzöſiſche Refugianten und andre proteſtirende Fremdlinge gleichfalls innerhalb 14 Tage das Land räumen, bey Lebensſtrafe, und Verluſt aller Güter, es ſey dann, daß ſie katholiſch werden.

Dagegen machten die Piemonteſer an dem Turiner Hofe alle nur mögliche gütliche Vorſtellungen, welche aber ganz und gar vergeblich waren. — Anfänglich glaubten ſie, durch Widerſezung ſich retten zu können; — ſie begaben ſich mit ihren Familien auf die Gebirge, warfen die Brüken, die die Dauphine' mit ihnen verbanden, ab, — ſchlachteten ihr Vieh, zerſchmolzen ihr Zinn, und goſſen Kugeln daraus. — Zu bald fühlten ſie aber den

mächtigeren Feind, als daß ſie langen Widerſtand hätten leiſten können. Außer andern proteſtantiſchen Höfen nahm ſich auch die Eidgenoſſenſchaft ihrer an, und ſchikte eine eigene Geſandſchaft an den Hof zu Turin: — ſie wurde aber zweideutig aufgenommen; da überdem Frankreich das, was Savoyen that, nicht nur begünſtigte, ſondern auch beinahe für ſein eigenes Werk anſahe, und den Eidgenoſſen, im Fall ſie den Waldenſern würklich beiſtehn würden, den Krieg ankündigte, ſo zogen ſie die Hand vom Pfluge zurük. — Den guten Reformirten gieng es daher ſchlecht. Eine beträchtliche Anzahl ward gefangen, und mußte unter ihrem harten Schikſale erliegen; — andre ſtarben vor Hunger und Mangel, — und der Ueberreſt erhielt nach vielen Vorſtellungen der Republik Holland, — des Churfürſten von Brandenburg, und der evangeliſchen Kantons ſeine Freiheit. — Sie begaben ſich hierauf theils in die Schweiz, — theils nach Holland, theils in die brandenburgiſchen Länder. — Eine Partie von ohngefähr 3000 Köpfen hielt ſich in den Wäldern zwiſchen Nyon und Genf auf, ſchiffte über den Genferſee, und kehrte mitten durch Savoyen in ihre Thäler zurük. — — Nach erfolgtem Bruch des Herzogs und der Krone Frankreich erklärte ſich jener für den Kaiſer, und damit war die Ruhe der Waldenſer

in ſo fern hergeſtellet, daß ſie Erlaubniß erhielten, in ihre Thäler wiederum ziehen zu dürfen.

* * *

Das achtzehnte Jahrhundert hatte gleich bey ſeinem Eintritt auf Helvetiens Ruhe und Sicherheit einen nachtheiligen Einfluß. Die Toggenburgſchen Streitigkeiten waren es, die den Frieden dieſes Landes erſchütterten, und Kanton gegen Kanton aufbrachten. — Die Sache verdient einer weiteren Auseinanderſezung. — Hier iſt ſie *).

Ueber die Toggenburgſchen Streitigkeiten.

Ein Krieg in Helvetien gehört unter die Seltenheiten dieſes Landes; und nichts iſt ungewöhnlicher, als Schweizer gegen Schweizer bewaffnet zu ſehen. — Daher wollen wir dieſen Krieg bis auf ſeine Urquelle herauf führen, ihn da entſtehn, — weiter fortgehn, und ſo nach und nach zu ſeinem Ende gebracht ſehen.

*) Ich ſchiebe das in den Delices enthaltene Memoire ſur la Guerre arrivée en Suiſſe l'an 1712 hier ein, — ſeze das Nöthige hinzu, berichtige es, und dehne es gehörig aus. — Es iſt iſt im dritten Bande S. 307 - 364. eingerükt. — Der Ueberſezer.

Sechszig Jahre lang war ſtille, ununterbrochene Ruhe über die Eidgenoſſenſchaft verbreitet geweſen; als der Abt von St. Gall zu einem ſo blutigen Krieg Gelegenheit gab, als man zwey Jahrhunderte hindurch nicht erlebt hatte. — Dieſer ſtolze, und herrſchſüchtige Prälat ſchien die Verwirrungen abermals herbeiführen zu wollen, die vor vierhundert Jahren zur Aufrichtung der Kantone Gelegenheit gaben. —

Die ganze Sache läuft bey der Entſcheidung, auf welcher Seite in dieſem Kriege das Recht, und auf welcher das Unrecht war, auf die Unterſuchung folgender drey Punkte hinaus.

I. Was für Privilegien hatten die Toggenburger?

II. Wodurch kränkte ſie der Abt von St. Gall?

III. Aus welchem Rechtsgrunde konnten ſich die Kantons zu einer oder der andern Partey ſchlagen, da ſie die ganze Sache nicht anzugehen ſchien? —

Die erſte Frage.

Was für Privilegien hatten die Toggenburger? — —

Unterſuchung und Beantwortung.

I. Seit dreihundert Jahren genoſſen die Toggenburger große und heilſame Privilegien, die ſich ſo weit erſtrekten, daß ſich, die Souverainität ausgenommen, keine größere denken laſſen. — Sie hatten ſie von dem lezten Grafen von Toggenburg, unter deren Herrſchaft ſie ſtanden, überkommen, — im Jahr 1440 wurden ſie ihnen beſtätigt. — Friderich, der lezte Graf von Toggenburg, ſtarb 1436 ohne Kinder, — zwey durch Heirathen mit dieſem Grafen verwandte Brüder Hildebrand und Petermann, Baronen von Raren im Walliſer Lande, ſuccedirten ihm.

Nach Hildebrands Tode, der gleichfalls keine Erben hinterließ, verkaufte Petermann dem Abt von St. Gall, Ulrich, ſeine Domänen für 14500 Gulden. — — Das Jahr drauf 1470 beſtätigte Ulrich allen ſeinen Unterthanen die ihnen einmal ertheilte Privilegien, und gab ihnen zu ihrer Sicherheit eine förmliche Akte darüber.

Ich werde nur die vornehmſten dieſer Privilegien anführen. — Es wäre zu weitläuftig, und wurde mich von meinem Entzwek abführen, wenn ich alle aufzählen ſollte.

— — Das

Das erſte: Sie konnten allgemeine Zuſammenkünfte aus der ganzen Provinz berufen, und eigenmächtig Verordnungen und Einrichtungen machen, unbeſchädigt des höchſten Eigenthumsrechts ihres Herrn.

Das zweite: Sie hatten eine eigene Regierung, oder einen hohen Rath der Provinz, der aus beſonders dazu erwählten Gliedern beſtand, und ſich gemeiniglich in der Hauptſtadt der Provinz, in Liechtenſteig, verſammlete.

Das dritte: Sie konnten alle Rechtsſachen nach einem ſeit verſchiednen Jahrhunderten unter ihnen eingeführten Gewohnheitsrechte entſcheiden.

Das vierte: Sie durften alle Rechtshändel definitiv entſcheiden, ohne daß eine Appellation an höhere Gerichte nöthig geweſen wäre.

Das fünfte: Alle Bediente des Abts, vornemlich ſein Vogt, mußten Einländer ſeyn.

Das ſechste: Sie ſtanden mit den zwey Kantons Schweiz und Glaris in einer ſehr engen Verbrüderung, und waren dergeſtalt mit ihnen verbunden, daß ſie,

ohne ihren Herrn um Rath zu fragen, jenen Hülfe leiſten, und Hülfe von ihnen annehmen konnten. — Bereits zur Zeit der alten Grafen ward dieſe Verbindung geſtiftet, und der Abt Ulrich, als er dieſe Domainen kaufte, hatte ſie beſtätiget.

Das ſiebente: Sie konnten, ohne ihren Herrn darum zu fragen, ihre Miliz in fremde Dienſte gehen laſſen, und von auswärtigen Mächten Subſidien nehmen.

Das achte: Sie hatten das Recht, überall hinzuhandeln, und die zum Kommerz erforderliche Verordnungen ſelbſt ergehn zu laſſen.

Das neunte: Die Reformirten hatten völlige Gewiſſensfreiheit, und beſaſſen ihre Kirchen mit den Katholiken gemeinſchaftlich.

Schon im Jahre 1530 hatten Zürch und Glaris, als Beſchüzer der Unterthanen des Abts, den Abt Kilian Kaeuffling, aus Gründen, die uns hier nicht intereſſiren, weggejagt, und die Schlöſſer, und Koſtbarkeiten deſſelben verkauft. — Die Toggenburger erhandelten ihre Unabhängigkeit von ihnen. Das Jahr drauf mußte Zürch und St. Gall nach der von den fünf

katholiſchen Kantons erlittenen Niederlage alles wieder geben, was ſie ſich angemaßet hatten, und in die Wiedereinſezung des Abtes willigen, jedoch mit dem ausdrüklichen Vorbehalt der völligen Gewiſſensfreiheit der reformirten Unterthanen. Diethelm Blaarer, der neue Abt, kam 1532 zwar zum Beſiz der Abtey, hielt aber ſein gegebnes Wort nicht, und deklarirte gleich anfänglich, daß er den Reformirten nur auf zwey Jahr die zugeſtandene Gewiſſensfreiheit laſſen wollte. Er forderte Toggenburg zurük. — Die Einwohner widerſezten ſich ſogleich. — Der Beſiz ihrer Freiheit war ihnen zu theuer; — ſie war ihnen in dem Frieden, den ſie 1531 mit Schweiz und Glaris eingegangen waren, feierlich beſtätigt, und ihnen eine völlige Gewiſſensfreiheit verſprochen worden; überdem hatten ſie im Namen der fünf katholiſchen Kantons die Beſtätigung erhalten. Nach wiederholten Bitten, und verſchiednen gemachten Drohungen dieſer Kantons bequemten ſie ſich endlich 1538 unter die Herrſchaft des Abtes, und entſagten dem gethanen Kaufe. — Doch unter der ausdrüklichen Bedingung, ihre alten Rechte, Freiheiten, — insbeſondre die von gedachten Kantons ihnen ertheilte Gewiſſensfreiheit ungehindert zu genieſſen.

Die zweite Frage.

Wodurch kränkte ſie der Abt von Gall?

II. Aller dieſer Unterhandlungen ohnerachtet legten es die Aebte von St. Gall von je her darauf an, ſie den Toggenburgern, wo nicht ganz zu nehmen, doch ſtreitig zu machen, und zu ſchmälern.

Insbeſondre ſchienen ſeit einem Jahrhundert die Reformirten der Vorwurf ihrer Verfolgungsſucht zu ſeyn. Im Jahr 1601 ließ man eine Art von geheimer Inquiſition gegen ſie ergehen. — Die Bedrükungen ſtiegen immer höher. — Im Jahr 1619 wollte man ſie zwingen, ihre Kinder von den Hebammen taufen zu laſſen, u. ſ. w. Abt Pius unterwarf ſie in Abſicht der verbotenen Grade in der Ehe dem kanoniſchen Rechte der römiſchen Kirche. — Die Gemeinen beklagten ſich bey ihm darüber, mit der Bitte, ihnen ihre völlige Gewiſſensfreiheit zu ſchenken; — und dafür, daß ſie klagten, mußten ſie hundert Thaler Strafe erlegen, und unverrichteter Sache nach Haus zurükkehren. — Die Vermittelungen der reformirten Kantone in den Jahren 1634 und 1642 waren gleichfalls vergeblich; — im Jahr 1664 brach beinahe eine förmliche Verfolgung aus.

Jeremias Braun, Prediger in Liechtenſteig, ward gefangen, eingezogen, und Landes verwieſen, weil er den heidelbergiſchen Katechismus auf der Kanzel in Predigten erklårt hatte. — Der Vogt des Abts ſollte (unter andern Zumuthungen, die man den Reformirten machte,) ihrer Synode beiwohnen. — Die evangeliſchen Kantons legten ſich bey dem Abt ſchriftlich, und durch Deputirte ins Mittel, — aber alles ohne Wirkung. Die Toggenburger ſtellten 1674 den zwey Kantons Schweiz und Glaris ihre Bedrůkungen vor. — Sie deputirten aus ihren Mitteln an den Abt, auch ohne etwas auszurichten. — Er gieng in ſeinen Beeintråchtigungen immer weiter, und fiel endlich gar darauf, daß er den Reformirten unterſagte, Religionsſchriften zu leſen. Ein Reformirter mußte ſein Leben auf eine grauſame Art laſſen, weil man einige Andachtsbůcher bey ihm gefunden hatte. Wenn zwey verſchiedene Religionsverwandte mit einander im Eheſtand lebten, ſo ward dem reformirten Theile unterſagt, mit ſeinen Kindern ôffentlich zu Gott zu beten; — kehrte er ſich nicht an dies Verbot, ſo mußte er funfzig Livres Strafe erlegen. — Starb ein Vater reformirter Kinder, ſo ſuchte man die Kinder von dem Gehorſam gegen die Mutter, oder gegen ihren Vormund abzuziehen; man bemůhte ſich, ſie in

Schulden zu bringen, damit ſie entweder in ihrem Unglük verſinken, oder ihre Religion abſchwören möchten. Lieſſen ſich wohl in einem ſo freien Staate, wie die Schweiz, dergleichen unverantwortliche Unterdrükungen gedenken? — —

Die fünf katholiſchen Kantone wollten zwar den Krieg, den ſie in der Folge führten, zu einem Religionskrieg machen, um unter dieſem Vorwand alle Staaten, die der römiſchen Kirche zugethan waren, in ihr Intereſſe zu ziehen. Sie würden Recht gehabt haben, wenn ſich lediglich die Reformirten über den Abt beklagt hätten. — Aber ſo ſeufzten ſelbſt ihre katholiſche Mitbürger über die Grauſamkeit dieſes ihres gemeinſchaftlichen Herren, der, ohne alle Rükſicht auf das gemeinſchaftliche Band des Glaubens, welches ſie verknüpfte, ſie eben ſo ungütlich behandelte, als die ſogenannten Kezer. —

Faſt ſcheinet es, wenigſtens läſſet es ihr Betragen vermuthen, als hätten die lezten Aebte nach einem Plan gehandelt, alle Freiheiten ihrer Unterthanen, ſowohl im Geiſtlichen, als im Weltlichen über den Haufen zu werfen, und ſich dann zu Deſpoten zu machen. — Entweder aus Religionseifer, oder aus Politik machten ſie mit den Reformirten den Anfang, theils um die Katholiken einzuſchläfern, theils um ſie füglich zu gewinnen,

und zu verbinden, daß ſie mit ihnen gegen die Kezer gemeinſchaftliche Sache machten. — Darauf zogen ſie die Maske ab, handelten ganz frey und offenbar, — und bewieſen es mit der That, daß ein unumſchränkter Deſpotismus über alle und jede Unterthanen, ohne Unterſchied der Religión, und der feurige Wunſch, ihnen allen ihre Freiheiten zu nehmen, ihre Schritte leite. — Deshalb verbanden ſich auch Reformirte und Katholiken gegen den Abt, — und eine gemeinſchaftliche Regierung, oder ein allgemeines Gericht, deſſen Glieder aus beiden Religionen beſtanden, gab ihnen Geſeze.

Seit 1685 wollten die zwey Kantons Schweiz und Glaris das mit den Toggenburgern ſeit 250 Jahren getroffene Bündniß des Bürgerrechts und der engeſten Allianz erneuren; — — aber der herrſchſüchtige Abt Gallus hintertrieb es beſtändig. — Der Kardinal Celeſtin Sfondrati, *) der ihm

*) Dieſer Prälat war in der römiſchen Kirche der Kezerey wegen verdächtig. — Er iſt der Verfaſſer eines kleinen Werks Nodus praedeſtinationis diſſolutus genannt. Ueberhaupt ſcheint dieſer Mann ſelbſt gedacht zu haben. Er ſagt unter andern, wenn er ſich über die Seligkeit der Kinder, welche ungetauft ſterben, erklärt; — obſchon Gott ſolche Kinder nicht in den Himmel nehme, beweiſe er ihnen doch eine Gnade, welche größer ſey, als die Selig-

1687 ſuccedirte, beherrſchte, ob er gleich ein Italiäner und alſo katholiſch war, ſeine Unterthanen friedlich genug. — Deſto grauſamer war ſein Nachfolger Leodigarius Burgiſſer. Er war ehedem Dechant in dem Kloſter St. Gall, und ward 1696 Biſchof. — Dieſer Prälat lebte 1712, und übertraf an Herrſchſucht, — Verfolgungsgeiſt, und Tiranney alle ſeine Vorgänger. — Kaum hatte er den Biſchofsſtuhl beſtiegen, als er der Stadt Gall ſeinen aufgeblaſenen Biſchofsſtolz an den Tag legte; — und im Jahr 1697 wollte er einen Religionskrieg in der Schweiz verurſachen.*) —

keit: ſo daß ſie über ſolche Ausſchlieſſung aus dem Himmel nicht zu klagen, ſondern vielmehr Gott zu danken haben. — —

Er ſoll auch ein Pelagianer geweſen ſeyn. — —

Der Ueberſezer.

*) Ohne Zweifel zielt der Verfaſſer auf den galliſchen Prozeßionsſtreit. Damit verhielt es ſich kürzlich folgendergeſtalt.

Die ſeit der Reformation jährlich mit Kreuz und Fahnen Prozeßionsweiſe nach dieſem Kloſter gehende Gemeinden wurden durch Verträge von 1549 und 1650 verpflichtet, daß, wenn ſie zu den Stadtthoren kämen, ſie die Fahnen und das Kreuz niederſchlagen, oder drauſſen laſſen, oder verdekken müſſen. — Im Jahr 1697 wurde dies auf Anſtiften des ſtolzen Biſchofs unterlaſſen. Ein Konventual ſchlug nämlich das ſilber-

Die Toggenburger mußten indeſſen vor allen andern ſeine blutdürſtige Verfolgungsſucht fühlen.

Hier liefre ich aus einem kleinen Buch, das über dieſen Gegenſtand geſchrieben wurde, die auffallendſten Fakta. –

Die Toggenburger hatten kein einziges Privilegium, das der Abt nicht nahm, oder wenigſtens ſtreitig machte.

1) Er ſezte ihnen Ausländer zu Vögten.

2) Er legte neue Zölle an, wo vorhero keine waren, und erhöhete die einmal angelegten, ohne allen Grund und Fug.

3) Er eignete ſich allen Wein — Korn und Salzhandel eigenmächtig zu. Man mußte ihm das Monopolium *) über dieſe Waa-

ne, faſt eine Elle hohe und eine Hand breite Kreuz nicht nieder, ſondern trug es ganz aufrecht vor der Bruſt daher. – Man ſuchte von Seiten des Magiſtrats es zu verhindern, aber der Prieſter kehrte ſich nicht dran, u. ſ. w.

Es ekelt mich, dieſe Geſchichte weitläuftig herzuerzählen. – Ich habe ihrer nur deshalb gedacht, damit unbefangene Leſer ſie als ein abermaliges Beiſpiel des geiſtlichen Stolzes anſehn können.

Der Ueberſezer.

*) Was hältſt du, lieber Leſer, von den Monopolien?

ren abkaufen, und dann waren die Unterthanen verbunden, ſie von denen, die es erkauft hatten, abzukaufen, und durften nirgends anders ſie kommen laſſen. Der Vogt wollte die Weinhändler zwingen, allen Wein von ihm zu nehmen, und die Kanne einen halben Sol theurer zu bezahlen, da ſie ihn doch nicht dafür wieder los werden konnten.

4) Er nahm ihnen ihren Kodex, und übrige Geſezbücher, welche ihre Privilegien enthielten. Ob ſie gleich dafür ſorgten, daß ſie zu ihrer Legitimation noch viel Urkunden retteten.

5) Sein ganzes Sinnen gieng dahin, daß er alles Eigenthum ſeiner Unterthanen zu ſeinen Domänen ſchlagen möchte. — Wenn Durchreiſende einen ſchönen Pallaſt, oder fruchtbare Aeker ſahen, und ſich nach dem Beſizer erkundigten, ſo erhielten ſie ſogleich die Antwort, daß es dem Fürſten gehöre.

6) Er wählte alle nur erſinnliche Mittel, die ihm Argliſt, und der Schein des Rechtens darbot, um dieſe gute, unbeſorgte Menſchen vollends um ihr Haab und Gut zu bringen. — Z. B.

Keine Erbſchaft durfte getheilt werden, wenn nicht ein Staatsbedienter des Abts zugegen war. — Dieſer erhielt dann für zwey oder drey Tage *) ſechs Dukaten, manchmal wol gar einen Theil von der Erbſchaftsmaße. — Keine Negoziation, kein Wechſel, — kein Kauf oder Verkauf durfte ohne Vorwiſſen des Vogtes vorgenommen oder veranſtaltet werden.

Sprachen zwey Leute mit einander, und ein Hofbedienter, oder ein Prieſter wollten gern wiſſen, was ſie mit einander redeten, ſo mußten ſie es eidlich ausſagen.

Sagte jemand in einer Geſellſchaft nur irgend etwas, ſo den Leuten des Abts tadelns- oder ſtrafwürdig ſchien, ſo wurden alle die, welche gegenwärtig waren, citirt, und mußten eidlich erhärten, was geſagt worden war. — Fiel nun der eine oder der andere nicht ſogleich ganz umſtändlich darauf, was er gehört hatte, oder war es ihm wieder entfallen, was man unter dem großen Haufen, und in dem Tumult deſſelben geſagt hatte, ſo wurde er, als ein Meineidiger entweder an ſeinem Vermögen, oder an ſeiner Ehre geſtraft.

*) Das iſt ja nichts ſeltenes. — — Auch in unſern Tagen erhalten die Herren Richter, wenn ſie Erbſchaftsſachen machen, Geld genug.

Man veranſtaltete gegen alles göttliche und menſchliche Recht durch geheime Information allerley Quaalen gegen die Unterthanen. — Wollte ein Vogt, oder ſonſt ein Bedienter des Abts irgend einen ehrlichen Mann um ſein Geld bringen, ſo lies er einen ſeiner Anverwandten, oder Nachbarn, oder wohl gar ſeiner Feinde zu ſich kommen; — und legte ihm eine ganze Menge verfänglicher Fragen vor, die am Ende darauf hinaus liefen, daß er etwas gegen dieſen Mann ausſagen möchte. Auf die Art war alſo kein Menſch vor dergleichen Ungerechtigkeiten ſicher. — Sagte nun einer von denen, die darüber befragt worden waren, nur das geringſte gegen den Abweſenden aus, ſo wurde dieſer Unſchuldige, auf den man gern los wollte, ſogleich gerichtlich vorgeladen, — aufs ſtrengſte ausgefragt, oft auch wol auf die Tortur gelegt. Dem Denunzianten ward indeſſen eidlich aufgegeben, von dem allen nichts zu ſagen. — Man hielt auch den Ankläger mit dem Angeklagten niemals gegen einander. — Der Richter mußte entweder über das Leben, oder über das Vermögen der Gefangenen ſprechen, ohne den Ankläger zu kennen, und ohne zu wiſſen, ob die Anklage hinlänglich gegründet ſey, oder nicht.

Gelüſtete es einem Kloſter, oder einem Staatsbedienten, dieſen oder jenen Aker, dieſe oder jene Länderey zu haben, ſo verſtand man die Kunſt gar zu gut, den Saamen der Uneinigkeit auszuſtreuen, die Beſizer der Ländereyen vors Tribunal des Fürſten zu ziehen, wo dann der ohne Zweifel Recht erhielt, der den Aker, oder die Länderey, nach der dem Kloſter gelüſtete, zum Geſchenk zu geben verſprach.

In allen Auktionen, oder bey öffentlichen Verpachtungen wußten die Leute des Abts unter dem Schein des Rechts alles an ſich zu reiſſen.

Niemand unterſtand ſich zu heirathen, wenn er nicht vorher von dem Abt ausdrükliche Erlaubniß dazu erkauft hatte.

7) So zwang er ſie gegen ihre Privilegien, nach St. Gall entweder an ihn ſelbſt, oder an ſeinen hohen Rath zu appelliren.

Er wollte nicht länger zugeben, daß ſie ihre allgemeine Verſammlungen hielten. — Der Regierung, oder dem hohen Rathe des Landes nahm er ſein völliges Anſehen ſo ganz, daß er ſich nicht mehr unterſtand, Befehle ausfertigen zu laſſen. Alles mußte unter der Namens Unterſchrift des Abts ausgefertiget werden.

Dritte Frage.
Aus welchem Rechtsgrunde konnten ſich die Kantons zu einer oder der andern Parthey ſchlagen, da ſie die ganze Sache nichts anzugehen ſchien?

Lange genug beugten ſich die Toggenburger unter das eiſerne Joch des ungerechten Prälaten. Nur dann allererſt ſuchten ſie daſſelbe, wo nicht gewaltthätig abzuwerfen, doch nach und nach zu mildern, und zu erleichtern. Seit der Wahl des 1712 lebenden Abts, die im Monat Jenner 1696 erfolgte, ward man acht bis neun Jahre hindurch nicht die geringſte Unruhe im Lande gewahr. — Darauf hatte es zwar das Anſehn, als wollten ſich einige Zerrüttungen äußern; — es verſtrichen indeſſen abermals acht bis neun Jahr, bevor ſie in öffentliche Thätigkeiten gegen den Abt ausbrachen. — Sie ſahen alſo lange genug mit Geduld nach. — Sie ſuchten freilich Linderung ihres Uebels; — ſie ſuchten ſie aber nur da, wo ſie ſie zu ſuchen befugt waren, — bey den mit ihnen verbundenen Kantons. Hiemit ſtoße ich nun auf die gehörige Beantwortung der dritten Frage, — aus welchem Rechtsgrunde ſich die Kantons in die ganze Streitigkeit gemiſcht haben? — —

Abt Leodigar Burgiſſer wollte den Kaiſer auf ſeine Seite ziehn. Er prangte alſo weit und breit

mit dem Titel eines Reichsfürſten; – wollte ſich von dem helvetiſchen Staatskörper ganz losreiſſen, – beſtand darauf, daß er ein Vaſall des Reichs ſey, daß er Toggenburg als ein Lehn vom Kaiſer trüge, daß mithin die Kantons mit ihm nicht das geringſte zu ſchaffen, noch weit weniger ihm etwas zu befehlen hätten. –

So viel Geräuſch konnte ein Geiſtlicher machen, deſſen erſte Pflicht demohnerachtet Demuth und Niedrigkeit des Geiſtes ſeyn ſollte.

Um den Ungrund ſeiner ſtolzen Forderungen auf einmal an den Tag zu legen, will ich hier folgende drey Bemerkungen machen, auf die man ſonder Zweifel mit Grunde nichts wird antworten können.

Erſtlich: Seit mehr als 250 Jahren ſtanden die Toggenburger mit den Kantons Schweiz und Glaris nicht nur in engerer Verbindung und Verbrüderung, ſondern hatten ſich auch beiderſeits das Bürgerrecht ertheilt. – Die Grafen, ihre alte Herren, hatten dazu ihre Einwilligung gegeben. Der Abt **Ulrich** hatte 1470 dieſes Bündniß beſtätigt, — er, der das Jahr vorher Toggenburg gekauft hatte. Als 1538 die Kantone durch ihre Beredungen die Toggenburger ſo weit brachten, daß ſie ihre Freiheit aufgaben, und ſich wiederum unter die Herrſchaft des Abtes

beugten, ſo thaten ſie dies unter der ausdrükli-chen Bedingung, die mit den zwey erwähnten Kantons getroffene Allianz beizubehalten. Selbſt der Abt erkannte in den erſteren Jahren dieſes Zwiſtes das Recht, ſo dieſe Kantone hatten, und geſtand es ihnen ſo lange zu, als er glaubte, daß ſie zur Förderung ſeiner Anſprüche etwas beitragen könnten.

Man kann in der Schweiz ein ganz ähnliches Beiſpiel aufweiſen. Der Titularbiſchof von Baſel, der Fürſt von Porentru, iſt eben ſo gut, und zwar ein noch mächtigerer Reichsfürſt, als der Abt von St. Gall. Er beſizt Domänen, die außer allem Zuſammenhange mit den Kantons ſtehen. In Rükſicht auf andre, die mit einem oder dem andern Kanton in Verbindung ſtehen, macht der Titel eines Fürſten, den er hat, nicht das geringſte Hinderniß. So vertheidigen, z. B. die Berner das Intereſſe der Einwohner der Probſtey von Moutiers Grand-Val gegen ihn, weil ſie ſeit langer Zeit mit denſelben gemeinſchaftliches Bürgerrecht errichtet haben. Eine engere Verbindung läſſet ſich aber ſchwerlich gedenken, als die iſt, welche die Toggenburger mit den zwey gedachten Kantons errichtet haben. Beide Parteien werden dadurch angewieſen, ſich wechſelsweiſe mit Mannſchaft und Kriegsgeräthe, und ſonſt noch überdem,

wenn ſich die Gelegenheit dazu findet, mit andern erforderlichen Dingen beizuſtehen.

Zweitens: Noch mehr. Die Aebte zu St. Gall ſtehn in einem alten doppelten Bündniß mit den vier Kantons, Zürch, Lucern, Schweiz und Glaris, wodurch ſie ſich unter ihrem Schuz (*quaſi ſub clientelam*) begeben zu haben ſcheinen. – Laut des erſteren, welches 1451 zu Stande kam, trat der damalige Abt zu St. Gall, Kaſpar von Landenberg, ſein Kloſter und ſeine Unterthanen, mit den vier erwähnten Kantons in ein gemeinſchaftliches Bürgerrecht, welches für ſie und für ihre Nachfolger auf immer gelten ſöllte. — Hierinn waren nicht blos die damals unter der Abtey Herrſchaft ſtehende Unterthanen, ſondern auch alle die, welche ſie zwiſchen dem Koſtnizer und Zürcher See bekommen würde. — Damals ward auch ſtipulirt, daß dieſer Traktat bey dem jedesmaligen Antritt eines neuen Abtes auch von neuem beſtätigt werden ſollte. Der Abt machte ſich in ſeinem und ſeiner Nachfolger Namen anheiſchig, dieſen Traktat niemals zu widerrufen, – auch nie andern Schuz zu ſuchen, oder ſich darunter zu begeben. So oft die Schweizer eine Unterſtüzung bedürfen würden, ſo ſollten der Abt und ſeine Unter-

thanen zwiſchen der zwey gedachten Seen gehalten ſeyn, ſie ihnen zu leiſten, und alle Feſtungen des Abts, Wyl, Yberg, Rorſchach und andre zu ihrem Gebrauch offen ſtehen. — Hätte der Abt mit irgend jemand eine Fehde, und dieſer ſchlüge ihm vor, ſie von den vier Kantons, ſeinen Alliirten, entſcheiden zu laſſen, ſo verband er ſich und ſein Kloſter, ſich deren Entſcheidung gänzlich zu unterwerfen. Die Kantons auf ihrer Seite ſollten nun auch dem Abt und ſeinem Kloſter, im Nothfalle auf ihre eigene Koſten zu Hülfe kommen.

Beide Theile, der Abt und die Mönche befanden ſich bey ihrer Verbindung mit dieſen Kantons ſo gut, daß ſie ſie achtzehn Jahre hernach erneuerten, und aus eigenem Antrieb den Artikel von der Hauptmannſchaft der Provinz hinzufügten. — Vermöge dieſes erneuerten Traktats ſchikten dieſe vier Kantons wechſelsweiſe alle zwey Jahre einen ihrer Räthe, auf Koſten des Prälaten in ſeine Hauptſtadt Wyl, wo er unter dem Titel eines Landhauptmanns auf alles, was in ſeinen Landen vorgieng, ein wachſames Auge haben, und darauf ſehen mußte, daß weder dem Abt, noch ſeinen Unterthanen Unrecht zugefügt wurde. Dieſer Traktat ward auf Bitten des Abts von St. Gall

und ſeines Kloſters 1479 angefertigt, und ſeitdem ſtreng genug befolgt. —

Wie konnte nun der Abt ſagen, daß er mit den Kantons nichts zu ſchaffen habe? — — Die Deputirten der Kantons fanden daher dies Vorgeben auf der 1706 gehaltenen Tageſazung ſo unerwartet, und unerhört, daß ſie darüber ihre volle Verwunderung bewieſen. Sie blieben unentſchloſſen, was ſie thun ſollten, entſchieden nichts, und nahmen die ganze Sache blos *ad referendum*.

Drittens: Zulezt muß ich hier noch anmerken, daß in den weſtphäliſchen Frieden 1648 die Schweizer Kantons, und ihre Bundsgenoſſen, die ein Theil des helvetiſchen Staatskörpers ſind, von aller Abhängigkeit vom Reich freigeſprochen, und von jenem Staatskörper getrennt wurden. — Der Abt Leodigarius mag immer ein Reichsfürſt und ein Vaſall des Kaiſers ſeyn!! wegen ſeiner Ländereien im deutſchen Reich, z. B. im Ravensburg mag ers wohl ſeyn! — dagegen wird kein Schweizer das geringſte einzuwenden haben! nur muß er das Joch, ſo das deutſche Reich auflegt, nicht in ein ganz freies Land herüber bringen wollen. — Solche Eingriffe ſind unausſtehlich. — Der Abt wünſcht ſo lange ein Glied des helvetiſchen Staatskörpers zu ſeyn, ſo lange er davon Nuzen und Vortheil für

ſeine Privatruhe und Sicherheit hat, und in den Kriegen des Reichs mit Frankreich neutral ſeyn kann. — — So bald aber ſein Privatintereſſe darunter leidet, — ſo bald er bey den Kantons nicht mehr Leute findet, die ſeine ungerechte Entwürfe unterſtüzen, und ſeinem alle Grenzen überſchreitenden Stolze Nahrung geben, — — ſo will er ſich aus der Kette dieſes Staatskörpers losreiſſen, — ſo will er ein Vaſall des deutſchen Reichs ſeyn. — Hiebey muß man nicht aus der Acht laſſen, daß ſeit zweihundert Jahren und drüber die Aebte von Gall keinen Einfluß mehr aufs Reich, und jedesmal, da man ihnen die auf ſie fallende Kontribution abforderte, ſich damit entſchuldigt hatten, daß ſie keine Glieder des Reichs wären. — Selbſt der Abt Leodigarius, der ſich nunmehro ſo ſehr mit dem Titel eines Reichsfürſten brüſtet, ſchlug die ihm abgeforderte Kontribution fürs Reich unter dem Vorwand aus, daß er ein Glied des Schweizer — und nicht des deutſchen Staatskörpers ſey. — — Er hat Recht. — Denn was bringt ihm ſeine Reichsfürſtenſchaft weiter ein, als die Ehre, den bloßen Titel zu tragen. — Haben ihn die deutſchen Staaten wol dafür erkannt? — — Hat er in einem der Kreiſe des deutſchen Reiches Siz oder Stimme? — —

Hat er ſie in dem Fürſtenkollegium, oder auf dem Reichstag zu Regensburg? — — — — — — — — — — — — — —

Aber, — — nun ſcheint ein erheblicher Einwurf zu folgen, — aber wie kam es, daß man deshalb zu den Waffen grif? — Warum dachte man nicht lieber darauf, durch eine friedliche Unterhandlung die ganze Zwiſtigkeit zu beendigen? — — Darauf läßt ſich folgendes antworten

Die Kantons haben ſich lange genug mit friedlichen Unterhandlungen abgegeben, ohne zu den Waffen zu greifen, — bis ſie die äußerſte Nothwendigkeit dazu trieb. — — Sieben ganze Jahre, und noch dazu außerordentliche Koſten ſind auf dergleichen Unterhandlungen gewandt worden. Sie mußten alſo zulezt, vielleicht ſehr wider ihren Willen, die Entſcheidung der Waffen wählen, weil die Unterhandlungen nichts mehr fruchten wollte.

* * *

Indeſſen, da ſich die Kantons unter ſich in Abſicht der Stimmen theilten, — da Zürch und Bern die Partey der unterdrükten Toggenburger, die fünf katholiſchen Kantons hingegen, Lucern, Uri, Schweiz, Unterwalden und Zug die des Abtes von St. Gall ergriffen, und mit jenen, für die

Gerechtſame des Abts Krieg führten, ſo iſt es der Mühe werth, den ganzen Hergang der Sache zu erzählen, damit der unbefangene Leſer deſto eher in den Stand geſezt werde, alles unparteiiſch zu prüfen und zu beurtheilen.

* * *

Zu Anfang dieſes langwierigen Zwiſtes ſchienen die katholiſche Kantons im Ernſt die Toggenburger gegen die Bedrükungen ihres Herrn unterſtüzen zu wollen, — — vielleicht war es auch ihres Herzens Meinung. — Sie lieſſen ſich indeſſen zu bald durch die Intrigen des Abts und ſeiner Kleriſey gewinnen, die ſich dabey außerordentliche Mühe gaben, die Obrigkeit und das Volk zur Erregung eines Kriegs, von dem ſie ihnen vorſpiegelten, daß er der Religion wegen geführt würde, zu bewegen. — Ich will das Merkwürdigſte theils von den Unterhandlungen, theils auch von den immer größer werdenden Unruhen in der Schweiz anführen, bevor das Kriegsfeuer ausbrach.

* * *

Endlich wurden die Toggenburger der ihnen angethanen Beſchimpfungen müde, und faßten 1705 den muthigen Entſchluß, ſich ſelbſt wieder in den Beſiz ihrer alten Rechte, Freiheiten und Privilegien zu ſezen. Die Landesregierung befahl zu

gleicher Zeit allen Unterthanen, ſich binnen **vierzehn** Tagen mit dem gehörigen Waffenvorrath zu verſehen, doch mit der zugefügten Klauſel, daß dieſes nur in der Abſicht geſchehen ſollte, damit ſie ſich gegen etwanige Angriffe vertheidigen könnten. Die Kantons berathſchlagten hierüber auf allgemeinen und beſondern Tageſazungen. Die Reformirten zu Arau, und die Katholiken zu Lucern, doch alles ohne Nuzen. Die zwey Kantons, Schweiz und Glaris, die die ganze Sache am meiſten anzugehen ſchien, weil ſie mit Toggenburg am engſten verbunden waren, arbeiteten an gütlichen Vergleichungen. Sie hielten 1706 hierüber mit den Deputirten des Abts verſchiedene Konferenzen, die aber ſämtlich, ohne etwas auszumachen, abliefen *).

*) Eine dergleichen Konferenz ward zu Einſidlen gehalten. — Die Deputirten des Abts geſtatteten in derſelben zwar den Toggenburgern das ſogenannte Baurenlandrecht, doch unter der Bedingung, daß Schweiz und Glaris den Fürſten verſichern ſollten, ſolches Landrecht ſolle ſeine oberherrliche Rechte, und die ſeither errichtete Briefe und Siegel nicht im geringſten beeinträchtigen. — — Dieſe Einſchränkung kam den Kantons bedenklich vor. Sie drungen alſo auf die Fortſezung dieſer Konferenz, die aber der Abt ausſchlug.

Noch eine ward zu Liechtenſteig gehalten.

Der Baron von Greuth, der die Stelle des Grafen von Trautmannsdorf, kaiſerlichen Geſandten bey der Eidgenoſſenſchaft, vertrat, bot die Vermittelung des Kaiſers, und die Garantie deſſelben an. — Sie ſchlugen ſie aber aus, weil ſie nicht wollten, daß ſich auswärtige Mächte zu viel in ihre Angelegenheiten miſchen ſollten. —

Sie verſuchten noch einmal den Weg der Güte, und ſtellten zu dem Ende in der Mitte des Decembers 1706 zu Baden eine Tageſazung an *). Allein auch hier ward nicht das geringſte ausgemacht. Ein Tumult nach dem andern. — Wortwechſel, Anzüglichkeiten und ganz unnüze Unterſuchungen, das waren die Geſchäfte der verſammleten Deputirten. Unter andern wagte der Geſandte des Abts denen Kantons zu ſagen, — daß es ihnen gar nicht zukäme, ſich in die obwaltenden Streitigkeiten zu miſchen; ſein Herr wäre ein Reichsfürſt, und als Reichsfürſt, nicht aber als Mitglied des helvetiſchen

*) Auf dieſer Tageſazung ward folgendes Buch durch den Scharfrichter verbrannt — Kurzer Beweisthum, daß die Lutheriſche, Zwingliſche und Calviniſche Reformation nichts anders als eine von vielen faulen, ſtinkenden, alten kezeriſchen Fleken zuſammengeflikter Siechenmantel ſey.

Staatskörpers beſize er die Grafſchaft Toggenburg. — Eine ſo ſeltſame Aeuſſerung machte den ſchleunigſten Beſchluß der ganzen Konferenz. Die Geſandten des Kantons nahmen es *ad referendum*. — Die Katholiken fanden ſich dadurch eben ſo beleidigt, als die Reformirten, und es ſcheint, daß ſie, beſonders Schweiz, gegen den Abt erbitterter geweſen ſind, als jene. Zürch gerieth in heftigen Zorn, der durch die Feuersbrunſt, welche ihr Zeughaus zu Ruti verwüſtete, noch höher getrieben ward. — Der Kanton ſchäzte ſeinen Verluſt auf 100000 Thaler. —

Lucern und Uri lieſſen ſich hierauf durch die immerwährenden Intrigen des Abts, ſie gern auf ſeiner Seite zu haben, endlich gewinnen. — Auch Schweiz ſuchte man zu einer beſondern Verbindung mit dem Abt zu bewegen. Darüber fand ſich nun Zürch ſehr entrüſtet. Es ſahe gar zu gut ein, daß bey einem ſolchen Vergleiche ſowohl die geiſtliche als weltliche Freiheit der Toggenburger außerordentlich viel verlieren würde, und beſchloß zu dem Ende, ſie nicht nur nicht zu verlaſſen, ſondern auch eine Deputation nach Bern zu ſchiken, damit dieſer Kanton ſie gleichfalls unter ſeinem Schuz nehmen möge. Dies hatte auf den Kanton Schweiz ſo gute Wirkung, daß er in einer allgemeinen Verſammlung im Februar 1707 den edlen Entſchluß

faſſete, die Toggenburger ſtandhaft in ihren Vorrechten zu vertheidigen, dem Abt davon Nachricht zu ertheilen, und ihn zugleich zu bitten, daß er ihnen Recht wiederfahren laſſe. Zugleich befohl er ſeiner Armee, ſich mit den nöthigen Waffen zu verſehen, und auf den erſten Befehl marſchfertig zu ſeyn.

Unterdeſſen fertigten die Toggenburger vier Geſandte, zwey **reformirte**, und zwey **katholiſche** im Jenner 1707 mit den nöthigen Urkunden über ihre Vorrechte, Freiheiten und Privilegien nach Zürch ab, welche zu gleicher Zeit mit einer vollſtändigen Inſtruktion verſehn waren. — Nach erhaltener Audienz verfügten ſie ſich, von zwey Zürcher Deputirten begleitet, nach Bern, um auch da ihre Klagen anzubringen. — Bis dahin ſtanden die Berner mit den Toggenburgern in keiner Verbindung. — Nahmen ſie ſich gleich ihrer Sache an, ſo war Mitleiden die Triebfeder aller ihrer Unterſtüzung und Beihülfe. — In eigentliche Bündniſſe wollten ſie ſich noch nicht einlaſſen, um dem Abt nicht die gehörige Zeit zu nehmen, ſeinen Unterthanen Recht zu verſchaffeu. — Nunmehro machten ſie aber mit den Zürchern gemeinſchaftliche Sache, die guten Toggenburger in den Beſiz ihrer Freiheiten zu unterſtüzen, und ſie gegen alle nur mögliche Angriffe zu vertheidigen. —

Die katholiſchen Kantons veranſtalteten ihrer Seits auch geheime Unterhandlungen, und verſahen ſich mit Waffen, Lebensmitteln, u. ſ. w. gleich als wollten ſie offenbaren Krieg führen; — und der Biſchof von Koſtniz hielt deswegen mit dem Abt zu St. Gall langwierige Konferenzen.

Am Ende Februars ließ Zürch und Bern den Abt von Gall durch Deputirte befragen, wozu er ſich nun endlich in Rükſicht auf die Toggenburger entſchloſſen hätte, und ob er ihnen aus freiem Willen ihre alte Privilegien wiedrum zugeſtehen wolle. — Beide Kantons glaubten, eine ſolche Ambaſſade der öffentlichen Ruhe der Schweiz ſchuldig zu ſeyn, und beſchloſſen, nichts weiter zu verfügen, bis ſie befriedigende Antwort vom Abte erhalten hätten. — — Sie war aber nichts weniger als befriedigend.

Die Toggenburger, durch den Schuz dieſer zwey mächtigen Kantons angefeuert, verſammleten ſich, beides Katholiken und Reformirte, auf einer allgemeinen Tageſazung, auf der ſich mehr als achttauſend bewaffneter Leute einfanden. — Ein gemeinſchaftlicher Eid verpflichtete ſie zum gemeinſchaftlichen Beiſtand, und zur gegenſeitigen tapferſten Vertheidigung ihrer Privilegien und Vorrechte. — Darauf wurde der Plan abgeleſen, den ſie zur Wiedererlangung derſelben entworfen hatten, und

von Katholiken ſowohl, als von Reformirten gebilligt. — Man berathſchlagte ſich hiernächſt über die Wiederherſtellung der Landesregierung, und andrer öffentlichen Aemter, — und entſchied alles durch die Mehrheit der Stimmen. — Der Abt ließ der Verſammlung eine ſchriftliche Proteſtation gegen alles ſeinem Intereſſe nachtheiliges ferneres Verfahren überreichen, indem er darauf drang, daß, da die Entſcheidung der ganzen obwaltenden Streitigkeit der helvetiſchen Konföderation anheim geſtellt werden müſſe, ſie nun auch dieſelbe erwarten müßten, ohne fernere Thätlichkeiten zu gebrauchen. — Dieſer Proteſtation antworteten die Toggenburger gleichfalls ſchriftlich, und brachten alle ihre Forderungen unter folgende ſieben Artikel.

1) Daß er ſie, wie ſein Vorgänger, der Abt Ulrich, in ſeinen Schuz nehme, und ihnen die entriſſene Privilegien wieder herſtelle.

2) Daß er alle wider ſie gefällte Sentenzen, und ungerechterweiſe geſprochene Urtheile widerrufen und vernichtigen möchte.

3) Daß er das Religionsweſen auf dem Fuß laſſe, wie es im Thurgau ſey.

4) Daß er den Reformirten ihre Kirchengüter wieder erſtatte. —

5) Daß er alle Ausländer, welche in Bedienungen ſtänden, ihrer Aemter entſeze, und ſie Landeskindern ertheile.

6) Daß er das Edikt über die Appellation von den Landesgerichten an ſeinem Hof abſchaffe.

7) Daß er endlich alle Gefangene loslaſſe.

* * *

Die Harmonie der Toggenburger aus beiden Religionsparteien ſchien auf ſolche Art ungemein groß und beſtändig zu ſeyn. — Sie ward aber gar bald unterbrochen. Die Katholiken waren mit der Forderung der Reformirten unzufrieden, daß man ihnen eine freie Religionsübung, eigene Konſiſtoria, eigene Kirchen, und überhaupt dieſelbe Gewiſſensfreiheit einräumen möchte, welche ihre Glaubensbrüder an den Oertern genieſſen, wo ihre Religion die herrſchende iſt. — — Sie verlangten, daß die Sachen ſo bleiben ſollten, wie ſie der lezte Abt durch eigene Verordnungen feſtgeſezt hätte, und daß nichts darinnen verändert werden ſollte, und drohten, ſich mit Gewalt zu widerſezen, wenn man irgend eine Abänderung vornehmen würde. — — Eine ſo ſchleunige Veränderung ihrer Landsleute mußte den Reformirten allerdings bedenklich vorkommen. — Sie beriefen ſich auf die Konkluſa der lezten allgemeinen Verſammlung, prote-

ſtirten gegen alle weitere Vorkehrungen, weil ſie es für eine ſehr große Ungerechtigkeit hielten, ſie nun allein unter dem Druk zu laſſen, in ſo fern ſie nämlich mit den Katholiken zur Wiederherſtellung gemeinſchaftlicher Vorrechte mitwirkten.

Es kam ſogar zwiſchen beiden zu Gewaltthätigkeiten. — Die Reformirten im Dorfe Kilchberg wollten am Oſtertage, wie gewöhnlich, ihren Gottesdienſt halten. — Die Katholiken hatten aber ſchon die Kirche ſo ſtark beſezt, daß ſie nicht herein kommen konnten, ſondern ihre Andacht auf dem Kirchhofe haben mußten. — An andern Oertern geriethen beide Parteien ſogar in Schlägerey, und es wurden von beiden Theilen einige getödtet.

Die katholiſchen Kantons hielten darauf zu Lucern ihre Verſammlung, und ſchrieben von daher ſehr hochtrabend nach Zürch. — Der Abt von St. Gall bat gleichfalls die Kantons Soluthurn, Baſel und Schafhauſen, daß ſie einen allgemeinen Landtag veranſtalten möchten, auf welchem er ſeine uneingeſchränkte Souverainität über Toggenburg unwiderſprechlich darthun wollte. — Nach Zürch ſchikte er eine Art von Proteſtation gegen alles vorhergegangene. — Der Magiſtrat dieſer Stadt antwortete gemeinſchaftlich mit Bern den katholiſchen Kantons eben ſo nachdrüklich, als jene ſtolz geſchrieben hatten.

So war das Feuer der Zwietracht unter den Toggenburgern ſelbſt ſchon angefacht, und würde gewiß in die Höhe geſchlagen haben, wenn es nicht die Vornehmſten des Landes, und die von den Zürchern dahin geſchikte Abgeſandte ſorgfältig unterdrükt hätten. — Sie ſezten eine allgemeine Verſammlung an, auf welcher ſie ſich zu ihrem eigenen Beſten wieder vertrugen, und beſchloſſen, daß die Einwohner beider Religionen gleiches Recht auf die Kirchen, — beide wechſelsweiſe freie Religionsübung in denſelben haben, — und daß der, welcher ſie darinn ſtöhren würde, mit dem Tode beſtraft werden ſollte. — Glaris billigte gleichfalls das Verfahren der Kantone Zürch und Bern, und entſchloß ſich, mit Schweiz gemeinſchaftlich die Rechte Toggenburgs zu vertheidigen. Der Abt von St. Gall ſchien ſich auch in einem Schreiben an die Berner ſehr herabzulaſſen. — Die Begebenheiten, die ſich nach dem Tod der Herzoginn von Nemours in Neuchatel eräugneten, *) machten auch Toggenburg einigermaßen

*) Die Succeſſionsſache im Fürſtenthum Neuenburg iſt aus der Staatenhiſtorie bekannt genug. — Es fanden ſich ſehr viele Prätendenten dazu. Der König von Preuſſen ward als rechtmäßiger Beſizer erklärt, und nahm auch ſogleich Beſiz vom Lande, und die Huldigung vom Volke ein.

vergeſſen. — Dieſe Ruhe daurete aber nicht lange.

Während dieſer Eintracht der Toggenburger unter einander ſpielte der Abt von St. Gall Kabalen genug, um ſie wieder unter ſeine Herrſchaft zu bringen. — Schweiz, welches ſich einige Jahre aus dem Spiele gezogen zu haben ſchien, beſchloß auf einer Verſammlung 1708, mit allen Kräften alle obwaltende Irrungen zu ſchlichten, ſich mit Glaris zu verbinden, um alsdann im Namen beider Kantons, die ohnedem die natürlichſten Beſchüzer von Toggenburg ſind, dem Abt neue Vorſchläge zum Vergleiche zu thun. — Sie ſchikten zu dem Ende Deputirte ab, die mit den Toggenburgern lange, wiewol vergebliche Konferenzen hielten.

Die Ruhe dieſes Landes ward hierauf durch die von Seiten der Katholiken angeſponnene Feindſeligkeiten abermals unterbrochen. Sie legten den Reformirten von allen Seiten Hinderniſſe in den Weg. Beſonders ſchienen ſie gegen die Pſalmen, welche jene ſangen, bis zur größeſten Wuth aufgebracht zu ſeyn. — Die Reformirten wollten gleichfalls ſich nicht immer unter ein Joch beugen, das ſie ihnen mit Recht nicht auflegen konnten, wollten ſich keinen Befehlen unterwerfen, da man ihnen keine geben durfte. — Es fehlte alſo nicht

an

an innrer Unruhe, die oft in Tumult ausbrach, und nicht ſelten dergeſtalt überhand nahm, daß manche dabey getödtet, und verwundet wurden. Solche Zerrüttungen mußten allerdings nicht nur das Wohl des Landes ſtören, ſondern die Reformirten auch auf ſich und auf ihre eigene Wohlfarth aufmerkſam machen. Sie wandten ſich deshalb zu verſchiedenenmalen an die Kantone Zürch und Bern, klagten denen ihre Noth, und baten ſie um Schuz und Beiſtand. Die Katholiken hingegen ſuchten Schweiz und Glaris auf ihre Seite zu bringen, welche ihnen auch geneigter zu ſeyn ſchienen, zumal da drey Viertheile ſich zur römiſchen Religion bekannten. So lange die Neuchatelſchen Angelegenheiten fortdaureten, hatten die Berner, welche dabey ganz vorzüglich intereſſirt waren, keine Zeit, an Toggenburg zu denken. — Aber gleich nach ihrer Beendigung ſchikten ſie zwey Deputirte nach Zürch, um mit dieſem Kanton gehörige Maasregeln zu nehmen, wie dieſen gefährlichen Unruhen auf immer könnte ein Ziel geſezt werden. Auch ein katholiſcher Deputirter kam nach Zürch. Man hörte ſeine Vorſchläge, und erklärte ſich über die beſten und ſicherſten Mittel zur Wiederherſtellung der Ruhe im Lande. Die Berner Deputirten wurden mit den Zürchern in einigen

Artikeln einig, nach denen den Toggenburgern ihre vorige Ruhe wieder gegeben werden könnte und ſollte. Gleich nach ihrer Abreiſe fanden ſich katholiſche Abgeſandte in Zürch ein, welche nicht nur im Namen ihrer Obrigkeit die genaueſte Befolgung der auf den Tageſazungen gemachten Verordnungen, beſonders, was Religion beträfe, von neuem verſicherten, ſondern auch mit Bern und Zürch einen Traktat ſchloſſen, der sechs Artikel enthielt, und die Ruhe des Landes, und die völlige Religionsfreiheit der Reformirten ſowohl als der Katholiken zur Abſicht hatte.

Zürch und Bern billigten dieſen Traktat, und der hohe Rath zu Toggenburg unterſchrieb, und bekräftigte ihn. Er ward auch bereits ins Werk geſezt. Man gab den Reformirten einige Kirchen wieder, und zog einige von den Aufrührern gefänglich ein. Es gieng indeſſen doch ſehr langſam. — Der Abt war in beſtändigen Unterhandlungen mit Schweiz und Glaris begriffen. — Seine Geſandten hatten mit denen dieſer beiden Kantons öfters Konferenzen, und thaten alles, was ſie konnten, ſie zu gewinnen. Ueberdem hatte er in Toggenburg ſeine Spione und Unterhändler, die die Einwohner unter ſich zu entzweien ſuchten, und den andächtigen Eifer der Katholiken gegen die Reformirten erregten. — Die Pſalmen waren

immerdar der Vorwurf ihrer Bedrükungen; und man ſahe es zu offenbar, daß man alle Gelegenheit ſuchte, Verwirrung und Unruhe im Lande zu machen.

Endlich glükte es dem Abt, den Kanton Schweiz zu gewinnen. Er ſchlug ſich auf einmal und gänzlich auf die Seite des Prälaten, und ſeine Deputirten erklärten auf einer zu Lachen gehaltenen Zuſammenkunft denen von Toggenburg, daß ſie der Meinung wären, man müßte ſich mit dem Abt in der Güte vertragen. Die von Glaris, welche halb katholiſch und halb reformirt ſind, verwunderten ſich über einen ſolchen Vorſchlag außerordentlich. Dazu hatten ſie noch den Grund, weil ſowohl der eine, als der andre Kanton mit dem Abt nicht zufrieden ſeyn konnte, der ihren rechtskräftigen Antheil, den ſie an den Toggenburgſchen Angelegenheiten nahmen, nicht anerkennen wollte.

Sie erklärten ſich alſo ſämtlich, Reformirte und Katholiken, dahin, daß man vorhero die Urheber der erſten Unruhen in Toggenburg ausfindig machen, und, wenn man ſie gefunden habe, ſie ohne Ausnahme, wenn ſie auch von noch ſo hohem Range, ja wenn es der Abt ſelbſt wäre, in die Bezahlung aller deshalb gehabten Unkoſten, und in die Vergütung des daraus entſtandenen Schadens verurtheilen müßte. Sie fügten hinzu, daß

ſie entſchloſſen wären, zur Aufrechthaltung des lez-ten Traktats mit Bern und Zürch gemeinſchaftliche Sache zu machen; ob ſie gleich dieſes Verſprechen nicht gehalten haben, ſondern im Kriege ſelbſt neutral geblieben ſind.

Auf den Beifall und die Hülfe von Schweiz geſtüzt, machte der Abt von St. Gall ein Manifeſt bekannt, worinnen er ſeine Anſprüche zu rechtfertigen ſuchte. — Dagegen lieſſen die Toggenburger auch einige, ihre Freiheit urkundende Originalſchriften druken. Auf einer 1708 zu Baden gehaltenen Tageſazung ward ein abermaliger Vergleich vorgeſchlagen, der ſich aber wieder zerſchlug, weil man nicht einmal mit den vorläufigen Berathſchlagungen darüber zu Stande kommen konnte. — Die zwey reformirte Kantons beſtanden darauf, daß alle Vergleichungen die Erhaltung der alten Rechte, Privilegien und Vorzüge der Toggenburger zum Grunde haben müßten. Das lieſſen ſich nun zwar die katholiſche Kantons auch gefallen, machten aber dabey eine Bedingung, welche alles andre über den Haufen warf, daß man nämlich neue Inſtrumente zu dem zu ſchlieſſenden Traktat anfertigen ſollte.

Die Reformirten verwarfen ſie ſchlechterdings, als Schriften, die gar nicht angenommen werden, und gültig ſeyn könnten, und die die Freiheit der

Toggenburger beeinträchtigten; — dabey machten ſie dem Kanton Schweiz den Vorwurf, dieſe gute Leute, deren Beſchützer ſie doch ſeyn ſollten, ſo treulos verrathen und fremden Händen überliefert zu haben. Man mag die Sache überlegen, wie man will, ſo behalten die vom Kanton Schweiz Unrecht. — Sie ſchadeten ſich überdem am allermeiſten. Sie erkannten des Abtes unumſchränktes und deſpotiſches Anſehen über die Toggenburger. — Dieſe angemaßte Macht konnte aber keinesweges mit der Verbindung, die ſie mit Toggenburg und Schweiz getroffen hatten, beſtehen. — Noch mehr, ſie hatten alles ohne Zuziehung des Kantons Glaris gethan, ohne deſſen Beiſtimmung ſie doch eigentlich nicht das allergeringſte zu unternehmen berechtigt waren.

Es läſſet ſich leicht denken, daß ſolche aufwallende Leidenſchaften eifriger Katholiken auch sehr leicht den Unwillen der reformirten Helvetier erregen mußten. — Nach und nach ſchlich ſich Abneigung in die Gemüther. — Dieſe artete in Mißgunſt, — die Mißgunſt in Zorn, — und der Zorn in Verfolgungsſucht und die gröſſeſte Erbittrung aus. — — — Ein Krieg ſchien unter ſolchen Umſtänden ein unvermeidliches Uebel zu ſeyn. Er war auch in der That vor der Thür,

und kam immer zu früh für Helvetiens Ruhe und ſtolze Sicherheit.

Auf die bloße Beſchuldigung, die leztere Veränderungen im Toggenburgſchen mit verurſacht, den Reformirten günſtig geweſen zu ſeyn, beſonders das erſte Projekt zu einer völligen Gewiſſensfreiheit, und unumſchränkten Religionsübung für beide Parteien angefertigt zu haben, ward der Landvogt Stadler im Kanton Schweiz enthauptet. — Die Regierung zu Zürch ertheilte indeſſen auf das Bitten ſeines Schwiegerſohnes und ſeines Sohnes eine öffentliche Erklärung, daß er an dem allen ganz unſchuldig ſey. — Der Jähzorn der Vornehmſten des Kantons kannte keine Grenzen. Die meiſten von Stadlers Anverwandten wurden verjagt, zur Landesverweiſung verdammt, und ihre Güter konfiſcirt. — Faſt gleiche Gewaltthätigkeit bewies der Abt an einer der vornehmſten Magiſtratsperſonen in Toggenburg, — einem Manne, der für die Aufrechthaltung der Landesprivilegien emſig genug war. — — — Er ließ ihn nämlich verſchiedene Jahre hindurch in gefänglichem Verwahrſam behalten, ohne daß man wußte, wo er war, — ob er lebte, oder ob er im Gefängniß ſeinen Geiſt aufgegeben hatte. — Er hatte ihn ſogar ſelbſt zum öftern zum Tode verdammt, und

die würkliche Vollſtrekung des Todesurtheils gedrohet.

In eben demſelben Septembermonat war die katholiſche Lige der Kantons, der Bundesgenoſſen des Abts, in eine merklich große Gährung gerathen. — Der Prälat forderte ihnen eine ausdrükliche, und entſcheidende Antwort auf die Frage: **Ob ſie ihn gegen die Kantone ZUERCH und BERN und gegen die neue Regierung ſchüzen wollten, oder nicht?** — um auf dieſe Antwort ſeine Maasregeln nehmen zu können. — Ueber die Entſcheidung dieſer Frage hielten die Kantone unter ſich eine Tageſazung zu **Lucern**, auf welcher aber nach vielen unnüzen Ueberlegungen nichts entſchieden wurde. — Die demokratiſchen, **Schweiz** und **Lucern**, wollten die ganze Toggenburgiſche Sache für eine Religions-Angelegenheit gehalten wiſſen. — Aber Zug, Freiburg, Solothurn und die Walliſer erklärten öffentlich, daß die ganze Sache weiter nichts, als eine Staatsangelegenheit ſey. — — Indeſſen kamen ſie doch überein, ehe ſie es zum Aeuſſerſten gedeihen lieſſen, die Kantons Zürch und Bern zu bitten, daß ſie von dem mit den Toggenburgern gemachten Traktat abſtehen, oder wenigſtens denen Vorſchlägen Beifall geben möchten, die jene un-

intereſſirte Kantons gethan hätten, — daß ſie ſich in gütliche Vergleiche einlaſſen, und die neue und alte ſchriftlich abgefaſſete Traktaten zum Grunde legen möchten. — Sie wollten den Kantonen Baſel und Schafhauſen, ſelbſt den drey Graubündtner Ligen ſchreiben, daß ſie bey Zürch und Bern eine Vermittelung der alten Einigkeit und des ehemaligen Friedens bewirken möchten. — — Wenn das aber alles nichts helfen wollte, ſo würde man ſich Mühe geben, den Abt mit Gewalt zu zwingen.

Die Kantone Zürch und Bern antworteten den Katholiken ein vor allemal, daß ſie einen ſo billigen, und auf alte, unwiderſprechliche Landesrechte gegründeten Vertrag nimmermehr verlaſſen, und allenfalls bereit ſeyn würden, ihre Sache mit den Waffen in der Hand auszumachen. — Kurz vorhero hatte die Stadt Lucern der Stadt Bern geſchrieben, daß die katholiſchen Kantons nie zugeb n würden, daß der zwiſchen Zürch und Bern auf der einen, und den Toggenburgern auf der andern Seite geſchloſſene Traktat ſeine Erfüllung erreiche, — ſie würden ſich an den Kaiſer wenden, und deſſen Hülfe ſich erbitten.

Dem allen ohnerachtet erhielt ſich die durch eine allgemeine Tageſazung in Toggenburg errichtete Landesregierung, deren Glieder aus beiden Reli-

gionen beſtanden, in dem völligen Beſiz ihres Anſehens und ihrer Gewalt, und verübte die den Aufrührern, – Mördern, und andern Verbrechern gebührende Strafen mit unparteiiſcher, ſtrenger Gerechtigkeit.

Die Unruhen giengen indeſſen abermals an. Die Freunde und Anhänger des Abts störten die Reformirten, wie ſie ſich denn an beſtändigen Unfrieden gewöhnt hatten, von neuem in der Uebung einer völligen Religionsfreiheit, und wollten ſie beſonders in ſolchen Oertern nicht geſtatten, wo die Katholiken den gröſzern Theil ausmachen. — Es ward alſo eine abermalige Konferenz zwiſchen den Zürcher und den Toggenburgſchen Deputirten im Monat Oktober angeſezt, auf der ſich, ſo wie auf jener erſteren, an achttauſend bewaffnete Leute einfanden. — Man ſtellte eine Unterſuchung an, wer die eigentlichen Anfänger der geſezwidrigen Verfolgungen und Feindſeligkeiten gegen die Reformirten wären. Man verurtheilte ſie zu einer Geldſtrafe von einem Dukaten von tauſend Livres ihres Vermögens, und trieb dieſe Strafe mit Gewalt ein.

Die katholiſchen Kantons lieſſen ſich durch die Antwort der Reformirten nicht abhalten. – Dieſe kamen noch einmal ſchriftlich bey ihnen ein, da ſie gerade im Novembermonat zu Lucern verſammlet waren, – erhielten aber keine Antwort. — Die

Regierung in Toggenburg hatte eine allgemeine Auflage in der ganzen Provinz ausgeſchrieben. Das Kirchſpiel Kilchberg mußte zur Entrichtung derſelben mit Gewalt angehalten werden. Vier hundert Soldaten mußten im December die Einwohner dazu treiben. — Der Geiſtliche wollte ſich zwar widerſezen, die Landleute unterwarfen ſich indeſſen ihrer Obrigkeit. — Jener ward zur immerwährenden Landesverweiſung verurtheilt, und dieſe gegen eine Geldſtrafe von zweihundert Dukaten freigeſprochen.

Das Jahr 1709 verſtrich unter ewigen Unterhandlungen, *) deren vollſtändige Erzählung zu

*) Folgende Anekdote will ich hier beifügen.

Ein Konventual von Wettingen, der ehrwürdige Vater Marian Buchmann, hielt ſich ein junges Mädchen aus Bremgarten zur täglichen und nächtlichen Geſellſchafterinn. — Unter dem Namen einer Anverwandtinn argwohnten viele nichts Böſes. — Dazu kam, daß er ſie die Rolle einer Begeiſterten ſpielen lehrte. — Sie mußte manchmal Konvulſionen bekommen, in Ohnmacht fallen, von Erſcheinungen ſchwazen, — und allerley wundervoller Begebenheiten ſich rühmen. — Um ein noch größeres Zutrauen zu erwerben, fiel der ſchlaue Mönch auf den Gedanken, ſich eine **blutige Hoſtie** anzuſchaffen. — Dazu nahm er das runde aus dem Zuger Papier, (ich weiß nicht, ob dies etwa eine

ermüdend ſeyn, und den Faden der Geſchichte nur zerreiſſen würde. Das ſcheint mir indeſſen bemerkenswerth, daß in dieſem Jahre verſchiedene neue Akteurs auf die Schaubühne traten.

Der Abt von St. Gall legte es darauf an, den Kaiſer in ſeine Zwiſtigkeiten zu verwikeln. — — Der kaiſerliche Geſandte in der Schweiz, der Graf von Trautmannsdorf, machte den beiden Kantons, Zürch und Bern, am 7ten Jenner bekannt, daß, da der Kaiſer erfahren habe, daß die Toggenburger den ihrem rechtmäßigen Herrn, dem Abt von St. Gall, ſchuldigen Reſpekt und Gehorſam

Form der Hoſtie hat) ſtärkte es. — — — ich muß es nur ſagen, ob ich gleich dabey ein wenig roth werde, — mit dem monatlichen Fluß des Mädchens verſchiedenemal, paßte es in eine Monſtranz, und verblendete den Pöbel, daß er es für eine blutige Hoſtie hielt. — Dadurch erhielt er Geld, Hochachtung, und wich allem ihm nachtheiligen Verdachte aus. — Die Sache machte indeſſen doch zu viel Aufſehen. — Man entdekte die Betrügerey. — — Der Vater hatte eben das Mädchen nakend bey ſich, als man ihn gefänglich einziehen wollte. — Er verbarg ſie zwar in ſeinen Schrank, mußte ihn aber öffnen, und ſie beiderſeits wurden nach Lucern zur Ahndung geführt. — — — Von ihrer Beſtrafung hat man indeſſen weiter nichts gehört.

aus den Augen ſezten, und zum Nachtheil der Reichsgeſeze die höchſte Gewalt uſurpiren wollten, die Kantons es nicht übel deuten möchten, wenn ſein Herr ſich ſeines Vaſallen gegen deſſen aufrührerische Unterthanen annehmen würde.

Dies hatte aber keinen ſonderlichen Eindruk. Er reiſete bald nach Wien zurük, und die Kantons verantworteten ſich bey dem Kaiſer über ihr bisher geäuſſertes Betragen.

Kurz nachher hatte es abermals das Anſehen, daß der Krieg ausbrechen würde. Die Katholiken erregten gegen die Reformirte einen Aufruhr, und behandelten ſolche ſehr grauſam. Die Sache verhält ſich folgendergeſtalt.

Acht Tage vor Oſtern wollten in den Kirchſpielen Hennau und Kilchberg die Reformirten, wie gewöhnlich, ihren Gottesdienſt halten. Die gröſſere Anzahl der Katholiken verwehrte ihnen dieſe Freiheit nicht allein, indem ſie die Kirchthüre verſchloß und verriegelte, ſondern fielen ſogar, auf Anſtiften ihres Seelenhirten, wie Banditen und Mörder in ſie herein, verwundeten einige, tödteten beinahe den ſiebenzigjährigen Schulmeiſter, und trieben ſie nach Hauſe zurük. Den Oſtertag Nachmittag faſſeten ſie Herz, und giengen mit gewaffneter Hand an die Kirchthüre. — Der verzagte Prieſter konnte ihnen nunmehro keine Gewalt

entgegen ſezen, rief aus ſeinem Fenſter, — ihr lutheriſchen Bökke, ich ſehe wohl, ihr habt heute Gewalt, — wartet nur, meine Schäflein, heute müſſen wir den Lutheriſchen weichen, über acht Tage aber wollen wir ſie überreiten, wie die Güggel. — Damit gieng der Tumult an. Die Katholiken griffen nach Steinen, warfen vor allen Dingen dem lutheriſchen Geiſtlichen einen an den Kopf; und ſezten ihr Steingefechte meiſterlich fort. — Die Evangeliſchen ſtellten ſich zur Gegenwehr, öffneten die Kirche mit Gewalt, ſtürmten die Gloken, und machten alle Anſtalten, ihr Recht thätig auszuführen. — Ein Haufe von 60 jungen rüſtigen Männern zog das Schwerdt, — und die Katholiken flohen. — Wie es von einem entrüſteten Haufen feuriger Menſchen, die der Gedanke für die Religion zu ſtreiten beſeelt, nicht anders erwartet werden kann, — ſie verübten an den Katholiken manche Ungerechtigkeiten. — Der arme Prieſter eilte in der Angſt aufs Taubenhaus, ward aber auch da gefunden, und unter vielem unverantwortlichen Muthwillen der Reformirten nach Liechtenſteig geführt. — Eine nähere Unterſuchung dieſes Tumults verurſachte, daß der Geiſtliche, als Stifter der Unruhe, verwieſen, und die Reformirten, welche an ihm ungerechte Feindſeligkeiten bewieſen hatten, um Geld geſtraft

wurden. — Der verwieſene Klerikus kam hernach doch wieder zurük, und ward, wie man leicht denken kann, zu der Papiſten innigen Freude mit Jubel- und Triumphliedern eingeholt. —

Eine neue Konferenz in Zürch mit den dahin gekommenen Geſandten aus Bern hatte die Beilegung der Unruhen zur Abſicht. — Die Toggenburger Deputirten wurden ſehr günſtig behandelt. Jedoch ſchienen die Sachen ernſthafter zu werden. Beide Theile hatten ſchon die Waffen in der Hand, als auf einmal die Katholiken einen allgemeinen Landtag verlangten. Er ward auf erhaltene Einwilligung der Reformirten auf den zwey und zwanzigſten May angeſezt.

Während der Zeit ließ aber der ungeduldige Abt von St. Gall die Schlöſſer Yberg, Schwarzenbach, und einige andere Oerter im Toggenburgſchen beſezen, — die Reformirten ſtellten ſich dagegen zur Wehr, und umringten dieſe Oerter von weitem. Die zwey Kantone Zürch und Bern lieſſen alſo ihre Truppen gleichfalls anrüken, jene nach Malleren, dieſe nach Lenzburg.

Der Landtag kam zu Stande. Auf der einen Seite bot der franzöſiſche Geſandte ſeine Vermittlungen an; — auf der andern brauchte der Graf Trautmannsdorf alle Künſte, die Uneinigkeit immer gröſſer zu machen, und immer weiter auszu-

breiten. Er unterſtüzte die Forderungen des Abts, behauptete, Toggenburg ſey ein Reichslehn, und das Reich habe alſo darauf gegründete Anſprüche. — So konnte nun freilich das Friedensgeſchäfte nicht ſehr vorwärts gehen. Die Truppen auf beiden Theilen waren bereits in gemeinſchaftlicher Bewegung, und warteten nur auf einen Wink zum Angrif.

Auf einer in Baden abermals gehaltenen Verſammlung verfügte man zur Aufrechthaltung des Friedens, daß die ganze Sache noch einmal in reife Ueberlegung genommen werden ſollte. — Man fertigte für die Toggenburger zu dem Ende Frei- und Geleitspäſſe an, mit denen ſie ſicher nach Baden kommen, und der Tageſazung beiwohnen könnten. — Zwar wollten ſie im Anfang dieſer Verſichrung nicht trauen, und beriefen ſich auf das, was auf dem Koncilium zu Koſtniz vorgegangen war. — — Allein nach erhaltener Verſichrung, daß ihnen nichts Böſes widerfahren, und daß kein Koncilium, ſondern eine Tageſazung gehalten werden ſollte, kamen drey Reformirte, und drey Katholiken dahin. — Der Abt von St. Gall ſchikte gleichfalls ſeine Deputirte dahin, er ſelbſt aber begab ſich in die Abtey Wettingen, die eine halbe Meile von Baden liegt.

Nach vielfältigen Streitigkeiten vereinigten ſich endlich beide Parteien, der Abt und die Toggenburger, die Entſcheidung ihrer ganzen Fehde ſechs Kantons zu überlaſſen, von denen der Abt drey, und die Toggenburger auch drey wählen ſollten. Der Abt wählte Lucern, Uri, und Solothurn, — die Toggenburger Zürch, Bern, und Baſel. Dies alles ward am achtzehnten Junius beſchloſſen.

Sechs Tage vorhero hatte der Abt der Verſammlung eine Schrift eingegeben, in der er viel von der gewaltthätigen Zurükführung der rebelliſchen Unterthanen redete, und, vermöge der alten Traktaten und Verbindungen, die Eidgenoſſenſchaft um ihre Unterſtüzung bat. — Als man die gedachte Vermittelung beſchloß, ſo beſchloß man unter andern auch, daß der Abt ſeine Truppen aus den Schlöſſern zurükziehen ſollte, die ſie beſezt hatten, — desgleichen ſollte auch die Toggenburger Miliz zurükeilen, und künftighin, wenn eine oder die andere Partey zu feindſeligen Angriffen oder Thätlichkeiten käme, ſollten die Unparteiiſchgeſinnten ſich auf die Seite der Angegriffenen ſchlagen.

Weit entfernt, die Truppen aus den Feſtungen zurükzuziehn, beſezte ſie der Abt nicht nur ſtärker, als vorhero, ſondern vermehrte auch die in denſelben befind-

befindliche Kriegsgeräthſchaft, und bat die erwählten Schiedsrichter, daß ſie, zur deſto beſſeren Beilegung der obwaltenden Streitigkeiten, ihm die vom Kanton Schweiz zugeſtandene Freiheiten, und eingeräumte neue Titel gleichfalls, und zwar in einem Preliminarartikel beſtätigen möchten. — Das war aber eben der ſtreitige Punkt. —

Endlich kamen die erbetene Schiedsrichter an. Sie ſtifteten jedoch im Grunde mehr Unheil, als Nuzen. Bis in Monat Oktober herein hielten ſie ſich in Baden auf, und konnten doch nichts zu Stande bringen. — Die Katholiken unterſtanden ſich endlich, zu entſcheiden, und zum Vortheil des Abts ein Urtheil zu fällen. Freilich proteſtirten die reformirten Schiedsrichter gegen dieſe Sentenz, und erklärten ſie für nichtig; — der Abt von St. Gall hingegen ließ ſie überall publiziren, wo er nur konnte, und den Toggenburgern gerichtlich befehlen, daß ſie ſich ihr unterwerfen möchten. Der hohe Rath der Provinz verbot ihnen auf ſeiner Seite, ſich ihr zu unterwerfen, weil ſie parteiiſch, dem Landrechte entgegen, und überhaupt ſo beſchaffen wäre, daß die Toggenburger eben durch den Gehorſam, den ſie ihr leiſteten, in die größeſte Sklaverey geſtürzt werden würden. So unglüklich endigte ſich dieſe Vermittelung, die das Feuer

des Krieges nicht erſtikte, ſondern erſt recht auflodern ließ. Der Abt von St. Gall, der ſich nun auf einmal, mit Gewalt in den Beſiz ſeiner ſogenannten rechtmäßigen Forderungen ſezen wollte, vermehrte ſeine Armee, erweiterte die Magazine, und befeſtigte ſeine Schlöſſer. — Auf die an ihn ergangene Vorſtellung von Zürch und Bern, „daß ſein Betragen den Konkluſis der lezteren Tageſazung zuwiderlaufe, und daß beſonders die Publikation der ſogenannten Definitivſentenz der katholiſchen Schiedsrichter, (welche als von einer Hälfte der Mittelsperſonen nur abgefaſſet, auch ungültig ſey,) ein Hauptverſehen von ſeiner Seite bleibe," — — antwortete er: „daß er bereit ſey, die zwey im „Toggenburgſchen von ihm beſezte Schlöſſer zu „räumen, unter der Bedingung, daß beide Staa„ten garantiren ſollten, daß die Toggenburger auf „ihrer Seite weder etwas gegen dieſe Schlöſſer, „noch gegen die Rechte ſeiner Abtey vornähmen." — Dies giengen zwar beide Kantons ein, weil ſie die Erfüllung ſeines Verſprechens hofften, — er dachte aber nicht einmal daran. — Alles Erinnern der Regierung in Toggenburg war unnüz, die Mannſchaft aus den Feſtungen wieder herauszunehmen, und die Handlung in ihre alte Freiheit zu ſezen. — Er befeſtigte ſeine Schlöſſer immer mehr und mehr, und verſchaffte ſeinen Magazinen

einen Zuwachs nach dem andern. — Sogar der Hof zu Wien ward um Hülfe und Unterſtüzung gebeten. —

Die folgenden Jahre 1710 und 1711 vergiengen in eben der Unthätigkeit, als die vorhergehenden.

Das Jahr 1712 war dasjenige, in welchem der Krieg öffentlich ausbrach, und wo der Abt, von den fünf katholiſchen Kantons unterſtüzt, ſeine angemaßte Rechte auf einmal geltend gemacht wiſſen wollte.

Seine erſte Sorge gieng dahin, die Toggenburger unter ſich zu theilen, und ſeine Bemühung gelang ihm. — Sieben Gemeinden traten auf ſeine Seite. In Beichtſtühlen und auf Kanzeln hörte man weiter nichts, als blinden Gehorſam gegen den Abt. — Gedungene Schmeichler mußten von Haus zu Haus eilen, Stimmen der Hausväter ſammlen, und eine Schrift zur Unterzeichnung vorlegen, daß man dem Abt, welcher ihnen Feuer und Schwerdt drohete, im Fall ſie ſich ihm widerſezen würden, blindlings Gehorſam leiſten wolle.

Von fünf Gemeinden des Untertoggenburg unterſtüzt, that er in ſeinen Unternehmungen immer weitre Schritte. Fünf der verbündeten Gemeinden, an deren Spize der Major Felber von Wyl, und der Kommandant Johann Bollinger waren,

lieſſen die fürnehmſten Pläze und wichtigſten Poſten des Landes auskundſchaften, zogen verſchiedene der angeſehenſten und reichſten Männer gefänglich ein, und verwieſen andre aus dem Lande. — Bollingers Bruder beſezte mit hundert Leuten die Ebene von Berkfeld. — Ein andrer Offizier nahm die Anhöhe von Kilchberg ein. — Die Klöſter Magdlenen und St. Johann kamen gleichfalls in die Hände der Toggenburger, — und nun war alles zum Krieg veranſtaltet. — Der Abt ließ ſeine zuſammen gebrachte Armee vorrüken. — Zürch verlangte, kraft der alten Allianz, 4000 Mann von den Bernern, zur Unterſtüzung der Toggenburger; — und ſie wurden auch bewilligt. — Die fünf katholiſchen Kantons bewaffneten ſich zum Beſten des Abts, und bemächtigten ſich der Grafſchaft Baden, und der freien Provinzen, damit ſie den Bernern den Durchgang verwehren, und ſie an der Vereinigung mit den Zürchern hindern möchten. — Da ſie eben ſo wenige rechtliche Anſprüche an Baden hatten, als Zürch und Bern, ſo war dies eine grobe Feindſeligkeit, die ſie gegen die beiden Kantons ausübten, und eine offenbare Beeinträchtigung ihres Rechtes. — Sie legten dahero in Baden, Bremgarten, Mellingen und in verſchiedene andere Oerter nahe an der Reuß und Aar Beſazungen ein, — aber auch das war

vergeblich; wenigſtens ohne ſichtbaren Nuzen. Die Berner lieſſen in verſchiedene katholiſche Kantons ihre Kriegserklärung ſenden, die dahin auslief, daß ihnen lediglich die Sicherheit der Toggenburger am Herzen läge, und daß der bloße Wunſch, dieſe Provinz in Ruhe und Wohlſtand zurükgebracht zu ſehen, dazu verleite *).

*) Kriegsmanifeſt der Kantons Zürch und Bern. Die Einwohner der Grafſchaft Toggenburg haben von des Herrn Abt zu St. Gall Bedienten eine geraume Zeit ſehr große Trangſal empfunden, dadurch ihr gänzlicher Ruin erfolgen mußte.

Dahero haben Burgemeiſtere, Schultheiß und Räht der löbl. Städte Zürch und Bern dieſerwegen einige Vorſtellung bey denen Herren von Schweiz und Glarus eingelegt. Aber der Herr Abt zu St. Gall hat, anſtatt dieſe anzuhören, die Toggenburger ihres alten und von An. 1440 gehabten Rechts, dero Deputirten zu der allgemeinen Tagſazung abzuſchiken, beraubet, ſo wider die Statuten und den An. 1538 gemachten Frieden iſt, anbey hat er mit ſeinen Vexationen angehalten, ohne daß ſie, wegen ihren Beſchwerden wären angehöret worden. — Welchem nach dieſe An. 1706 endlich zu denen Herren von Zürch und Bern ihre Zuflucht genommen, ſie, die für rathſam erachtet, die gütlichen Traktaten fürzunehmen, aber mit Betrübniß ſehen müſſen, daß nach der ſelbigen Jahres gehaltenen

Die Toggenburger lieſſen auch eine Schrift

Tagſazung zu Baden, die katholiſchen Kantons in dem Kapuziner Kloſter zuſammen kommen, da ſich dann der Abt von St. Gall, mit den Kantons Schweiz und Glarus verglichen, und die Grafſchaft Toggenburg des Abts Diskretion überlaſſen worden. Worauf ſie Zürch und Bern vor rathſam erachtet, die Toggenburgſchen Landsſtatuta, und den An. 1538 errichteten Frieden wohl zu examiniren, und als ſie befunden, daß die Toggenburger ehemals groſze Privilegia und Freiheiten genoſſen, da hätten ſie ſich entſchloſſen, ſelbige gegen alle Anfälle zu beſchüzen, — anben die Kantons Lucern, Uri, Baſel und Soluthurn umb ihre Mediation erſucht, die Sache in der Güte zu ſchlichten, die aber hierinn angeſtellte Konferenz habe ſich nicht nach Wunſch geendigt.

Indeſſen hätte man doch gehofft, die Toggenburger würden inskünftig ruhig gelaſſen werden; — als man aber erfahren, daß eine Zeit hernach ein Aufſtand gegen den Landraht erfolgt, auch deſſen Befehle und Ordnungen gleichſam mit Füſzen getretten, und die vornehmſte Glieder dieſes Korporis ſehr übel traktirt worden, ſo daß dieſe ſich genöthigt befunden, einige Miliz aufzubringen, und die Friedensſtörer abzuſtrafen. — Da habe Zürch und Bern nicht umhin können, denen Toggenburgern Nachbarn Hülf zu ſchiken, und ſie in ihren Rechten und Freiheiten ſchüzen zu hel-

drůken, in der ſie die Urſachen anzeigten, welche ſie zum Kriege bewogen hätten *).

fen; — doch wollten ſie ihre Mediation zu einem honorablen Vergleich angeboten haben, wůnſchende, daß der Abt von St. Gall ſich hierzu geneigt finden laſſen möchte, damit dieſe verdrießliche Sache einen glůklichen Ausgang gewinnen möge. u. ſ. w.

*) Kriegsmanifeſt der Toggenburger.

Das Kloſter zu St. Gall hat das Toggenburg bey vielen Jahren her gegen die gemachten Traktaten, Fundamental-Dokumente, Landeseyd de An. 1440, gemeine Rechte und von den Vorfahren genoſſene Privilegia mit ſeinen unbillichen Plagungen in den betrůbteſten Stand, ja faſt gar in die Sklaverey geſtůrzt, wie man mit der vormals herausgegebenen Deduktion ſchriftlich und auch ſonſt můndlich genugſam an den Tag gelegt; ſo daß ſie genöthigt worden, den Genuß ihrer Rechtſamen und Privilegien wieder zu erlangen, jedoch mit dem Erbieten, daß ſie allem dem nachkommen wollten, was eine unpartheiiſche Mediation, hierinn der Gerechtigkeit und Vernunft gemäß zu ſeyn, erachten wůrde.

Hierauf hätten ſie nun lang gewartet, und ſich indeſſen ganz ſtill in ihrem Lande gehalten, bis das Kloſter zu St. Gall alle zu einem billigmäßigen und der Sachen abhelflichen Frieden dienliche Mittel ausgeſchlagen, in Hoffnung, daß es durch die innerli-

* * *

Merkwürdigſte Fakta aus dem Kriege des Jahres 1712.

1) Gleich im Anfang des Kriegs nahm der tapfre Hauptmann der Zürcher, Nabholz, einen

che Zweyſpalt und Bedrohung frembder Gewalt, ſeinen Zwek erreichen, und die Toggenburger ſeiner deſpotiſchen Herrſchaft würde unterwerfen können. – Zu dem Ende, habe er eine Zeit her, nicht nur durch viele Geiſtliche und andre Perſonen, die rechtſchaffene ehrliche Leuthe in dem Lande angereizt, ſich dem Landraht zu widerſezen, ſondern auch öffentlich geſucht, demſelbigen alle Authoritet und ihm gebührenden Reſpekt zu entziehn, indem er deſſen Mandata verworfen, die Glieder gedachten Rahtskollegii, Diebe, Räuber, Verſchwender der gemeinen Einkünften und Verräther geſcholten, ihnen auch, nebſt Beſchuldigung, daß ſie einen billichen Frieden verwürfen, andre dergleichen Schmächungen erwieſen, ja ſogar ohne Scheu gedrohet, ihnen, als Bößwichtigen und Miſſethätern, den Proces zu machen. Indeſſen aber in dem underen Toggenburg durch ſeine Emiſſarios geſucht, aus eigener Authoritet unerlaubte Verſamblungen gegen des Landrahts außdrükliches Verbott anzuſtellen; welches alles darumb geſchehen, damit die Gemüther der Landleuthen durch allerley ungegründete Mittel verleitet wurden, von ihren Rechtſa-

Kirchhof und eine Brüke ein, die die Truppen des Abtes im Beſize hatten, — und machten bey der

men abzuſtehen, mithin ganze Gemeinden zu zwingen, daß ſie einer ungewiſſen Submiſſion beypflichten, und die ſolches verweigerten, mit Feur und Schwerdt vertilgt werden ſollen. — —

Und als man dieſe alſo eingenommene Leuthe, zu ihrer Schuldigkeit, von Seiten des Landraths, anweiſen wollen, hätte man das Volk zur Thätlichkeit aufgeſtiftet, die Sturmgloke geläutet, und aus des Abts alten Landen, Hülfe und Sukkurs verſprochen, auch zu dem Ende die Brüken und Paſſages beſezt. — — Ja es ſeye ſo weit gekommen, daß des Herrn Abts Anhang gehofft, wann er nur noch eine Gemeine auf ſeiner Seite haben würde, alsdann ein Theil des Landes durch den anderen Theil mit Gewalt unter ſein Joch zu bringen.

Dies alles ſey etwa nicht nur heimlich, und hinter der Deke alſo geſpihlt worden, ſondern man habe letſtverwichenes Oſterfeſt anſtatt der, auf ſelbigem zu behörig betrachtenden geiſtlichen Materien, mit ungemeiner Kühnheit von den Kanzeln gewütet und geſchmähet, daß jedermann ohne Unterſchied der Religion dadurch geärgert worden, und nach Rettung geſeufzet.

Wannenher der Landrath, bey ſolchen durchs Herz dringenden Exorbitantien und augenſcheinlichen Gefahr vor nöthig erachtet,

Gelegenheit an 200 Gefangene. Die katholiſchen Gemeinden, die bis dahin dem Abte gehuldigt hat-

für die allgemeine Sicherheit zu ſorgen, einfolglich geſucht, wie dieſen Aufwiklern geſteurt, und die verführte ehrliche Landleuth wieder auf den rechten Weg gebracht, mithin der augenſcheinliche Ruin verhütet werden möge.

Dieweil aber das Kloſter zu St. Gall es mit ſeinen mancherley Werkzeugen, gefährlichen Griffen bey dem Volk in verſchiedenen Orthen ſo weit gebracht, daß der Raht ſelbſt, ſich nicht mehr in ſelbiger Gemeinden Verſammlungen einfinden, noch weniger aber der Sachen wahre Beſchaffenheit vorſtellen dörffen. — Ueber das auch die Geiſtliche allen Fleiß angewandt, in dem obern Toggenburg eben ſolche Unordnungen zu veranlaſſen, in der Meinung, daß die Situation der zwey neuen Klöſter St. Johann und Magdenaw ihnen (wie vormals ſchon geſchehen) dienen könne, das gedachte obere Theil, wann ſie einen Kommandanten mit Volk hineinlegten, im Zaum zu halten. Als hat man in dieſer äußerſten Noth ſich gezwungen befunden, zu Rettung Weib und Kinder, ſich gedachter zwey Klöſteren zu bemächtigen, und durch Volk zu beſezen, als das einige Mittel, durch welches man, nächſt göttlicher Hülfe, der vorgemelten Gefahr entgehen, die Rebellen zu Recht bringen, und die Einfältige durch gnugſamen Unterricht auff den guten Weg leyten könne. —

ten, verlieſſen darauf ſeine Partey, und unterwarfen ſich dem Landrathe.

2) Baden, Mellingen, und Bremgarten wurden von den Lucernern beſezt, um alle Verbindung zwiſchen Bern und Zürch zu verhindern. — Bern ließ alſo mehr Volk anrüken, und ſeine Landesgrenzen gegen Lucern, Unterwalden, Freiburg und Wallis beſezen.

3) Zürch beſezte Frauenfelden, und ließ ſich Thurgau huldigen. Die Klöſter von Hingen,

Es proteſtirten demnach alle, ſo Katholiſche als Reformirte Gliedmaßen des Landrahts, daß die Beſezung gedachter zwey Klöſteren durchauß nicht geſchehn, die katholiſche Religion zu unterdrüken, und ſeye daher ſcharf verbotten worden, niemand darinnen einiges Leid zu thun, es ſeye dann, daß die Mönche bey Beſezung derſelben, durch ungebührlichen Widerſtand hierzu Anlaß geben würden. Sie verſprechen auch, daß, wann das Kloſter zu St. Gall es mit Schlieſſung eines Friedens redlich meynte, oder dieſen Streit durch die vormahls aufgerichtete Mediation ſchlichten laſſen wollte, der Landraht ſolchenfalls alles, ſo viel es die Privilegien und Gerechtigkeiten des Landes leyden mögen, eingehen würde. Dafern man aber bey der angefangenen Unterdrukung verharren wollte, ſeyen ſie reſolvirt, ihre Freyheit bis auf den letſten Blutstropfen zu defendiren. u. ſ. w.

Fiſchinguen, und Rheinau begaben ſich unter den Schuz dieſes Kantons.

4) Die fünf katholiſche Kantons waren beſtändig bemüht, die Berner an der Verbindung mit Zürch zu hindern, und beſezten zu dem Ende das im Badiſchen gelegene Dorf Wivelingen. — — Aber der Berniſche General Tſcharner ließ ein dazu auserſehenes Korps mit 12 Kanonen gegen die Lucerner anrüken, welches ſie zurüktrieb, über den Fluß gieng, und ſich mit den Zürchern verband. — —

5) Fünftauſend Toggenburger ſtanden bey Utznach.

6) Auch die Hauptſtadt des Abts im Thurgau ward nun belagert. Die Garniſon, welche aus 4000 Mann beſtand, wollte ſich anfänglich nicht ergeben. — Ihr tapfrer Kommandant, Felber von Kayſerſtuhl, hielt ſich ſo lange, als möglich, mußte aber endlich, da die Beſazung entwich, ſich und die Stadt auf Gnade und Ungnade ergeben.— Er gehört unter die tapfern Kriegsleute, deren Verdienſte verkannt werden. — Er ward ein Schlachtopfer der Wuth ſeiner unſinnigen Landsleute. Sie riſſen ihn, ob er ſich gleich in den Schuz ſeiner Ueberwinder begeben hatte, aus ihrer Mitte heraus, führten ihn auf einem ſchlechten Pferde, unter den größeſten Mißhandlungen, in die Stadt,

ſchoſſen ihn ſo lange durch den Körper hindurch, bis er todt war, riſſen ihn hernach vom Pferde, zerfleiſchten den todten Körper mit Meſſern und Gabeln, und warfen ihn endlich verſtümmelt und verunſtaltet in die Gitter. — —

Bey der Uebergabe dieſer Stadt fanden ſich verſchiedene ſogenannte Zauberpapiere, welche die Katholiken auf der bloßen Bruſt als ein Verwahrungsmittel gegen die Verwundungen von den Reformirten trugen *). Der Merkwürdigkeit wegen und zur Erbauung aller frommen Seelen will ich ein paar dergleichen anführen.

*) So etwas gehört nun einmal zur Charlatanerie. Man vergiebt es auch den damaligen Zeiten zur Noth.

Aber wenn 1764 in einer großen Stadt Deutſchlandes, wo auch eine Univerſität iſt, ein katholiſcher Geiſtlicher einem Delinquenten griechiſcher Religion einen lateiniſchen von Sr. Hochwürden dem Herrn Pater unterſchriebenen und verſiegelten Paß an den heiligen Petrus, den Pförtner der Himmelsthüre, mitgiebt, daß er ihn ungehindert herein möchte gehen laſſen, — — — was wird man davon denken? — —

Ich habe damals zu meiner großen Verwunderung den armen verblendeten Menſchen mit ſeiner Citrone und ſeinem Paſſe in der Hand mit anſcheinendem Muthe zum Galgen führen ſehen. — —

Eins lautet folgendergeſtalt

I Qui verbum caro factum eſt, et habitavit in
N †R nobis, naſcens ex Maria V. per ineffabilem
I ſuam pietatem et miſericordiam ſuam piiſſimam, et per interceſſionem eiusdem beatae MARIAE *Virginis*, et Angelorum, Sanctorumque omnium, et maxime Apoſtolorum et Euangeliſtarum ſuorum, Johannis, Matthaei, Marci et Lucae. Ipſum quaeſo, vt dignetur me liberare et conſeruare ab omni infeſtatione Satanae et miniſtrorum eius. — Qui cum Patre et Spiritu S. viuit et regnat in ſaecula ſaeculorum, Amen. Benedictio Dei omnipotentis, Patris et Filii, et Spiritus S. deſcendat ſuper nos et fructus terrae, et maneat ſemper.

Auf der andern Seite lautete es ſo:

Jeſus Nazarenus Rex Judaeorum. *Benedictio S. Antonii de Padua.* Ecce crucem Domini. Fugite partes aduerſae. Vicit leo de tribu Juda, Radix David Alleluja. Alle. Alle.

Benedictio S. Patr. Franciſci. Benedicat tibi Dominus, et cuſtodiat te. Oſtendat faciem ſuam tibi, et miſereatur tui. Convertat vultum ſuum ad te, et det tibi pacem.

T. Dominus benedicat te. *Benedictio S. Mariae ad Apoſtolos.* Benedicat vos filioli et

totum hunc mundum Dominus Deus Pater, et Sponſus meus Jeſus Chriſtus, Filius unigenitus meus, Spiritus S. Amor meus. Amen. Ex Andrea Cretenſi.

* * *

Noch buntſchekigter iſt folgendes Zauberpapier.

Jeſus † Maria †. SS. Apoſtoli *Petrus et Paulus* et B. P. N. *Franciſcus.*

In nomine Patris † et Filii † et Spiritus S. †. Amen. Hel †, Heloym †, Helva †, Tetragrammeton †, Adonai †, Saday †, Sabaoth †, Sother †, Emanuel †, &c.

Am Ende zu ſtehet:

Sancta Maria, Mater Domini noſtri Jeſu Chriſti, et ſancte Pater Ubalde in manus veſtras commendo hodie et ſemper animam meam, conſilium meum &c. &c.

* * *

Andre Soldaten hatten in einem kleinen Säkgen von rothem Leder ein *granum benedictum*, etwas Chriſam, ein *Amuletum*, wie ein Herz geſtaltet, auf deſſen beiden Seiten ungewöhnliche und unbekannte Zeichen ſtanden. — Im Amulet lag ein Zettel, der folgende Ueberſchrift hatte.

Breve ſuper te portandum ad gloriam dei ſuorumque Sanctorum, contra daemones, fracturas, Ligaturas, Signaturas, Faſcinationes et Incantationes,

nec non ad praeſervationes et contra quaſcunque alias artes Diabolicas portandum; approbatum a ſummo Pontifice Urbano VIII. in Capitulo generali P. P. Capucinorum Romae celebrato. Anno 1635.

7) Hierauf eilte die Armee weiter vorwärts gegen Goſſau, Roſchach, und St. Gallen, und nahm des Abts alte Lande in Beſiz. Der Abt entwandte das Beſte aus dem Kloſter, und flüchtete mit einigen Mönchen nach Schwaben. — Die ſchöne Bibliothek fiel ſeinen Feinden in die Hände.

8) Mellingen ward von der Beſazung der fünf Kantons gleichfalls verlaſſen, und folglich von den Bernern beſezt. — — Dieſe rükten darauf, 8000 Mann an der Zahl, nach Bremgarten zu. — Nahe an der Stadt, beim Kloſter Gnadenthal, ließ Tſcharner die Armee halten, — unterſuchte den Feind, den er bald auffand, — lieferte ihm ein Treffen, und behielt das Schlachtfeld.

9) Nach dieſer Schlacht wurde Baden belagert, worinnen eine Garniſon von 1200 Mann lag. Die Zürcher beſchoſſen den Ort von der Limmat her, und die Berner rükten von Mellingen heran. Der Kommandant kapitulirte, und erhielt freien Abzug. Die Sieger fanden in der Feſtung

54 Stük

54 Stük Kanonen, vier Mörſer, und eine große Menge Gewehre und Lebensmittel.

10) Durch dergleichen Niederlagen und Verluſt gedemüthigt, ſuchten der Abt und die katholiſchen Kantons friedliche Unterhandlungen. Nach verſchiedenen dahin abzielenden Bemühungen kam endlich zwiſchen Zürch, Bern, Uri und Lucern der erſte Landfriede zu Arau zu Stande.

Der Wichtigkeit dieſes Friedens wegen, will ich die vornehmſten Artikel, beſonders die, welche die Religion angehen, anführen.

I. Da Zürch und Bern das Thurgau und Rheinthal wieder abtreten, ſo haben ſie mit den Orten, die es vorhero beſaſſen, den Vertrag gemacht, daß, um alle künftige Streitigkeiten in den gemeinen Herrſchaften zu vermeiden, und eine gerechte friedſame Regierung zu führen, die Katholiken gleich wie die Evangeliſche, der Religion und des Gottesdienſtes halber, und was ſelbigem anhanget, in denen gemeinen Herrſchaften, in welchen beide Religionen ſich befinden, in einem ganz gleichen Rechte ſtehen, und was jeder von beiden Religionen zu derſelben Uebung, in particulari gehöret, derſelben verbleiben,

und ſie deſſen unverweigerlich zu genieſſen haben ſolle.

II. Gleichwie man zugiebt, daß die katholiſche Geiſtlichkeit, ſambt allem, was ihren Gottesdienſt und Kirchenzucht betrifft; item die Eheſcheidungen, und was dem Foro Matrimoniali anhanget, vor dem bekannten Richter ihrer Religion beurtheilet werden; eben alſo ſollen auch die evangeliſchen Pfarrer und Seelſorger, ſambt allem, was derſelben Gottesdienſt und Kirchenzucht betrift, darunter auch die Beſtellung und Haltung der Schulen begriffen, gleich der Judikatur der Eheſachen, dem Richter ihrer Religion, nemlich der Stadt Zürch auch allein unterworfen ſeyn. Die Schulmeiſter aber in allen andern Sachen, außert was die Inſtitution und Religions-Docirung betrift, dem weltlichen Richter unterworfen bleiben; auch wo die eint oder andere Religion verlangte, daß die Schul geſöndert würde, oder aber eine neue auffrichten wollte, ſoll ſolches derſelben auf eigene Koſten bewilliget ſeyn.

III. Es ſoll auch kein Theil an des anderen Religions-Ceremonien und Gebräuchen, oder was immer ſeiner Glaubensbekenntniß nicht

gemäß iſt, inſonderheit auch nicht zu Haltung des anderen Theils Feſt- und Feiertagen verbunden ſeyn; und, gleichwie die Katholiken in ihrem Gottesdienſte, Cerimonien und Prozeſſionen nicht behindert, beſchimpfet noch beleydiget werden; imgleichen ſollen die Landvögte und Unterthanen ihrer Glaubensbekenntniß gemäß jederweilen beeidiget werden. — Dannenhero ſo ward auch angeſehen und verordnet, daß zu Verhütung beſorglicher Unordnung für das künftige die Kirchen zu Verrichtung des Gottsdienſtes an Sontagen, von denen die ſelbige zuerſt gebrauchen, denen, ſo der andern Religion ſind, vom Frühling bis in den Herbſt um acht Uhren, und vom Herbſt bis in den Frühling ſpäteſt umb neun Uhren überlaſſen. Es wäre dann Sach, daß ſie ſich unter einanderen mit beydſeitigem Belieben an eint oder anderem Orth einer andern Stund verglichen hätten, und dabey bleiben wollten.

IV. Wenn die der eint oder der andern Religion zugethane, ihren Gottesdienſt in einer eigenen Kirche zu verrichten, eine neue bauen wollten, dannzumahlen ſolches in eigenen Koſten beſchehen ſollte; doch, daß

ſie ſich alsdann ſelbiger Kirchen allein bedienen, und zu der gemeinſamlich gehabten den Zugang aufgeben, mithin aber umb das darzu verlaſſende Recht ſich mit der andern Religion vergleichen mögen.

V. Denenjenigen Kirchhörinen, wo nur allein der evangeliſche Gottesdienſt geübt wird, ſollen dieſelben Kirchengüter, ſie mögen beſtehen, worinnen ſie nur immer wollen, denenſelben zu eigener Verwaltung allein übergeben und überlaſſen werden; da hingegen den Katholiſchen auch an den Orthen, wo der katholiſche Gottesdienſt allein geübt wird, gleichmäſſig die Verwaltung ihrer Kirchengütern auch allein übergeben, und überlaſſen ſeyn ſolle. Die Kirchengüter aber an denen Orthen, da ſelbige annoch unvertheilt, und allwo beide Religionen in Uebung ſind, ſolle die Natur ſolcher Kirchengüteren erforſchet, und die Spend oder Allmoſengüter nach Marchzahl der Leuthen jeder Religion getheilet; deme nach aus den übrigen Kirchengütern, das, was zu dem Geläut und Kirchengebäuen vonnöthen, beſtimmt, in zwey gleiche Theile getheilet, davon jeder Religion einer zur Verwaltung zugeſtellet, und die unter

dieſem Titel ſich ergebende Unkoſten zu gleichen Theilen beigetragen, das Kapital wohl möge vermehrt, aber nicht vermindert werden. — Von dem übrigen aber ſoll jedem Theile das, was er zur Verrichtung ſeines Gottsdienſtes biß dahin genoſſen, demſelben fürbas gefolget, und zu deſſen Verwaltung übergeben werden, und die Gemeindsgenoſſen von der eint und anderen Religion zu der anderen Gottsdienſts Unterhaltung für das künftige nichts mehr beizuſteuren ſchuldig ſeyn.

VI. Es ſollen auch die Kollatores derjenigen Pfründen, wo die Pfarrer dem Zürcher Synodo einverleibt, aus drey tauglichen Subjektis, ſo ihnen von dahero vorgeſchlagen werden, eines darauß zu erwählen haben, anbey aber auch, die Pfarrhäuſer gebührend in Ehren zu halten, ſich angelegen ſeyn laſſen.

VII. Weil das Rheinthaliſche Landmandat nicht allein ein und andere Unordnungen in ſich enthaltet, ſondern auch die Religion einmiſchen thut, als hat man auch für nöthig angeſehen, daß daſſelbe verbeſſert werden ſolle; mithin dann auch der Landesfriede von An. 1531 aufgehebt, tod und

ab ſeyn, dagegen aber die dißmahlige Befriedigung künftighin der Landsfrieden heiſſen, und die Landvögte ſowohl, als alle geiſt- und weltliche Gerichtsherren und Kollatores zu dieſem neuen Landesfrieden verpflichtet und verbunden ſeyn ſollen.

VIII. Damit dann auch in Verwaltung der Juſtiz die Unpartheilichkeit deſto beſſer Plaz finden möge, ſo ſollen die Ehrenſtellen, Aembter und obrigkeitliche Bedienungen, von nun an aus beiden Religionen beſtellt werden; alſo daß, gleichwie die Landſchreiber in Thurgow katholiſcher Religion bleiben, hergegen jederzeit der Landamman evangeliſcher Religion ſeyn ſolle.

IX. Es ſoll auch fürohin die Landſchreiberey des Rheinthales beſtändig durch einen evangeliſchen Landſchreiber beſtellt und verſehen werden; der nächſte Beambtete auf ihn aber katholiſcher Religion, und den löblichen katholiſchen regierenden Orthen ſelbigen zu beſtellen überlaſſen ſeyn ſolle, von der Qualitet wie der evangeliſche Beambtete in dem Sarganſerland ſeyn wird, und wie die ſambtlich regierenden Orth deßhalben übereinkommen werden, und obbedeute Landſchreiber- und Landammanſtelle

je zu 10 Jahren umb abgeändert, und jedesmahl an eines katholiſchen abgehenden Plaz wiederumb ein Katholiſcher, und Vice verſa an eines evangeliſchen abgehenden Plaz auch wiederumb ein Evangeliſcher beſtellet, und alſo auch mit den nächſten auf ſie folgenden Oberbeambteten verfahren werden. Die Wahl aber, ſo fern ſie einen Katholiſchen zu betreffen hat, denen Katholiſchen; wo es aber ein Evangeliſcher ſeyn ſolle, den evangeliſchen Orthen gebühren ſolle.

So iſt auch gut befunden und verabredet worden, daß künftighin bey allen haltenden gemeinen Tagleiſtungen in Religions- und Standsſachen allwegen ein evangeliſcher und ein katholiſcher Protokolliſt zugleich in die Seſſionen admittirt, deroſelben führende Protokolla jeweilen gegen einander gehalten und konformirt, folglichen dann das alſo auch verglichene in gemeinen Seſſionen abgeleſen werden ſolle.

X. Uebrige, ſowohl Civil- als Militärbedienungen, als da ſind: Undervogt, Landrichter, Weibel, Landgrichtsdiener, item Redner, Land- und Quartier-

Haubtleuth jeder Religion ohne Unterſchied gleich viel beſtellet werden.

XI. In den niederen Gerichten, wo man von beiden Religionen untereinander wohnet, mit Beſezung der Ammanen und Richterſtellen alſo verfahren werden, daß an den Orthen, wo $\frac{2}{3}$ der einten Religion, die Richterſtellen auch mit $\frac{2}{3}$ Richteren derſelben Religion beſtellet; wo aber die Mannſchaft geringer als $\frac{2}{3}$ ſo ſolle dann zumahlen das Gericht halb von den Evangeliſchen, halb von den Katholiſchen beſezt, und allwegen ohne Unterſcheid der gröſſern, oder wenigeren Mannſchaft mit der Amman- oder vorderſten Richterſtell alternirt werden.

XI. So ſollen auch die Wayſen mit Vögten ihrer Religion verſorget, die Frembdling ohne aller regierenden Orthen Konſens nicht zu Landskindern, noch die Landskinder derer Orthen, wo ſie nit Bürger, oder Gemeindsgnoſſen ſind, wider den Willen des mehrentheils der Gmeindsgenoſſen weder zu Burgeren, oder Gmeindsgenoſſen, noch zu Beyſäſſen angenommen werden, auch weder die Landvögte, noch Grichtsherren, ſelbige unter dem Vorwand des

halben Mehrs, noch ſonſten einigermaſſen dazu nicht nöthigen mögen.

XII. Wann dannenhero die löbliche Orth, welches aber Gott ewig wenden wolle, in Krieg gegen einanderen zerfielen, ſo ſolle kein Theil, er mache gleich die Majora auß oder nicht, mögen die gmeinen Unterthanen mahnen; ſondern dieſe ſich neutral halten, und keint wederm Theile weder Volk, Gelt, Munition oder Proviant geben, oder einigen andern Vorſchub thun, anderſt als mit Gebätt zu Gott, zu deroſelben Widerverein- und Befriedigung.

XIII. Die Malefikanten von beiden Religionen ſollen in keine Weiß noch Weg zu Aenderung der Religionen angehalten, ſondern, wann einer unter währendem Prozeß einen Seelſorger ſeiner Religion zu ſeinem Troſt begehrte, ihme ſolches in Beiſeyn eines Beambteten geſtattet werden.

XIV. Zu deſto ſichrer Verhütung dann aller Unbeliebigkeiten und reizenden Anläſſen ſoll künftighin alles verhaßte Schmitzen und Schmähen von Geiſt- und Weltlichen in und auſſert der Kirchen münd- und ſchriftlich bey höchſter Ungnad verboten und abgeſchaft werden; auch ſolle bey gemeinen

und ſonderbahren Zuſammenkünften, es ſeye im Schreiben oder im Reden und dergleichen, die einte Religion Evangeliſch, und die andere Katholiſch genannt und betittelt werden.

XV. Uebrigens dann ſollen auch in Juſtizſachen, Erbſchaften, und Kollokationen die einten gleich den anderen ohne Unterſchied der Religion gehalten und angeſehen, auch bey denen Lehnsverleyhungen keinem der Religion halber etwas zugemuthet werden.

Der Friede war nun zwar entworfen, aber noch nicht beſtätiget. — Die Berner hofften, Schweiz, Unterwalden und Zug würden beitreten, lieſſen zu dem Ende ihre Truppen aus einander gehn, und nur ein kleines Korps bey Muri und 1400 Mann bey der Brüke zu Seiß ſtehen.

Wider alles Vermuthen ſammleten die fünf Kantons ihre Kräfte zuſammen, griffen die Berner bey der Brüke von Seiß mit 6000 Mann an, ſiegten, und machten den gröſten Theil nieder.

Bern zog alſo ſeine Truppen von Muri zurük, ermahnte alle ſeine Unterthanen, ein ſo treuloſes verrätheriſches Verfahren nicht ungeahndet zu laſſen, und mit verdoppelten Kräften ſich an den Verräthern zu rächen. — Den 25ſten Ju-

kus ward die entſcheidende Schlacht bey Villmergen geliefert, — eine Schlacht, von deren Ausgang das Glük oder das Unglük der Eidgenoſſen abhängen mußte. — Beide Theile fochten den ganzen Tag mit ſehr zweifelhaftem Erfolg; — bis ſich endlich des Abends um fünf Uhr das Glük auf die Seite der Berner ſchlug. Die Feinde zogen ſich zurük, und verlohren über 2000 Todte. — Den Bernern koſtete die Schlacht nicht mehr, als 240 Todte, und 300 Verwundete, unter welchen ſich verſchiedene vornehme Offizierer befanden.

Die fünf Kantons fiengen, nach dieſer für ſie unglüklichen Schlacht, neue Friedensunterhandlungen an, Bern und Zürch boten dazu gleichfalls ihre Hand, und ſo kam den 9ten und 11ten Auguſt 1712 zu Arau folgender Friede zu Stande. — —

1) Thun löbliche intereſſirte Orth, Zürch, Bern, Lucern und Uri, welche den Frieden vom 18 Jul. jüngſthin, damals wirklich beliebet, unterſchrieben, und beſieglet; deßgleichen Schweiz, Unterwalden und Zug ſambt den uſſeren Ambt, welche ſelbiger Zeit ſich dazu nicht verſtehen wollen, dißmahlen, in kraft habender Vollmacht, ſich dahin erklären, daß ſelbiger von ihnen ſambtlichen auch angenommen und beliebt ſeyn, deme auch, in allen ſeinen Punkten

und Artiklen völlig nachgelebt und ſtatt gethan werden ſolle.

2) Daß, anſtatt in beſagtem Inſtrument, die March- und Sonderungslinie in den freyen Aemmteren undenher dem Kloſter Hermetſchwyl, oberhalb Sarmenſtorff, hinüber auf Fahrwangen angeſezt ware; dieſelbe von Lunkhofen an auf Fahrwangen gezogen werden ſolle: alſo daß, was undenher dieſer Linie, denen beiden löblichen Orthen Zürch und Bern allein (mit Vorbehalt löblichen Orths Glarus habenden Rechten) verbleiben; was aber, ob dieſer ermelten Marchlinie, den regierenden 7 löblichen Orthen zu dienen, und anbey dieſere Marchlinie, anders als wie im erſten Inſtrument verſehen, nichts bedeuten; ſondern einem jeden ſein Recht, wie zuvor, verbleiben; und damit deßnaher kein Streit erfolge, dieſer Diſtrikt von nun an, nach Nothdurft ausgemarkt werden ſolle. Dann ſollte auch

3) Beiden löblichen Ständen Zürch und und Bern überlaſſen bleiben, (jedoch mit Vorbehalt löblichen Stands Glarus habenden Rechten) die Statt Rapperſchweil ſamt der Bruck, Hoff und Zoll und übrige

Zubehördt, nach Inhalt der den 1 Aug. dieſes Jahres, von beiden löblichen Ständen Zürch und Bern mit Schultheiß und Raht zu Rapperſchweil geſchloſſenen Kapitulation, wie auch das gegen überſtehende Dorf Hurden, und von Mitte deſſelben annoch ein Diſtrikt, in allweg von 3000 bekannten und üblichen Schuhen weiter hinaus; mit noch der Erläuterung, daß ermeldtes Hurden und Einwohner bey ihrer freien und ohngehinderten katholiſchen Religionsübung, geiſt- und weltlichen Freiheiten, Recht und Gerechtigkeiten, Haab und Gut, ohngehindert ruhig verbleiben, geſchüzt und geſchirmt werden; denen dann auch ihr Recht und Nuznieſſung, ſo ſie auf dem Schweizeriſchen Territorio dermahlen haben, fürbas zuſtändig verbleiben ſoll. Dabey auch verglichen worden, daß zu ermeltem Hurden, keine Fortifikationen oder Schanzen gegen ein ander gemacht, und die neu aufgeworfenen geſchleifft werden ſollen, umb die vertrauliche Nachbahrſchafft wiederum deſto ſteiffer einzurichten und zu behalten. Item ſo ſolle auch

4) Löblicher Stand Bern in die Mitregierung im Thurgau, Rheinthal, Sar-

gans, und übrigen Bezirk der freien Aembtern aufgenommen ſeyn, alſo, daß ſelbiger, von nun an, daſelbſtige Bevogtigungen auf löblichen Stands Zürch Außbedienung, anzutreten haben ſolle.

5) In dieſeren Frieden ſollen auch kräftigſt mitbegriffen ſeyn, nicht nur alle unſere Eid- und Bundsgenoſſen, Schirm und Zugewandte insgemein, insbeſondre aber alle die, ſo dem eint oder dem andern Theil mit Raht und That Hülf geleiſtet.

6) Erklären ſich ſämtliche intereſſirte Orth, alle diejenige einer wahren Amneſtie genieſſen zu laſſen, welche, währender Zeit dieſer Unruhen, mit beſchehenem oder unterlaſſenem Zuzug, oder ſonſt gegen eint oder andern Theile verfehlt haben mögen; auch diejenigen, welche ſich an beide löbliche Stände zu ergeben genöthiget, und ſich unter derſelbigen Schuz ergeben, oder ergeben wollen, und aber wiederumb an ihre vorige Obrigkeit verwieſen worden; denen ſolle hierum nichts zugeſucht werden, noch ſich einigermaßen gegen jemanden zu entgelten haben.

7) Die Kriegsgefangnen ſollen allerſeits auf Erlag der Atzungskoſten, gegen einan-

deren außgewechſelt werden; — und weilen beide löbliche Stände einen merklichen Ueberſchuß an der Zahl und Qualitet haben, erklären ſie ſich, ſelbige ohne Ranzion nach beſchehener Bezahlung der Atzungskoſten denen 5 löblichen Orthen zu Bezeugung Eidgenoſſiſcher Freundſchaft, nach publicirten Frieden auf freien Fuß zu ſtellen; da dann zumahlen auch aller Orthen löblicher Eidgenoſſenſchaft der eid- und bundsgenoſſiſche freie Handel und Wandel wieder hergeſtellt und offen ſeyn ſolle. — Und was vor dem Krieg, in eint oder andern Orths Bottmäſſigkeit für Waaren, Anforderungen, Schulden und Gegenſchulden und dergleichen geweſen und gelegen ſind, ohnverhindert jedem Theile wiederum angedeyen und verabfolgt werden ſollen.

8) Solle es wegen des Herrn Prälaten zu St. Gallen, bey dem dritten Artikel des geſchloſſenen Friedens vom achtzehnten Julius gänzlich verbleiben. Und gleichwie die beiden löblichen Stände ſich fürderlich angelegen ſeyn laſſen werden, ſelbiges Geſchäfft mit Herrn Prälaten und Konvent ohnverzüglich beizulegen; alſo wollen auch

die fünf katholiſche löbliche Orth ſich allen Fleiſſes angelegen ſeyn laſſen, dieſen Frieden beſtens ihres Vermögens in Güte zu befördern, damit die allgemeine Ruhe und Wohlſtand im gemeinen lieben Vaterland wieder hergeſtellt werde.

Schließlich ſollen, ſo bald die von löblichen fünf Orten *per expreſſos* verlangte Ratifikation dieſer Traktaten eingelangt, und extradirt ſeyn wird, alle Feindthätlichkeiten, als Kontributionen und anderes Widriges auffgehebt, und die Völker in eigene Lande zurükgezogen werden.

Nach eingeholten allerſeitigen Ratifikationen, und geſchehner Auswechſelung derſelben, würden alle Feindſeligkeiten eingeſtellet, die Völker abgeführt, der Frieden überall bekannt gemacht, und den 25ſten Auguſt in allen reformirten löblichen Orten ein feierlicher Dank- und Bettag gehalten.

* * *

Ich breche bey dieſem Frieden ab, und verſpare die übrigen ſich merklich auszeichnenden Fakta aus der Schweizer Religionsgeſchichte bis in dritten Band.

Hier ſind die Gründe, warum ich, wie im Anfang mein Vorſaz war, nicht in dem gegenwärtigen ſie beendige.

Ein-

Einmal der lieben Mannichfaltigkeit wegen. Die wird nun izt durchaus verlangt, und ich bequeme mich um ſo viel williger nach dieſem Geſez unſers Jahrhunderts, weil ich dieſem Büchlein von Herzen gern viel Leſer, und wo möglich, aller billiger und vernünftiger Leſer Beifall wünſche, gönne, und an meiner Seite alles thun möchte, um ihn zu fördern. — Es möchte vielleicht ermüdend ſeyn, zu lange von Religionsſachen, — Predigtweſen, — Religionskriegen, — Religionsfrieden, und dergleichen mehr unterhalten zu werden. — Dieſem Verdruß hätte ich damit gleich vorgebeugt.

Hierzu kommt der ſo natürliche als richtige Gedanke. — Zweidrittheil der Leſer ſind keine Theologen von Profeſſion, und die intereſſiret ein Detail ſolcher Sachen entweder gar nicht, oder doch in einem ſehr geringen Grade. — Könnte auch ſeyn, daß von dem dritten eigentlich ſogenannten theologiſchen Drittheil viele dergleichen offenherzige Raiſonnements nicht gern hören möchten. — Und doch mußten ſie von der Leber weggeſagt werden. — Sollte ich alſo mit den Schwachen nicht Geduld haben, und den Ueberreſt meiner Bemerkungen nicht lieber etwas weiter hinaus, in den dritten Band verſchieben?

Dann fehlt es mir auch, — und das könnte wohl die Hauptſache ſeyn, warum ich hier abbreche, an den allerneueſten Nachrichten, die ich von Zeit zu Zeit ausführlich erwartet habe, die aber bis izt noch nicht eingelaufen ſind. — Vollſtändigkeit habe ich dem Publikum verſprochen, und da möchte ich nun auch mein Wort halten, um ſo viel mehr, da es ſich der Mühe zu verlohnen ſcheint, über ein ſo wichtiges Sujet, als Bemerkungen über Religionsweſen ſind, etwas Ausführliches zu liefern.

Das nun folgende zweite Kapitel habe ich darum hier beigefügt, weil es einigermaßen mit dem vorigen im Zuſammenhang ſtehet. — Die Geſchichte der Anabaptiſten iſt ſo genau mit der übrigen Religionsgeſchichte Helvetiens verwebt und vermiſcht, daß ſie ſich kaum abſondern läſſet. — Ich habe mich der größeſten Kürze befliſſen, damit ich mir nicht die Zeit zu den ſpecielleren Unterſuchungen über die Merkwürdigkeiten der Kantons ſelbſt benehmen möchte.

Ich appellire übrigens, wegen der bis izt geſchriebenen, und dem Publikum überantworteten Gedanken, an erleuchtete, unbefangene und tolerante Leſer.

Zweites Hauptſtück.

Von den Mennoniten in der Schweiz.

Der Urſprung dieſer Religionspartey in der Schweiz fällt in das ſechszehnte Jahrhundert. Thomas Münzer, einer der merkwürdigſten Vorſteher derſelben, mußte Sachſen räumen, und begab ſich nach Baſel, wo er beſonders auf dem platten Lande den Bauern predigte, und ſeine Lehrſäze öffentlich bekannt machte. — — Grebel und Manz, beide von Zürch, richteten mit ihm genauere Freundſchaft auf, und ſogen den Geiſt ſeiner Lehren willig ein.

Ihre Lehren fanden gleich in ihrer erſten Fortpflanzung viel Beifall, weil ſie nicht nur ſelbſt einen ſehr erbaulichen Wandel führten, ſondern auch ihre Zuhörer zur Gottſeligkeit und einer ächten Liebe der Tugend faſt in allen ihren Reden auf das dringendſte ermahnten *).

*) Es iſt eine ſchon längſt gemachte Bemerkung, welche der orthodoxeſte Chriſt, ſelbſt Senior Göze in Hamburg, nicht wird läugnen können, daß die ſogenannten Irrlehrer faſt alle einen unbeſcholtnen Wandel geführt haben. — Daraus folgt nun freilich nicht das allergeringſte für die Wahrheit ihrer Lehren, und es wäre ein thörichter Schluß, aus dieſem exemplariſchen

Arnolds Urtheil iſt ſehr richtig, das er in ſeiner Kezerhiſtorie fällt. Sie erwieſen ein unſchuldig Leben, waren genügſam in Speiſen, giengen ſchlecht in Kleidung, redeten ſehr wenig, trieben die Gerechtigkeit der Werke, oder ein gottſelig thätiges Chriſtenthum mit mehr Eifer als die Papiſten, wodurch die Gewiſſen derer Evangeliſchen ſehr verwirret wurden, als die nun lernten, daß in der Gerechtigkeit des Glaubens die Seligkeit zu ſuchen ſey. — Selbſt Beza geſteht von ihnen: Sie waren mehr der Erbarmung als der Strafe werth.

Ihre Anhänger vermehrten ſich in ziemlich zahlreicher Menge, und erhielten ein ſo großes Anſehen, daß man ihnen eine öffentliche Unterredung über ihre Unterſcheidungsſäze nicht abſchlagen konnte. — Grebel, Manz und Roubli vertheidigten auf dem Rathhauſe zu Zürch, vor einer großen Verſammlung des Volks und der Vornehmen des Staates, folgende Säze.

Wandel auf die Richtigkeit ihres Syſtems folgern zu wollen.

Indeſſen fällt es doch allemal auf, und giebt eine gute Empfehlung für die Kezer, wenn man ſieht, daß ſie, gleich dem ſtrengſten Vertheidiger ſeines kirchlichen Lehrbegrifs, Unſchuld und Tugend über alles lieben.

1) Die Taufe gebühre nicht den Kindern, ſondern allein ſolchen, welche der Unterweiſung fähig, die Taufe verſtehen, glauben, den alten Menſchen tödten können.

2) Die Apoſtel hätten allein Erwachſene getauft *).

3) Weil dann die Kindertaufe ungültig ſey, ſo müßten die in der Kindheit getaufte noch einmal getauft werden.

*) Ich finde wenigſtens im ganzen N. T. kein einziges Beiſpiel, daß die Kinder getauft worden wären. — Das ſehn auch unſre berühmteſten Theologen wohl ein, — und dringen deshalb niemals auf die unbedingte Nothwendigkeit der Kindertaufe. —

Die Sache recht unparteiiſch überlegt, ſollte freilich Unterricht im Chriſtenthum vorangehen, ſollte erſt Ueberzeugung in dem Verſtande gewirkt werden, ehe die feierliche Einweihung in die Lehren des Chriſtenthums erfolgte. — Eigentlich ſoll auch die Taufe weiter nichts ſeyn, als ein würdiger; rührender Gebrauch.

Es kann ſeyn, und ich glaube noch immer, daß mit der Zeit einmal eine Abänderung erfolgen werde.

Wenigſtens iſt man ſo weit gekommen, daß man in großen Städten die Kinder bereits einige Wochen liegen läſſet, ehe man ſie tauft. — Doch, das will ich nur ſcherzweiſe verſtanden wiſſen.

— —

4) Das A. Teſtament habe für uns Chriſten keinen Nuzen mehr *).

5) Wenn jemand, nachdem er den Glauben erhalten habe, wieder in die Sünde falle, ſo habe er keine Vergebung zu hoffen **).

Zwey auf einander folgende Unterredungen hatten die Wirkung nicht, daß ſie von ihren Irrthümern überzeugt worden wären, ſondern daß ihnen verboten ward, fernerhin zu lehren, — daß man dem wohlhabenden Theil eine ziemlich große Geldſtrafe auflegte, — dem dürftigeren aber das Gefängniß anwies, — daß die Predi-

*) Dieſe Meinung leidet vielfache Einſchränkung. — In gewiſſem Sinne iſt ſie völlig wahr. — Verſteht man darunter ſo viel, daß wir das A. T. nicht mehr unumgänglich zu unſrer Seligkeit brauchen, weil wir das neue haben, ſo ſehe ich nichts unrichtiges. — Ich gehe noch weiter, der gröſte Theil der Geſchichte des A. T. iſt für uns ohne Nuzen. Daraus folgt aber nicht, daß wir das alte Teſtament verwerfen müſſen.

**) Freilich drukten ſie ſich hierüber zu hart aus, und der Saz, wie er da ſteht, leidet in der That viele Einſchränkungen. — — Aber wahr iſts doch auch, daß, je öfter der Rückfall auf die Wege des Laſters erfolgt, die Sinnesänderung dann immer ſchwerer und unmöglicher werde. — —

ger den Befehl erhielten, die Kinder, welche die Anabaptiſten ungetauft liegen gelaſſen, mit Gewalt, ſelbſt wider den Willen der Eltern zu nehmen, und in ihren Kirchen zu taufen *).

Wenn neue Meinungen öffentlich verboten werden, ſo läßt ſich ſicher auf ſchleunige Ausbreitung derſelben rechnen. Nicht anders, als bey den ſogenannten Konfiskationen der Bücher, — die gehen dann im Huy ab. — — Sie wuchſen auſſerordentlich heran. Ein aus Zürch verjagter Bürger, Namens Lorenz Hochreutner predigte in St. Gall und ſammlete eine Gemeine von 800 Seelen. — — Im Kanton Appenzell vermehrten ſie ſich bis an 1200 Köpfe.

Zwingly verſuchte ſie zu widerlegen, und die Geiſtlichen, die nicht ſelbſt im Stande waren, ſie auf den Kanzeln eines andern zu überführen, nahmen ihres Patriarchen Zwingels Buch in die Hand, und laſen in der Kirche von Zeit zu Zeit einige Abſchnitte daraus vor. — Das muſte nun allerdings unter den Vernünftigeren Gelächter und Unwillen erregen. — Zwingels Schriften gaben zu allerley Gegenſchriften Anlaß, in denen

*) Das heiſſet denn im eigentlichen Sinn: — Wohlthaten aufdringen. — In unſern Tagen geht man ſparſamer damit zu Werke, und man hat auch gar nicht Unrecht.

wirklich viel Ueberdachtes, — Gründlichgeſagtes und Gemeinnüziges iſt. — Man muß ſich in der That verwundern, daß in dieſen elſernen Zeiten des Gewiſſenszwanges Leute aufſtanden, die mit unbeſchreiblicher Freimüthigkeit Lehren vertheidigten, die in unſerm achtzehnten Jahrhundert ſo manchem ehrlichen Mann Nachtheil geſtiftet haben. Hans Denk (ein Gelehrter, der ſich ehedem in Nürnberg mit Korrekturen ernähret hatte) vertheidigte folgende Säze.

1) **Chriſtus iſt nicht ewiger Gott.**

2) **Sein Tod iſt keine Bezahlung, und keine Genugthuung für unſre Sünden.**

3) **Die hölliſche Pein dauret nicht ewig. Alle Verdammten, ſelbſt die Teufel werden noch einmal ſelig** *).

*) Ich ſage nichts für die Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieſer drey Säze. — Dies überlaſſe ich denen, die die Sache reiflicher beurtheilen können. Ich füge nur ſo viel hinzu, daß ich die zwey lezten Säze in der neuen Apologie des Sokrates herrlich ausgeführt geleſen habe. — Eberhard hat in der That viel geleiſtet. — Baſedow hat in ſeinem Vermächtniſſe für die Gewiſſen einſtimmig gedacht. — Er hat an einem Anhaltiner Widerſpruch gefunden. — So viel ich indeſſen die Sache beurtheilen kann, ſcheint der Anhal-

Es läßt ſich leicht denken, daß die dermalen lebende Wächter auf den Mauern Zions alles zur Ahndung dieſes Mannes werden beigetragen haben. Er muſte aus der Stadt St. Gallen bey Nacht und Nebel fort, — und ſtarb 1528. zu Baſel an der Peſt, wo er vom Oekolampadius bekehrt worden ſeyn ſoll. — —

Die Theologen veranſtalteten alſo eine dritte Verſammlung zu Zürch. Hier ſollten folgende Säze beurtheilt werden.

1) Kinder, die aus gläubigen Eltern erzeugt worden, ſind, da ſie gleich denen im A. T. Gottes Kinder ſind, der heiligen Taufe fähig.

2) Die heilige Taufe im N. T. iſt eben das, was die Beſchneidung im A. T. war. Folglich muß ſie, wie die Beſchneidung im A. T. den Kindern ertheilet werden.

3) Die Wiedertaufe kann weder mit Sprüchen, noch mit Exempeln, noch mit Gründen aus der heiligen Schrift bewieſen werden.

4) Die, welche ſich wiedertaufen laſſen, kreuzigen Chriſtum. — —

tiner nicht viel vltra Wyttenbachium atque Buddeum zu wiſſen, — und hätte nur lieber mit der ganzen Losſagung zu Hauſe bleiben ſollen. — —

Wenn das Anſehn der daſelbſt verſammleten Geiſtlichen, die mit der Richtermiene die widerſprechenden Wiedertäufer zum Gehorſam verwieſen, wenn das Geſchrey der für die Meinungen der Kirche enthuſiasmirten Kleriſey Widerlegung iſt, ſo wurden freilich dieſe Leute allda widerleget. — — Aber daran habe ich einige gegründete Urſachen zu zweifeln. — —

Nach geendigter Unterredung ließ der Magiſtrat in Zürch folgendes Mandat drucken — „Nachdem jeder der Wiedertäuferen gnugſam, „ohne einiche Verhinderung *), ſeinen Zank, Kampf und Meinung geredet, hat ſich doch immer zuletſt, durch die wahre göttliche Schrift A. und N. Teſtaments allerſtärkſte Gründe erfunden, daß Meiſter Ulrich Zwingly mit ſeinen Anhängeren die Widertäufferey frey überwunden, den Widertauff geſtürzt, und den Kindertauff behauptet haben. Es iſt auch im ge-

*) Ganz falſch. — Hier iſt ein Faktum.
Einer der Widertäufer machte Zwingeln einige Einwürfe, und bat ihn bey dem lebendigen Gott, daß er ihm die Wahrheit ſagen möchte. — Zwingel ward darüber entrüſtet und rief ihm zu: ich ſage dir, daß du unter allen Bauern, die in unſer gnädigen Herren Landſchaft wohnen, der allergrößeſte Rebell ſeyeſt. — —

ſagtem Geſpräch gar heiter an Tag kommen, daß die Anfänger des Widertauffs, ihre Handlung aus vermeſſenem, hoffartigem und unverſchämtem Gemüth, und keinem guten Geiſte geführet ꝛc. ein eigenes Sekt, wider Gottes Verbott zu Verachtung der hohen Oberkeit, zu Pflanzung aller Ungehorſame und zu Zerſtöhrung Chriſtlicher Liebe anzurichten. — — Dem fügten ſie die Ermahnung bey, daß bey aufgeſezter Straff männiglich vom Wiedertauf abſtehe, und die Kinder tauffen laſſe. —

Zwey Jahr drauf verfuhr man ſchon härter gegen dieſe Religionsparten. — — Es iſt nun wohl wahr, daß verſchiedene derſelben ſehr unruhig, unzufrieden, und ſtörriſch waren. — Aber findet man denn unter den Altchriſten keine unruhige, — und unzufriedne Starrköpfe? — — Sie behaupteten zum Theil, obgleich auch hiegegen manches geſagt werden kann, — daß kein Chriſt eine Magiſtratsperſon ſeyn, und keinen Degen tragen dürfe. — — Das war freilich ein Irrthum, und der verdiente Widerlegung, aber lange nicht die harte Beſtrafung, die man über ſie verhängte. —

Felix Manz ward z. B. blos ſeiner Beharrlichkeit in ſeinen Meinungen wegen, zum Waſſer verurtheilt. Er lobte Gott beim Hingang zu ſei-

nem Tode, — und bewies nicht die geringſte Todesfurcht. — Blaurok wollte, da er aus Zürich verwieſen wurde, die Urfehde nicht abſchwören, muſte aber, durch Schläge gezwungen, es thun, — und ward 1529. in Tyrol lebendig verbrannt. — Bern, Baſel, Schafhauſen und andere Städte mehr, thaten gleichfalls das Ihrige treulich, um ſie durch harte und peinliche Züchtigungen zur Umkehr zu zwingen. — Endlich ließen ſie ein Mandat publiziren, in welchem ſie allen Beamten befohlen, die Wiedertäuffer ſorgfältig zu beſcheiden und zu erinneren, daß ſie von ihren Meinungen abſtehen wollten. — Die angeſtekte oder verdächtige Perſonen ſollten ſo gleich der Obrigkeit angezeigt werden. — Welche nicht abſtehn, und in öffentlicher Thätlichkeit ergriffen werden, ſollen nach Gelegenheit der Sache ihre Strafe leiden. Die Fremden zwar mit Verbanniſirung. Werden ſie aber über ſolches, wider gethane Eidspflicht wiedrum betreten werden, ſollen ſie ohne Gnade ertränkt werden. Die auf dieſer Sekte beharrenden Einheimiſche, ein Fürgeſezter, Lehrer oder Täuffer zwar, oder der ſolchen Unterſchlauff gebe, wider das, daß er ehemals in der Gefängniß ſich zu beſſeren verheiſſen, ſoll auch ertränkt werden. — Gegen diejenigen unſchuldige und

einfältige Perſonen aber, welche durch deren Wiedertäufferen gleichſneriſche Worte verführet werden, wollen ſie verfahren, wie es ſie ziemlich bedünken werde. — —

Aller dieſer harten Verfügungen ohnerachtet, vermehrten ſie ſich auſſerordentlich. Je häufigere Exekutionen, — je mehr Verbote und Drohungen, deſto ſchleuniger wuchſen ihre Gemeinden, deſto ausgebreitetere Wurzeln ſchlugen ſie faſt in ganz Helvetien.

Im ſiebenzehnten Jahrhundert ergieng zu Bern folgendes Mandat gegen ſie. Daß Hochgedachter Stand durch Deputirte von Gemeinden zu Gemeinden alle Mannſchaft, ſo das ſechszehnte Jahr erreicht, in Huldigung genommen, denenjenigen aber, ſo bey ſelbiger, oder hernach über dreimaliges Citiren bey der hierzu verordneten Kammer nicht erſchienen, gebotten, nach Monatsfriſt (in welcher Zeit ſie ihre Güter verkaufen möchten,) mit Sak und Pak, nach erſtattetem gebührendem Abzuge, und mit dem Gedinge, daß ſie und ihre Kinder ſchon ſie von ihrem Irthum abſtehen möchten, ihr Land und Heimath Recht ewig verwirkt haben ſollen, aus dem Land zu ziehen. Welche endlich nach dieſer Zeit in dieſem Lande betreten würden, und keine Lehrer in dieſer Sekt weren, die

ſollen, wann keine Unterweiſung bey ihnen ver-fangen wolle, den Veyd auß dem Land ſchwee-ren, und an die Grenzen geführt werden: Dero Hab und Güter aber den Gemeinden und Kir-chen heimgefallen ſeyn: würden ſie wieder ins Land kommen, mit Ruthen und einem Brand-mal wiedrum gebanniſirt: und ſo ſie zum drit-lenmal betretten würden, mit der Galeeren, oder an Leib und Leben geſtraft werden. Den Lehrern, als Verführern, und Aufwiegleren des Volkes, ſoll die Strafe der Galeeren oder Lebens gleich das erſtemal widerfahren: dero Entdecker aber mit 100 Reichsthalern belohnt werden. — Alle Verkäufe, Handlungen, Obli-gationen deren Widertäufferen ſint dem Man-dat An. Chr. 1693. ſollen nichtig ſeyn. —

Ich beſchließe hier dieſe Materie, die ich oh-nedem nur im Vorbeigehn berühret habe. — Noch zwey Anmerkungen wird mir indeſſen der Leſer vergönnen.

Die eine gehört dem bekannten Gottfried Arnold zu; die andere dem Verfaſſer der *Delices*. Hier ſind ſie beide. — —

I. Faſt an allen Tragödien, die mit den Wie-dertäufern in der Schweiz geſpielt worden ſind, haben die Prediger den gröſten Antheil genom-men. Im Jahre 1532. ſind ihrer viele zu Bern

erſäuft worden, weil die Prediger ſie nicht mit der Schrift überreden konnten, wiewol durch ſolche Verfolgungen ihrer nur deſto mehr wurden, welches beides einer beklaget. In ſelbem Jahre ſind ihrer zu Neukorn auch fünf hingerichtet worden. Und ſo iſt es immer fortgegangen, daß faſt alle Jahr hie und da unter den Reformirten einige, oft auch gar viele ihr Leben laſſen müſſen; und zwar meiſtentheils abermal auf Erkenntnis, Urtheil und Antreiben der Prediger ſelbſt. Alſo machtens die zu Schafhauſen, wie der gedachte Wigand, indem ſie den Rath höchlich gebeten, ſie ſollten die Wiedertäufer ſtrafen, damit ihr Regiment keinen Schaden litte. — Ein andrer rühmte Zwingeln, mit was für Mühe und Schweiß er die fanatiſche Geiſter unterdrückt und ausgejagt hätte. — Auf einer Synode beſchloſſen dergleichen Prediger: man müſſe dieſe Schelmen ſchärfer angreifen, damit andre abgeſchreckt würden. —

Alle Gelindigkeit und Beſcheidenheit, die der Civilſtand gegen ſie erwies, war ihnen verhaßt. Peter Däthen zu Genf unterſtand ſich 1577. öffentlich auf der Kanzel den Prinzen von Oranien einen Antichriſt und Gottloſen zu nennen, weil er die Wiedertäufer nicht alle verjagte. — Bern ſezte einem toleranten Geiſtli-

chen hart zu, der ſich verlauten lies, man brächte dieſe Leute ungerechterweiſe ums Leben. —

Sie ſelbſt beklagten ſich auch mit großer Bekümmernis, daß allein die Prediger blutdürſtiglich auf ihr Leib und Leben drängen, daß man ſie mit Feuer und Schwerdt verfolge und ausreute. — — Auf einem ſo genannten friedlichen Kolloquium zu Leowarden beklagte ſich Peter von Cöln, daß die Urſache ihrer Verfolgungen von den Predikanten herkomme. — — Ueberhaupt waren die Geiſtlichen heftig gegen ſie erbittert, wenn ſie nicht in ihre Predigten gehen wollten, zwangen ſie dazu mit Gewalt, legten allen denen, welche zu ihnen abfielen, einen Eid auf, daß ſie in ihre Pfarrkirche, und jährlich zweimal zum Abendmahle kommen wollten. — Siehe Arnolds Kirchen- und Kezerhiſtorie Theil II. Buch XVI. K. 21. Seite 870. *)

II. Die

*) Wie ſehr wünſchte ich, daß die Geſchichte der neueren Zeit nicht oft dies Raiſonnement beſtätigte. — Friedliebende Theologen werden nimmermehr Religionsverfolgungen anfangen, nimmermehr ſie begünſtigen. — Die geht alſo meine Bemerkung nichts an.

Aber ſtolze, unwiſſende, herrſchſüchtige Menſchen, die den würdigen Stand, den ſie ehren ſollten, ſchänden, — ſich unfehlbar dünkende

II. Die vornehmſten Lehrſäze der Wiedertäufer in der Schweiz ſind folgende:

a) Die Kinder haben keine Erbſünde, — oder, wenn man auch zugeben wollte, daß ſie damit angeſtekt wären, ſo werden ſie deswegen doch nicht verdammt, ſie wird ihnen nicht einmal zugerechnet.

b) Die wahre Kirche Jeſu auf Erden iſt bey ihnen allein anzutreffen.

c) Alle andre Kirchen liegen im Argen, und ſind Gott ein Gräuel.

d) Kein Chriſt darf einen Degen tragen, noch weniger ein obrigkeitliches Amt verwalten.

Klerici, — das ſind die Plagegeiſter aller rechtſchafnen Männer, von denen ſie an Kenntniſſen, — an Klugheit, — und an guter Aufführung überwogen werden.

Dem gütigen Geſchick ſey es verdankt, in manchen Provinzen Deutſchlands dürfen ſie nicht mehr offenbar ſchaden, — aber dann ſchmieden ſie heimlich das Eiſen. —

In Friedrichs Staaten — herrſcht Toleranz. In Berlin ſagt ein Spalding öffentlich auf der Kanzel — die Irrenden in Glaubenslehren ſind wie Kranke zu behandeln, — man muß ſie ſuchen zu heilen, aber nicht zu tödten. — Das ſagte der ehrwürdige Mann, auf dem Johannes Geiſt ruhet.

e) Auſſer den Geiſtlichen giebt es keine andre Vorgeſezte. —

f) Man darf keinen Eid ſchwören.

g) Man darf kein eignes Vermögen, noch ſonſt ein Eigenthum beſizen, ſondern man muß alles mit andern gemein haben.

„Dieſe Lehrſäze," fährt der Verfaſſer des Etat de la Suiſſe fort, „ſind nicht nur für die „geiſtliche Wohlfarth eines jeden einzelnen Un„terthanen gefährlich, ſondern ſie haben auch „einen ſchädlichen Einfluß auf die öffentliche Ru„he und Wohlſtand des Staates ſelbſt. — Be„ſonders ſind ſie in der Schweiz von den nach„theiligſten Folgen, weil dieſer Staat keine re„gulaire Armee zu ſeiner Beſchüzung hält, ſon„dern ſich mit bloſſer Miliz begnügt. — — Würde der Lehrſaz, daß kein Chriſt Waffen tragen dürfe, allgemeiner, ſo wäre am Ende wirklich zu befürchten, daß eine Geſellſchaft leidender Chriſten entſtehen möchte, — — und dies wäre ganz gewiß der Grund zum völligen Umſturz dieſer Republik.

Der Kanton Bern verhielt ſich am beſcheidenſten gegen die Wiedertäufer, und beobachtete die größeſte Mäſſigung gegen ſie. Er verbannte ſie nicht ſo wohl als Wiedertäufer, ſondern als ſolche, die er der Republik gefähr-

ſich hielte. — Dabey legte er ihnen immer die Bedingung vor, ihren Meinungen abzuſchwören, und ſodann im Lande zu bleiben, oder dieſes zu verlaſſen, und ihren Meinungen fernerhin getreu anzuhangen. — Sie wählten im Anfang gröſstentheils das leztere, — und entſagten lieber allen irrdiſchen Vortheilen, als daß ſie ſich hätten entſchlieſſen ſollen, ihre Ueberzeugungen über die wichtigſte Angelegenheiten ihres Glaubens gegen eine Handvoll von Bequemlichkeit oder andere Vorzüge umzutauſchen.

In neuern Zeiten halten ſich noch ſehr viele in dem Theile des Kanton Bern auf, welcher Emmethal heiſſet. — — Sie leben indeſſen ſo ruhig, und in ſolcher Stille, daß der Staat nicht das geringſte von ihnen zu befürchten haben wird.

Das dritte Hauptſtück.

Der Kanton Lucern.

Der Kanton Lucern hat in der Eidgenoſſenſchaft den dritten Rang. — — Er kommt ihm auch, im Grunde betrachtet, zu, wenn man ſeine Größe, — Macht, — und Anſehen in Erwägung ziehet, und wenn man ihn mit andern in Vergleichung ſtellet. — — Wenn er gleich die Breite nicht hat, welche Zürch hat, noch weniger die von Bern, ſo bleibt er doch unter allen übrigen der größeſte. — Und, da einmal, leider! Helvetien ſich nach dem Unterſchied der Religionen getheilt hat, ſo ſteht er an der Spize der katholiſchen Kantons. —

Die Grenzen.

Gegen Morgen hat er Schweiz und Zug zu Grenzen, auf den drey andern Seiten umſchlieſſet ihn Bern, außer, daß er gegen Süden zu an Unterwalden ſtöſſet, und auf der einen nördlichen Seite von den freien Aemtern umſchloſſen wird.

Das Erdreich iſt gegen Mittag zu ſehr bergicht, und der eigentliche Entſtehungsort der Alpen. — Hier iſt der Boden freilich thönigter und ſteinreicher, als auf der nördlichen Seite. — Das Beakern hält auch ungemein ſchwer. — Es iſt nichts ungewöhnliches, daß vor einem Pflug ſechs Ochſen

und zwey Pferde geſpannet ſind, und daß außer dem eigentlichen Akersmann noch zwey Perſonen erfordert werden, von denen der eine die Thiere leitet, der andre neben dem Pflug hergehet, und ſeinen Umſturz zu verhindern ſucht *).

Gegen Norden zu iſt das Erdreich ſehr fruchtbar. — An Getraide haben die Einwohner nicht nur keinen Mangel, ſondern ſind öfters auch noch im Stande, die drey benachbarten Kantonen, welche faſt jede Woche die Markttage der Hauptſtadt beſuchen, damit zu verſorgen.

Der Lucernerſee, — der den Namen der vier Waldſtädterſee trägt, weil er bey vier Kantons fließet, — geht von Südweſt zu Nordweſt, und entſteht aus dem Reußfluß, welcher unter Altorf herein, und bey Lucern wiederum herausfließet. — Er iſt ohngefähr acht Meilen lang, und drey Meilen breit, wäſſert zur Rechten und zur Linken das Erdreich, und bildet dadurch eine Art von Kreuz. — Steile, in die Höhe ragende Felſen umzäunen ihn, — und dieſe ſind der Zufluchtsort der Gemſen, Ziegen, und andrer wilden Thiere. — Dieſer See iſt gleichſam das ewige Theater der kühnen Thaten eines Wilhelm Tells, und ſeiner heldenmüthigen

*) S. Herrn Andreä Briefe. S. 89.

Landsleute, die ihrem Vaterland die Sklavenketten abnahmen *).

Außerdem ſind noch verſchiedene Seen in dieſem Kanton. Der zu Sempach, — Rotſee, — Mauenſee, — Sopperſee. — Unter den Fiſchen, die dieſe Seen enthalten, zeichnen ſich vorzüglich gewiſſe Krebſe aus, welche größer als die gewöhnlichen ſind, eine bläuliche Farbe, und das beſondre haben, daß ſie durchs Kochen nicht

*) S. den erſten Band, S. 177. ꝛc.

Ganz neuerlich hat ein neuerer Schriftſteller die ganze Geſchichte vom Tell in Zweifel gezogen. — Der Baron Zurlauben hat dagegen geſchrieben. Siehe Guillaume Tell. Brochure in 12mo. à Paris 1767.

Desgleichen vergleiche man Andreä Briefe S. 99. die allgemeine deutſche Bibliothek 3ten Bandes 1ſtes Stük S. 266. 267. und das Journal encyclopedique. Avril 1767.

Dabey mache ich einen Wunſch bekannt, den ich nicht unter die unnüzen rechne. Er iſt der. Möchte doch ein wahrer Kenner der Schaubühne dies Sujet einmal bearbeiten! Ich glaube, daß Wilhelm TELL eben ſo reichhaltigen Stof zu einem unvergleichlichen Schauſpiel darbieten würde, — als Brutus, — Kodrus, — als Göz von Berlichingen. — Freilich müßte ein Leſſing oder ein Göthe dies Süjet bearbeiten!! — — Ich ſollte glauben, daß ein ſolch Schauſpiel recht ausgebreiteten Nuzen würde ſtiften können.

roth, ſondern bräunlicht werden. – In einem kleinen Strome, Winon genannt, welcher nahe an Neudorf liegt, findet man andere, welche, wenn man ſie kocht, niemals roth werden, ſondern ſchwarz bleiben.

Die merkwürdigſten Bäder ſind zu **Emmen**, (**Rooten**) — **Meggen**, — **Luzellau**, — **Lutheren**, — **Ruswil**, — **Knutwil**, — **Farenbüel**, — **Ybenmoos**, — **Kragenbad**, — — u. ſ. w. —

Die merkwürdigſten Oerter.

Lucern.

Dieſe Stadt liegt an der nördlichen Seite des Sees, da, wo der Fluß Reuß wieder herausſtrömt. – Sie iſt wol gebauet, — groß und geräumig, hat aber nach Proportion ihrer Größe wenige Einwohner. – Der Grund der Entvölkerung liegt ſonder Zweifel darinnen, daß die Einwohner ihre fürtrefliche Lage ſo wenig nuzen, und ſich alſo auf den Handel faſt gar nicht legen. — Die wenige Baumwolle, Reis, und andre italieniſche Waaren, welche ſie nach **Baſel** und ſonſt andershin ſchiken, will im Ganzen genommen nichts ſagen.

Ehemals blühete der Handel in **Lucern** weit mehr, als izt, und da zählte man auch mehr Einwohner. — Man muß jederzeit durch dieſe Stadt,

wenn man über den Gotthard nach Italien gehen will. – Hier werden alle Waaren, welche durch Laſtthiere über die Alpen getragen werden, abgeſezt, und auf der Reuß, – Are, und Rhone ins Weltmeer hereingebracht. –

Das Alter der Stadt iſt ungewiß. – Einige ſezen ihre Erbauung ins vierte Jahrhundert herauf, und behaupten, daß ſie unter diejenigen gehöre, an denen Attila ſeine Wuth ausließ. Doch das ſind nur Muthmaßungen, und weiter nichts. – Sichrer iſt es, daß ſie, wo nicht ihren Urſprung, doch ihre völlige Wiederherſtellung dem Prieſter Wighard, einem Vetter Klodwigs des Dritten, Königs in Frankreich, zu verdanken habe, welcher gegen Ende des Jahres 695 daſelbſt eine reiche Abtey von Benediktinermönchen ſtiftete. –

Die Reuß theilt die Stadt in zwey Theile von ungleicher Größe ab. Dieſe werden vermittelſt einiger Brükken wieder zuſammen verbunden. – Es giebt vier ſolcher Brükken, welche alle bemerkt zu werden verdienen. Die mittlere, die auch allein zum Ueberfahren der Wagen eingerichtet iſt, hat eine Breite von 30 Fuß, und eine Länge etwa von 200 Fuß. – – Eine andere, welche nur für Fußgänger angelegt iſt, hat 10 Fuß in der Breite, aber 400 in der Länge. – Sie iſt bedekt, und mit kleinen Gemälden von Meglin-

zer geziert, welche, im Geſchmak des Todtentanzes zu Baſel, die allgemeine Hinfälligkeit aller Menſchen vorſtellen ſollen. Von 10 zu 10 Fuß ſind immer zwey, — und die ganze Zahl beläuft ſich mithin auf 80 ſolcher Schildereien. Die dritte Brükke iſt beträchtlicher. Sie geht der Länge nach durch die von St. Gotthard kommende, und den Lucernerſee durchflieſſende Reuß. Sie iſt 10 Fuß breit, aber 1000 Fuß lang. — Sie enthält zweihundert fürtrefliche Gemälde, welche die ehemals geſchehenen Thaten der Eidgenoſſen ihren gegenwärtigen Nachkommen predigen *). — — Noch eine vierte läuft bey dem

*) Man erlaube mir bey dieſer Gelegenheit eine Ausſchweifung. — Ich kenne faſt kein ſchnell wirkenderes Mittel, beſonders auf junge feurige Gemüther, den ächten, wahren Vaterlandsſinn, die heldenmüthige Unerſchrokenheit in Gefahren, die das Vaterland betreffen, und den edelſten Freiheitsgeiſt in freien Staaten allgemeiner zu machen, als ſolche ſinnliche in die Augen fallende Erinnerungsmethode. — Da, wie ich gleich im Text bemerken werde, dieſe Brükken zum Spazierorte der Einwohner dienen, ſo müſſen dergleichen preiswürdige Thaten, die der Jüngling, gleichſam der Natur nachgemalt, da vor ſeinen Augen hat, ſeine ganze Seele pakken, — das Feuer der Tapferkeit entzünden, — und den Patriotismus hoch in die Höhe glühen

Lucernerſee vorbey, kettet die Hauptſtadt mit der hintern Vorſtadt zuſammen, iſt an zehn Fuß

laſſen. — Solche Tempel unſterblicher Ahnen ſind öfters die unſchäzbarſten Heiligthümer, die man der Jugend nicht zeitig genug öffnen kann. —

Wir wollen Herr Zimmermann hierüber hören, — der meiſterhaft die ganze Sache folgendergeſtalt ſchildert.

Man muß ſchon in junge Seelen, ſagt er S. 343. in ſeinem Werke vom Nationalſtolze, die Liebe zum Guten, zum Schönen und zum Großen treiben; man muß ihnen die Tugend in rührenden Beiſpielen vorſtellen, damit ſie die Tugend lieben; man muß ihnen große Begriffe von ihren Fähigkeiten geben, damit ſie es wagen, tugendhaft zu ſeyn; immer durch Schilderungen mit ihnen reden; durch ſprechende Gemälde großer Thaten zu ihrem Herzen dringen, durch ſinnliche Gegenſtände ihre Leidenſchaften entzünden. Schweizern giebt man Lavaters Schweizerlieder, — und Salomon Hirfelds Blikke in die eidgenoſſiſche Geſchichte, in die Hände; dieſe werden jene Zeiten vor ihren Augen vorbeiführen, wo eine große Seele über alles galt, wo redliche Sitten eine allgemeine Achtung fanden, und heroiſche Tugenden einen allgemeinen Ruhm. — In der Jugend iſt man noch des ſchönen Feuers fähig, das in den Helden der alten Zeit gebrannt, und des edlen Wunſches,

breit, 1380 Fuß lang, und dient eigentlich nur für Fußgänger. — Sie hat gleichfalls Gemälde, aber aus der bibliſchen Geſchichte. — Alle dieſe Brükken ſind der gewöhnliche Spaziergang vieler tauſend Einwohner, und verzieren die Stadt nicht nur der fürtreflichen Lage wegen, die ſie dem Auge auf alle Seiten hin gewähren, ſondern auch durch die zahlreich umher aufgebauete Luſt- und Garten- häuſer, welche längſt dem See liegen, und neben

die Lorbeern einſt an eben dem Orte zu pflücken, wo die würdigen Urväter ſie gebrochen haben. Die Malerey edler Sitten, die Erzählung einer tugendhaften That wirkt auf der Stelle, reißt die Seele zur Bewunderung, und den Willen zur Nachahmung. — — Große Thaten aus der Geſchichte, in rührenden Schilderungen an die Herzen gedrängt, Leben ruhmwürdiger Männer, wie ſie Plutarch und Kaſpar Hirzel beſchreibt, Geßneriſche Gedichte, voll edler und unſterblicher Natur, ſind darum bey der Jugend von erſtaunender Wirkung. — Wird man denn einſt mein Leben auch beſchreiben, fragte in meiner Gegenwart mein fünfjähriger Sohn ſeine Mutter, — als ſie ihm, an ihrer ſanften Bruſt liegend, die Lebensbeſchreibungen des Plutarchs erklärte? — — —

den hohen an einander gereiheten Gebirgen nicht geringe Anmuth und Ergözen verſchaffen.

Lucern ſelbſt enthält eine ganze Menge ſehenswürdiger öffentlicher Gebäude, theils Klöſter, theils Civilgebäude. — Zu den erſteren gehöret die Kathedral- oder Kollegiatkirche des heiligen Leodegars. — Sie liegt gegen die Morgenſeite der Stadt zu, nahe am Ufer des Sees, und iſt mit vieler Pracht und äußeren Verzierungen geſchmükt. — Sie enthält viele antiquariſche Sachen von großem Werth, — unter andern ein Evanlienbuch, welches Ulrich, Freiherr von Eſchenbach, Probſt dieſer Kirche, ohngefähr 1174 hat abſchreiben laſſen. — Die Orgel, und das Glokenſpiel auf beiden Thürmen geben einen außerordentlichen Wohlklang.

Das Franziskanerkloſter iſt der Stiftung nach das älteſte. — Auf eigenes Bitten des heiligen Franziskus bauete es die Gräfinn Rothenburg, mit dem Zunamen Gutta, 1223. — Die ehrwürdigen Väter beſizen eine zahlreiche, gute Bibliothek, — in der ſich einige durch den außerordentlich prächtigen Druk auszeichnen, welche auch verſchiedene ſeltne Manuſkripte enthält. — — Die Kirchen ſind mit den Fahnen, welche die tapferen Lucerner in den verſchiedenen helvetiſchen Fehden erobert haben, ausgeſchmükt.

Das Jeſuiterkollegium, welches, wie das Franziskanerkloſter in dem untern Theile der Stadt ſteht, hat viel äußeren Pomp, und in das Auge fallende Pracht. Es mag immer zwey bis dreihundert Fuß, in die Länge gerechnet, haben. — Die Kirche deſſelben, die gegen Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts erbauet iſt, unterſcheidet ſich durch den Geſchmak in der Bauart. — Der Hauptaltar in derſelben, und die Säulen der Seitenaltäre ſind größtentheils von Marmor. — — Vor dem großen Eingang lieſet man zu einer Seite der Thüre:

S. P. Q. Lucernenſis
munificentia coeptum 1667.

und zur andern

Piorum ſubſidio et liberalitate
conditum 1673.

Schon 1574 wurden die Väter der Geſellſchaft Jeſu nach **Lucern** berufen, und ihnen die Unterweiſung der Jugend, in allen zu einem künftigen Geiſtlichen nöthigen Wiſſenſchaften, aufgetragen. — — Das Schulhaus, wo ſie den Unterricht ertheilen, ſteht dem Kollegiathaus gegenüber. Sechs Profeſſoren lehren die lateiniſche Sprache und die ſchönen Wiſſenſchaften, vier die Theologie, und zwey die Philoſophie. — Ehemals hatten die Mathematik und das kanoniſche Recht gleichfalls

ihre eigene Lehrſtühle. — Izt ſind ſie leer, und die Profeßion des kanoniſchen Rechtes iſt ſogar 1725 durch einen ausdrüklichen Befehl des Magiſtrats förmlich abgeſchafft worden *).

*) Zu allen Zeiten ſind die Jeſuiten die helleſten Köpfe geweſen, die es zugleich in Unterweiſung der Jugend ſehr weit gebracht haben. — Sie beſaſſen unter allen andern Ordensleuten die meiſte Weltkenntniß, und die ſollte doch wohl billig von einem jeden Edukator, als ein Haupterforderniß verlanget werden können. Woher kommt es, daß wir in allen Ständen ſo viel ungeſchliffene, — unerfahrne, — pedantiſche, — und ſteife Menſchen haben, — woher anders, als aus dem Mangel der Lebensart, und guter, ſchlichter Sitten, die ſie bereits als unbärtige Jünglinge lernen ſollten, zu denen ſie ſich aber nimmermehr als Männer bequemen werden. — — Da ich doch einmal ein Deutſcher bin, ſo wünſchte ich, auch dies zum Theil auf unſere deutſche Schulanſtalten angewandt zu ſehen. Ich habe große Gymnaſia in großen Städten geſehen, wo es die erlauchten Kuratoren wahrlich an keinen Koſten, und keiner Mühwaltung fehlen laſſen, die Verbeſſerung der Sitten als ein Hauptaugenmerk der Edukation zu empfehlen und zu verordnen, wo aber der lächerliche Pedantismus der meiſten Lehrer und Profeſſoren, und die große Unwiſſenheit derſelben in praktiſcher Kenntniß der Welt faſt allein und lediglich Schuld ſind, daß die Jugend eine noch ſichtba-

Das Kapuzinerkloſter, welches 1584 errichtet worden iſt, ſtehet außerhalb der Stadt. Die Bibliothek hat durch den Vater **Michael**, der als Sekretär des Ordens in Rom ſtand, an ſchönen italieniſchen Werken einen anſehnlichen Zuwachs erhalten.

rere Ruſticität, und Unhöflichkeit in der Aufführung erlangt, als ſie vielleicht aus dem Hauſe der Eltern nicht mit auf die großen Gymnaſia brachte.

Man glaube mirs, oder man glaube mirs nicht, — einem Fremden ekelt manchmal vor einem ſolchen Anblik eines ganzen jungen Menſchengeſchlechts, dem zwar freilich τυπτω, ὁ, ἡ, το, — die Rhetorik, — die regula de Tri, — die Experimentalphyſik, — die Dogmatik, — die Reichshiſtorie, u. ſ. f. ſorgfältig beigebracht werden, die aber weder durch **Lehre**, noch durch **Exempel** zu feiner menſchlicher Aufführung angewieſen werden. — Wärs hier der Ort, ſo könnte dies noch weiter in das beſondere Detail hereingeleitet werden. — Doch, — auch dieſe Anmerkung kann ein Wort ſeyn zu ſeiner Zeit. — Daß die Obrigkeit in Lucern den Profeſſor Juris auf einem Gymnaſium abſchaffte, dünkt mich, nicht unrecht zu ſeyn. — Was ſoll auch auf Schulen, wenn ſie keine akademiſche Gymnaſien ſind, ein Profeſſor Juris vtriusque? — dafür einen Profeſſor der Moral, oder einen tüchtigen Edukator angeſchafft, — — das frommet, meinem Urtheile nach mehr!! —

Die Nonnen haben gleichfalls zwey Klöſter. Das Urſulinerkloſter iſt auf einer ſchroffen Anhöhe gebauet, liefert dem Auge einen herrlichen Proſpekt, und hat auch ſonſt an innrer Architektur viel Vorzügliches.

Ich komme zu der andern Art öffentlicher Gebäude, welche keinen Ordensleuten gewidmet ſind. — —

Das Rathhaus ſteht oben an. Es liegt längſt dem Ufer des Fluſſes, und iſt ungemein antik gebauet. — Unter den mancherley Merkwürdigkeiten, welche hier aufgezeigt werden, fällt ein Rieſenſkelet ungemein auf. — Man fand 1577 die Knochen deſſelben nahe bey einem Dorf, Reiden genannt, unter einem alten Eichbaum. Felix Plater, der große Arzt und berühmte Anatom in Baſel, unterſuchte ſie mit kritiſchem Auge, und fand, daß ſie alle mögliche Proportion zu einem ganzen Skelet hatten, und urtheilte, daß der Rieſe neunzehn Fuß hoch geweſen ſeyn müſſe. Er gab überdem einem gewiſſen Maler den Abriß von dem ganzen Körper, der dann ein förmliches Gemälde verfertigte. Es hänget in dem großen Rathsſaal, und hat folgende Inſchrift:

Deli-

Delineatio Sceleti gigantis, cuius oſſium portiones aliquot, veluti femoris, tibiae, ſcapularum, vertebrarum, oſſis ſacri, coccygis nauicularis, coſtarum caluariaeque fragmenta, pollicis quoque ſecundum os, atque calx, mala item integra fere (e quibus et tamquam illis, quae in homine longe aliter quam caeteris animantibus formata ſint, humani corporis haec oſſa fuiſſe, praecipue indicium deſumptum fuit,) in ditione Lucernatum Heluetiae, iuxta vicum Reyden, quercu antiqua dejecta, ſub illa inuenta, Senatuique Lucernenſi transmiſſa, et ad horum dimenſionem reliqua totius Sceleti oſſa, quae vt aberant, nec non abſoluta erant a *Felice Platero*, Ordinario Baſileenſi, ad imitationem veri Sceleti delineata, atque a *Joanne Bock*, Pictore Baſileenſi, depicta, illuſtriſſimoque Senatui Lucernenſi praeſentata fuerunt. Anno ſalutis 1584. Julio menſe *).

*) Es iſt eben der Felix Plater, deſſen Herbarium ſo viel Aufſehen machte. Bereits der alte Montagne beſahe, und fand es ſchön. — Siehe ſeine im Jahr 1580 gethane Reiſen. Nach der 1777 bey Hendel in Halle herausgekommenen Ausgabe im erſten Theil, S. 144. —

* * *

Das **Archiv** iſt auf der einen Seite des Rahthauſes.

Das Zeughaus iſt wohl beſezt. — Man zeigt in demſelben das ganze Waffengeräthe **Leopolds**, Herzogs von Oeſterreich, der in der Schlacht bey Sempach ſein Leben verlor, und verſchiedene Fahnen und gemachte Beute von dem burgundiſchen Heere. Die eine hat die berüchtigte Inſchrift, welche Karl der Kühne machte:

Die habe ich erobert.

Man bewahrt auch noch einen großen ſeidenen Strik auf, beinahe ſo lang, wie ein gewöhnliches Tauſeil, an welchem der eben gedachte Karl der Kühne die in der Schlacht bey Granſon gefangen genommene Schweizer aufhängen, und ſie im See zu Neuchatel erſäufen laſſen wollte *). —

Vermuthlich erinnert ſich dieſer oder jener der Leſer folgendes Eräugniſſes, welches ihm wiederfahren ſeyn ſoll. — —

Einſt ſah er des Abends beim Mondenſchein ein Skelet auf ſich loskommen. Darüber erſchrak er ſo außerordentlich, daß er nicht lange drauf ſeinen Geiſt aufgab.

Siehe das in der Weygandſchen Buchhandlung 1777 herausgekommne ſchöne Werk von den Ahndungen und Viſionen.

*) Siehe den erſten Band über das Intereſſanteſte der Schweiz, S. 203.

Der Waſſerthurm trägt das Siegel eines grauen Alterthums, ſo zu reden, an der Stirne. — Er ſteht mitten in dem Orte, wo die Reuß aus dem See ſtrömet, ganz nahe bey der Pfarrkirche. — Einſt ſoll er zum Pharus, und zur Leuchte für die in der See wankende Schiffe gedient, ja ſelbſt Lucern ſoll daher ſeinen Namen und Urſprung genommen haben. Er hält den großen Schaz und die Hauptflagge in Verwahrung, welche Pabſt Sixtus der Vierte der Stadt, zur Belohnung ihrer ihm geleiſteten Dienſte, ſchenkte. — Das große Inſiegel der Republik, das goldene Pettſchaft des Herzogs Karl, ſein Ring, und noch andre entriſſene Beute wird gleichfalls hier aufbehalten.

Andre Gebäude, z. B. die Münze, das große Hoſpital, — die Magazine, u. ſ. f. will ich mit Stillſchweigen übergehen.

Das Kabinet des Herrn Karl Nikolaus Lang, eines berühmten Arztes und Rathsherren, iſt indeſſen merkwürdig. Es hat viel ſchöne Naturalien. — In einem der angeſehenſten Häuſer in Lucern befindet ſich ein ſogenannter Drachenſtein, eine der größten Seltenheiten der Natur, die man finden kann. — In der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts ſoll ihn, — wie die Fabel ſagt, — ein Bauer gefunden haben, als er eben eine Wieſe

abmähete. — Er ſahe nämlich einen fliegenden gräulichen Drachen, — da fiel er, wie es denn natürlich war, in Ohnmacht, von der er ſich nach einer halben Stunde wieder erholte, und darauf eine große Menge Drachenblut, und in demſelben einen anſehnlichen Stein erblikte, — den er sammlete. — — Er blieb bis auf Kindeskind in ſeinem Hauſe, und kam endlich in die Hände eines Bürgers in Lucern. Er ſoll härter als Marmor ſeyn, und kein Eiſen durchdringen können. Er iſt rund, faſt wie eine Kugel, — und hat drey Felder, von denen zwey braun ausſehen, oder eine Farbe haben, die ins ſchwärzliche fällt, und doch noch immer etwas ähnliches mit der rothen hat, und das dritte, ſo in der Mitte liegt, mehr weiß iſt, und an das Gelbliche grenzt. — Er wiegt ohngefähr neun Unzen. — — So ſoll er auch verſchiedene Krankheiten, die Peſt, den Blutfluß bey Menſchen und Thieren, und andre körperliche Uebel mehr heilen können. — — Dies bleibt mir immer unwahrſcheinlich; — kein eigentlicher Drachenſtein kann es nicht ſeyn, — — weil Drachen und Hexen Chimären ſind. — — —

Die kirchliche Regierung der Lucerner hängt vom Biſchof zu Koſtniz ab, obgleich auch die päbſtlichen Nuntii einiges Anſehn haben. — Dies Anſehn haben ſie erſt ſeit kurzer Zeit. Denn

wenn auch der heilige Vater in Rom von Zeit zu Zeit ſeine Legaten in die Schweiz ſchikte, ſo war doch ihr eigentliches Geſchäft mehr die Beſorgung gewiſſer angewieſenen Verrichtungen, nach deren Endigung ſie wieder nach Rom zurükkehrten. — Ueberdem wohnten ſie auch bald in Zürch, — bald in Lucern, — bald in Baſel, u. ſ. f. Erſt am Ende des ſechszehnten Jahrhunderts entſchloß ſich, auf Bitten des heiligen Karl Boromäus, der Stuhl zu Rom, einen Nuntius in der Schweiz zu halten, der gewöhnlicherweiſe in der Stadt Lucern ſeinen Siz haben ſollte. — Ueber dieſe Ehre dürfen nun die Lucerner gar nicht ſtolz ſeyn, da ſie dagegen faſt unaufhörliche Fehden und Streitigkeiten über ihre Freiheiten, Rechte, und andre Privilegien führen müſſen, die ihre Vorfahren auf ſie gebracht haben. Man darf eben nicht ſo weit in die entfernten Zeiten zurükgehen, um die Wahrheit des eben angeführten Sazes zu beſtätigen. Der Nuntius Caraccioli trug genug zum Unglük bey, das der Staat 1712 erfahren mußte. Die obrigkeitliche Perſonen fanden das ſo unbillig, daß ſie davon an den Pabſt appellirten. — Der Nuntius hielt ſich alſo des Nachts außerhalb der Stadt auf. Der Kardinal Paſſionei lebte neun Jahr hernach. — Er erregte die berüchtigten Zänkereien, welche zwiſchen Rom und der

Republik 1725 entſtanden. – Der Kanton blieb ſtandhaft auf ſeiner Meinung, widerſezte ſich drey Jahre lang den Eingriffen des Pabſtes, und er-erwekte zulezt erſt einen häufigen Thränenſtrom des heiligen Vaters, – hernach, da er ausgeweint hatte, einen Bannſtrahl nach dem andern. Zum Glük verſtand damals der Kanton ſchon die Kunſt, den Donner vom Stuhl zu Rom her zu verachten, und zu belachen. — — — Zwey andre Zwiſtigkeiten, die eine mit dem Nuntius Acciajuoli, die andre mit dem Nuntius Buffalini will ich nicht einmal erwähnen, um mir nicht die Zeit, die ich andern Betrachtungen gewidmet habe, zu rauben. – –

Es läſſet ſich hiebey die allgemeine Anmerkung machen. – Die römiſch-katholiſchen Schweizer fahren immer weiter fort, ſich dem Joche des römiſchen Stuhles zu entziehen, und den Stolz des heiligen Vaters gering zu ſchäzen. – Die Pachtzins, die der Vater in Rom von ihnen auf eine ſo übermäßige Art fordert, wird ihnen nachgerade immer unerträglicher, und es muß allerdings ihrer natürlichen Ehrbegierde ſehr ſchmerzen, daß ſie ſo ganz und gar von allen Würden und geiſtlichen Ehrenämtern ausgeſchloſſen ſind, und nur erſt einen gebornen Schweizer, den Kardinal Schiner, zur Kardinalsehre erhoben geſehen haben. –

Noch immer ſcheint in Rom das Principium allgemein zu ſeyn, daß dies Volk Ehre genug erhalte, wenn es die Pantoffeln des Pabſtes bewahren darf, und die Koſt verzehren kann, die aus ſeinem eigenen Lande in weit größerem Maaße erpreſſet wird.

Die weltliche Regierung in Lucern hängt von dem Kloſter, welches *Monaſterium Luciariae* heiſſet, ab, und hat ihm auch ſeinen blühenden Wohlſtand zuzuſchreiben. – Dies Kloſter kam durch eine förmliche Donation **Pipins** an die berühmte Abtey von Mourbach im Elſaß. – Die Stadt blieb bis 1291 unter dieſer Bothmäßigkeit, – in welchem ſie der Abt Falkenſtein, nebſt der Herrſchaft Gebwilers und einigen andern, ihm auf Wechſel verſezten Domainengütern, dem Kaiſer Rudolph verkaufte. – Während der Feindſeligkeiten des Hauſes Oeſterreich mit den **drey** Kantons Uri, Schweiz und Unterwalden diente Lucern den Oeſterreichern zum Waffenplaz. – Daher wagten dieſe drey Kantons auch verſchiedene Streifereien in das Land herein. – Sie flehten um Schuz, – fanden aber ſo wenig Beiſtand, daß ſie ſich endlich 1332 entſchloſſen, dem eidgenoſſiſchen Bunde beizutreten.

Die Regierung der Stadt iſt **ariſtokratiſch**, – und alle Gewalt hängt vom hohen Rathe ab, der aus 100 Gliedern beſtehet, wenn

man nämlich den kleineren, aus 36 Gliedern beſtehenden Rath mit darunter begreift. — —

Der kleine Rath iſt alt; — er exiſtirte ſchon unter den Aebten von Mourbach, und mußte dazumal die Policey und die Rechte der Bürgerſchaft in Obacht haben. Er beſizt Freiheiten, die von dem großen Rathe gänzlich unabhängig ſind, z. B. die Ertheilung aller geiſtlichen Aemter, u. ſ. f. Stöſſet ihm etwa eine Sache vor, die er zu entſcheiden nicht berechtigt iſt, ſo beruft er den großen Rath zuſammen. Dies geſchieht gleichfalls ſo oft, als ein Bürger, oder ein bloßer Unterthan appelliret. — Er kann Geſeze machen, entſcheidet alle Kriminaluntersuchungen, beſtimmt die Geſandſchaften, und präſidirt bey allen Handlungsgeſellſchaften. — Aber bey Errichtung neuer Bündniſſe, — bey neuen Auflagen, — beim An- oder beim Verkauf gewiſſer Ländereien, bey Kriegs- und Friedensſchlüſſen muß er die ganze Bürgerſchaft um ihre rathgebende Meinung befragen. Man kann alſo in gewiſſem Sinn ſagen, daß die Regierung Ariſto-Demokratiſch ſey.

Außer dieſem Rathe giebt es noch

1) Eine Rechenkammer, vor welcher die Amtleute, und Landvögte ihre Rechnung ablegen.

2) Eine Civilkammer, unter deren Juriſdiktion beſonders die Angelegenheiten des Landes ſtehen.

a) Der Weiber ein- und zugebrachtes Gut, die Verſicherung, Verpfändung und Veräuſſerung deſſelben.

b) Alle Vormundsſachen.

c) Ertheilung der Mannrechten und der Erlaubniß, erheirathetes und ererbtes Gut aus dem Lande wegzuziehen.

d) Die Aufſicht auf der verſchollenen Leute Haab und Gut, und die Erlaubniß, dieſe Güter nach Verlauf von 25 Jahren unter des Verſchollenen Erben zu vertheilen.

e) Alle Heimathsſtreitigkeiten, wann eine Gemeinde jemanden nicht für Bürger oder Gemeindsgenoß erkennen will.

3) Das ſogenannte Neunergericht, welches aus dem alten Schultheiß, — aus drey der oberſten alten Räthe, drey vom großen Rathe, und zwey von der Gemeinde beſtehet. — Fried und Fehde, und ſonſt allerley andre Freveltha-thaten gehören hievor; — man kann von dieſem Gerichte nicht appelliren.

4) Das Stadtgericht, welches aus dem Richter, dem Statthalter, drey Gliedern des kleinen und zwey des großen Rathes zuſam-

mengeſezt iſt. — **Schuld- und Erb-Sachen** werden hier vorgenommen. — Man kann hievon an den Rath, und von dieſem an den Rath und die Hundert appelliren. — —

Die Vornehmſten im Staate ſind die **Schultheiſſen**. Sie präſidiren Jahr aus Jahr ein, ein jeder wechſelsweiſe in dem doppelten Rathe. — Doch beſizen ſie ihre Bedienungen nicht ſo, wie in Bern, auf ihre ganze Lebenszeit, ſondern der doppelte Rath iſt berechtigt, alle zwey Jahre einen neuen Schultheiß zu erwählen. — Nach ihnen folgen die Statthalter, welche ſich, in Abweſenheit beider Schultheiſſe, ihren Amtsverrichtungen unterziehen müſſen.

Im Kriege bedienen ſich die Lucerner zwey ſilberner kleiner Hörner, von denen ſie vorgeben, daß ſie ihnen Karl der **Große** geſchenkt hätte, und die ihnen in einem Kriege gegen die Sarazenen gute Dienſte gethan haben ſollen. — Dieſer Monarch gab ihnen noch mehrere Freiheiten. —

Der Kanton Lucern wird in funfzehn Vogteien abgetheilt, von denen ſechs unter der Jurisdiktion des kleinen, und neun unter der Jurisdiktion des großen Rathes ſtehen. Jene heiſſen Willisau, — Rothenburg, — Entlibuch, — Rußwil, Münſter, — Merenſchwand. Dieſe, —

Wykon, — Sempach, Büron, Habsburg, Weggis, u. ſ. f.

Willisau.

Eine kleine, artige Stadt, in einem Thale, welche überall mit Bergen umzäumet wird. Ein ſchwacher Strom, die Wiger, flieſſet daſelbſt durch, und geht von da nach Zoffingen. Sie hatte ehedem ihre eigene Grafen, welche ſehr alte Ahnen zählen können; in der Folge kam ſie an die Grafen von Valingin. Die Engländer, die 1374 einen Theil der Schweiz in Beſiz genommen hatten, hielten ſich in der Gegend dieſer Stadt herum auf; — verlieſſen ſie aber, als ihre Armee, welche 3000 Mann ſtark war, von 300 Lucernern zurükgeſchlagen wurde, und zerſtörten vorher die Stadt. — Zwölf Jahr drauf baueten es die Berner wieder aus ſeiner Aſche in die Höhe.

Wilhelm von Arburg verkaufte es 1407 im Namen ſeiner Gemahlinn Maha, Gräfinn von Valingin, der Stadt Lucern. — Der Landvogt, der alle vier Jahre umwechſelt, wohnet auf dem auſſerhalb der Stadt auf einem Felſen gelegenen Schloß.

Ehedem war dieſe Grafſchaft gleichſam der Sammelplaz des Adels. — Man weiß aus der Geſchichte, daß mehr als funfzig alte adeliche

Familien hieſelbſt ihre Herrſchaften und Ländereien hatten. — Sonſt war auch ein Nonnenkloſter darinnen, welches **Eberſek** (pura vallis) genannt wurde, — das die Edlen von Fisbach und von Palm geſtiftet hatten, welches man aber am Ende des ſechszehnten Jahrhunderts mit dem zu Rathouſen verband. — Izt iſt nur noch das Ciſterzienſerkloſter vorhanden, welches 1194 geſtiftet, von dem engliſchen General Couci verbrannt, und in neuern Zeiten prächtig wieder in die Höhe gebauet worden iſt. Es hat eine ausgeſuchte Bibliothek, und ein fürtrefliches Münzkabinet, welches Robert **Balthaſar**, der lezte Prälat, zuſammen geſammlet hat. — Der Prälat zu St. Urban hat in Bern, — Lucern und Solothurn das Bürgerrecht. So oft ein neuer gewählt wird, muß er es in Perſon in dieſen Städten erneuern, wobey es dann an Pomp und Pracht nicht fehlet. — Dies Bürgerrecht entnimmt ihn indeſſen keinesweges der Oberherrſchaft, die die Stadt Lucern über ihn hat, — der er unausgeſezt jährliche Rechnung von ſeinem Amte ablegen muß.

Rothenburg.

War ſonſt die Haupt- und Reſidenzſtadt der Grafen dieſes Namens. Gutta, die Stifterinn des Franziskanerkloſters, war die lezte aus dieſem

Hauſe. Sie ſtarb 1233. — Im Jahr 1385 brach eine öffentliche Empörung aus. Der mit den Statthaltern aus dieſem Hauſe unzufriedene lucerniſche Pöbel gieng, wider Wiſſen und Willen des Magiſtrats, wütend auf Rothenburg los, — zerſtörte das Schloß, — und ſchleifte die Mauern der Stadt, ohne jedoch jemanden an ſeinem Leben, oder an ſeinen Gütern zu verlezen. — Zehn Jahre drauf kaufte die Republik Lucern die ganze Gegend dem Herrmann von Grünenberg ab, dem ſie die öſterreichſchen Herzoge verkauft hatten. — Izt bleibt ſie allemal eine artige Feſtung. — Die Brükke iſt 1716 gebauet, und würde den Römern keine Schande machen. Sie iſt halb von Stein, halb von Holz, — 120 Fuß lang, 25 Fuß breit, und 110 Fuß hoch.

Entlibuch.

Dies macht faſt den wichtigſten Theil des lucerniſchen Gebietes aus. — Es hat ſeinen Namen von dem beträchtlichſten der ſieben Dörfer, die unter dieſen Sprengel gehören, und dies Dorf hat ihn von einem kleinen Fluß, Entlen genannt, erhalten. Peter von Torrenberg verkaufte es im Namen ſeiner Herren, der Herzoge von Oeſterreich, im Jahre 1395 der Stadt Lucern. Dieſer Fluß führt Gold- und Silberkörner bey ſich, und

bringt dadurch den Einwohnern nicht geringen Vortheil. Die fetten Weiden, und der fruchtbare Boden trägt gleichfalls zum Wohlſtande der Landleute bey. — Sonſt bearbeitete man hier Eiſengruben, — man hat es aber izt unterlaſſen, weil die Arbeit nicht die Koſten belohnet. — So flieſſen auch in verſchiedenen Gegenden Mineralwaſſer, — und aus dem, was zu **Farenbuel** flieſſet, hat man ſogar ein Bad gemacht.

Münſter.

Dieſe Landvogtey hat ihren Namen von der alten und ſchönen Burg, das **Münſter** genannt, das der berühmten Kollegiatkirche ihren Urſprung gegeben hat, welche Bero im **neunten** Jahrhunderte ſtiftete, und deren Einkünfte einer ſeiner Nachkommen, Graf **Ulrich**, gleichfalls aus dem Hauſe Lensburg, 1036 anſehnlich vermehrte. — Sonſt gehörten ihr nicht nur viele Herrſchaften und Domainengüter in den Kantons Bern, — Lucern, Schweiz und Unterwalden, ſondern auch im Sundgau, Brisgau, ja ſogar im **Elſaß**. — Dies alles konnte aber das mannichfache Unglük nicht vergüten, das ihr theils ihre innre Verfaſſung, theils der benachbarte aufblühende Kanton Schweiz zuzog.

Dies Kollegium hat verſchiedene große Männer, beſonders berühmte Geſchichtkundige, einer

Heinrich Gundelſinger, — Joſt von Silinon, Biſchof zu Wallis und Adminiſtrator des Biſchofthums von Grenoble, — und den Kanonikus *Helia Helie de Louffen* gezogen. Der leztere ließ noch in ſeinem achtzigſten Jahre zwey Werke druken, das *Mamotrepton*, oder *Dictionarium vocabulorum difficiliorum in Bibliis*, — und zwey Jahre drauf das Speculum vitae humanae.

Das Grab eines gewiſſen Kanonikus kann ich nicht ganz mit Stillſchweigen übergehen. Er hieß Johann Baldek, war Abt in Kilchberg, und ſtarb 1348, der Sage nach, in ſeinem hundert und ſechs und achtzigſten Jahre. — In ſeinen betagten Jahren ſollen ihm alle Zähne ausgefallen, und wieder neue gewachſen, und ſeine ſonſt grauen Haare ſollen ſchwarz geworden ſeyn. Auf dem Grabe ſteht folgende Inſchrift:

„De Kilchberg canus, edentatusque Decanus“
„Rurſum dentenſcit, nigreſcit, hic requieſcit.“

Habsburg.

Das Schloß, deſſen Ruinen man noch ſehen kann, diente den Grafen von Habsburg zum Aufenthalt; beſonders bewohnte es Rudolph, der ſich hernach bis zur Kaiſerwürde emporſchwung, am häufigſten. — Die drey Kantone hatten ihn, während dem unruhigen *Interregnum* zu ihrem

Protector gewählt. — Im Jahre 1352 eroberten es die Eidgenoſſen, und verbrannten es, nachdem es eine Belagerung von zehn Tagen ausgeſtanden hatte. — Geraume Zeit nachher kaufte Lucern von einem ſeiner Bürger, Heinzmann von Hanwil, das Eigenthumsrecht über dieſe Gegend. Das warme mineraliſche Bad daſelbſt iſt wider die Gicht und wider andre Nervenkrankheiten ſehr heilſam.

Weggis.

In dieſer Diöces liegt oben auf einem ſteilen Berge ein mineraliſches Bad, welches Alaun, Schwefel, und Kupfer mit ſich führet. — Sonſt war es in groſſem Anſehn, izt haben es aber die herabgefallenen Steine und Felſenſtüke faſt ganz verwüſtet. — Noch etwas höher iſt ein bekanntes kaltes Bad, welches gegen verſchiedene Krankheiten hilft. Man kann ſich gewöhnlicherweiſe zwey bis dreimal in daſſelbe hineintauchen, ohne die Kleider auszuziehn, welche man auf dem Leibe troken werden läſſet. Das Waſſer ſelbſt iſt unglaublich kalt. —

Der Pilatusberg.

Ich hätte viel zu thun, wenn ich vom Pilatusberg und vom Pilatusſee alles das nachſagen und nachſchreiben wollte, was ſo viele Generatio-

nen von Menſchen hindurch von beiden geſagt, geſchrieben, und — gelogen geworden iſt. Ich werde nur einige Data liefern. —

Gegen Abend zu, erhebt er ſich vom Lucernerſee an, erſtrekt ſich in einer vierzehn Meilen laufenden Kette von Bergen von Norden gegen Süden, bis in den Kanton Bern hinein. — — Von einigen erhält er den Namen Fracmund, (fractus Mons) — andre nennen ihn *Mons Pileatus*, weil das Gewölke ſeinen Gipfel faſt beſtändig einhüllt, und er dadurch die Form eines Hutes bekommt.

Wie ſchön beſchreibt ihn der Verfaſſer der Schweizerbriefe, S. 95. Sehen Sie, mein Herr, zuerſt den ſtolzen Pilatusberg an, welcher da, an dem rechten Ufer des Sees, der 130 Klaſtern tief ſeyn ſoll, ſtehet, und als König ihn zu beherrſchen ſcheinet. — Ein Berg, von deſſen Gipfel ganze Reihen Berge, gegen den See zu, herablaufen; — der nicht einen, ſondern verſchiedene Wälder auf ſeinem Nakken trägt, gegen ſeinen Fuß aber die ſchönſten Wieſen, und die fruchtbarſten Aekker zeiget. — — O! ſehen Sie, von jener Seite her, ſeinen ſägenförmigen Rükken! Aber jedweder Zahn dieſer Säge, übertrift er nicht an Größe den größeſten

Akker? — Gegen ſeine zwey hōchſte Gipfel zu, die ohne alles Gebūſche, ganz nakkend und ſcharf zugeſpizt ſind, entdekt man Thāler, — āhnliche Vertiefungen und Klūfte, und in denſelben ſchon izo Schnee. *) — Aber, wo ſind nun dieſe ſtolzen Gipfel, die ſich noch dieſen Augenblick mir zeigten? — Undurchſehliche Wolken haben ſie umſchleiert; — und izt wieder ſenken ſich dieſe. — Das zwiefache Haupt des Berges ſcheinet ſie zu durchſpieſſen; — nun ſchwimmet, wo ich recht ſehe, ſeine ganze obere Hālfte in dem ſchwebenden Meere der ſchlūpfrigen Dūnſte; — und ſiehe, unmerklich verdūnnet ſich dieſes tāuſchende Kunſtmeer, es zerrinnet, und der Pilatus, in ſeinem ganzen Umfange, und in ſeiner ganzen Majeſtāt, iſt wieder ſichtbar. — — —

Der Pilatusſee liegt nicht auf der Spize des Berges, ſondern unten bey Brundlen in einem Fichtenwald, in welchem der hōchſte Baum 80 Klaftern niedriger iſt, als der Gipfel des Berges. — Faſt bis ans Ende des ſechszehnten Jahrhunderts, erzāhlte man eine gewaltige Menge Māhrchen von

*) Herr Andreā ſahe ihn im September.

dieſem Berge, z. B. Pilatus ſollte ſich hereingeſtürzt haben, — wenn man etwas hereinwürfe, es ſey nun Holz oder ein Stein, ſo errege dieſes ein fürchterliches Ungewitter, und große Verwüſtungen in der ganzen Gegend herum: — daher durfte auch Niemand, ohne beſondere Erlaubniß des Magiſtrats in Lucern, auf den Berg ſteigen, und den See beſehen, noch weniger etwas hereinwerfen. —

Der See ſelbſt hat 138 Fuß im Umkreis, und iſt ſo tief, daß man bis izt noch keinen Grund hat finden können. Das Waſſer iſt ungemein ſtill, und hat eine ins ſchwarze fallende Farbe. — Es hat nicht den geringſten Zweifel, daß auf dieſem See alle Gewitter entſtehen. — Sie fangen mit einigen kleinen Dünſten an, welche gegen den nächſten Felſen emporſteigen. — Zuweilen erheben ſie ſich hoch über das Gebirge, und löſen ſich in der Luft auf; — größtentheils erhalten ſie ſich aber zwiſchen den Steinklippen, wachſen zuſehends, fallen in ſchwarzen Wolken herab, und verurſachen das ſchauervolleſte Ungewitter.

Zwiſchen dem Oberalp und Widerfeld trifft man die ſeltenſten und ſchönſten Blumen an. Unter Widerfeld liegt noch ein andrer kleiner See. Ganz nahe dabey quillet ein kleiner Strom hervor,

in welchem man Goldſtaub und Goldſteine gefunden hat. — Caſtelen iſt wegen der vielen Verſteinerungen der merkwürdigſte Theil des Pilatusbergs. Da erheben ſich ganze Gebirge von Meerſchneken. —

Unter der Meierey Tomlishorn liegt die Höhle, welche queer das Gebirge durchgeht, und von den Einwohnern Monloch genannt wird. — Oben auf den Gipfel ſoll, während dreier Tage des Vollmondes, eine Art feines Schaumes herunterfallen, welcher ſich in weiſſes Waſſer verwandelt. — Die Bewohner nennen es Monmilch, und halten es für ein Heilungsmittel vieler Krankheiten; manche gebrauchen dieſe Mondmilch ſogar als eine Univerſalmedicin. — Am andern Ende der Höhle ſieht man eine Statüe, der man den Namen Dominikus gegeben hat. Sie iſt von weiſſen Steinen, und hat etwa dreiſſig Fuß in der Höhe. — Das Erdreich iſt faſt hundert Klaftern tief eingeſtürzt; — daher iſt der Zugang zu derſelben unmöglich. Indeſſen unterſcheidet man doch ganz deutlich, daß es ein Menſch iſt, — der mit kreuzweis in einander geſchlungenen Beinen da ſizt, mit dem Kopfe in der Hand ſich auf ſeinen Ellenbogen ſtüzet, und die Höhle zu bewachen ſcheinet.

Ueberhaupt iſt auf dem Gebirge die fetteſte Weide, — es enthält herrliche Kräuter, die durch ihre heilſame Kraft für Menſchen und Vieh auſſerordentlichen Nuzen ſtiften. — Je höher man ſteigt, je beſſer findet man ſie. — Auch der Liebhaber der Jagd erhält Befriedigung ſeiner Wünſche. —

Surſee und Sempach.

Dieſe zwey Städte liegen am Ufer des Sempacher Sees, der beinahe in der Mitte des Kantons, zwey Meilen lang, und eine halbe Meile breit iſt. — — Sempach gehörte ehedem der adelichen Familie gleiches Namens, und kam, nachdem ſie ausgeſtorben waren, durch das Erbſchaftsrecht an das Haus Habsburg. Darauf nahmen es die Lucerner in ihren Schuz, weil ſie mit demſelben gemeinſchaftliches Bürgerrecht hatten. — Dies war indeſſen der Grund der bekannten Schlacht bey Sempach. — Herzog Leopold, der ſein Heer ſelbſt anführte, verlor zweitauſend ſeiner Mannſchaft, und ſein Leben. — Unter den Todten zählte man 676 Edelleute aus den berühmteſten deutſchen und argauiſchen Häuſern, unter andern 350 mit Helm und Haube. — Auf dem Schlachtfeld, und, wie einige verſichern,

gerade an dem Ort, wo Leopold ſein Leben ein büſſete, iſt eine Kapelle erbauet, und in derſelben die Namen der gebliebenen Helden eingeſchrieben. Folgende Innſchrift findet man von dieſer für die Schweizer unvergeßlichen Schlacht:

Ab ortu Chriſti transactis mille annis et trecentis,
Quinis ſimul octaginta plene completis
Anno quoque poſteriori Julii ſeptimo idus luce quoque lunae
Peremit gladio Lucern, Schwyz, Ury et Unterwalden
Lupoldum nobilem cum ſuis Auſtriae ducem.

Noch bis izt feiern ſie jährlich den Tag, der ihnen ihre Freiheit wieder befeſtigte. — Siehe den erſten Band, S. 334.

* * *

Surſee iſt ein artiges Städtgen, welches durch verſchiedene Fontänen, und durch ſeine zierliche Bauart ſehr gut in das Auge fällt. Das Rathhaus hat einen Audienzſaal, welcher ganz von Eichenholz iſt, und an dem man keinen Nagel, auch keine andere Befeſtigung und Zuſammenhängung gewahr wird.

Surſee kam von dem Hauſe Kiburg durch Erbſchaft an das Haus Habsburg. — — Die Lucerner belagerten es 1415, und darauf mußte es ſich auf Kapitulation ergeben.

Beide Städte genieſſen herrliche Vorrechte; — ſie hängen von keinem Landvogte, ſondern unmittelbar von dem Kanton Lucern ab. — Sie haben ihren eigenen Schultheiſſen, — ihre Polizey und ihren Rath. — Dieſe Schultheiſſen müſſen indeſſen jährlich einmal nach Lucern kommen, und der Republik ihre Unterthänigkeit beweiſen.

Gerisau.

Ein ſonſt ſehr unwichtiger Ort, der ſich lediglich durch eine Feſtung bekannt macht, welche zwiſchen dem Kanton Lucern und Schweiz liegt, und ſeit undenklichen Zeiten einen beinahe ganz unabhängigen Staat ausmacht. — Die vier benachbarten Kantons haben weiter nichts über ihn, als die Hoheit. — Nach Originalakten vom Jahre 1359 ſchloſſen dieſe vier Kantons mit den Bürgern von Gerisau einen förmlichen Bund, behandelten ſie als ihnen völlig gleich, und nahmen ſie in die Eidgenoſſenſchaft auf. — —

Herr Andreä bemerkt S. 97. daß dieſe kleine Herrſchaft allein an 250 Sannhöfe haben ſoll. — Dies würde, im Durchſchnitt gerechnet, jeden zu 25 Stük Kühe, 6250 Kühe ausmachen. — Viele von dieſen Sannhöfen ſollen an den Gerisauerbergen gleichſam nur hängen, und durch ihre Lage einen angenehmen ſeltſamen Proſpekt hervorbringen. — Aus dieſer Bemerkung ergiebt ſich von ſelbſt, daß der gröſſeſte Theil dieſer Berg-Wieſe ſey. — — —

Das vierte Hauptſtück.

Der Kanton Uri.

Seine Lage.

Gegen Mittag zu umgrenzen ihn italiäniſche Aemter, — gegen Morgen Graubündten und Glaris, — gegen Mitternacht Schweiz und ein Theil des Sees, und gegen Abend der Kanton Unterwalden, und das Haslilanð, welches einen Theil von Bern ausmacht.

Allgemeine Bemerkung.

Dieſer Kanton iſt unter den kleinen Kantonen, die in bloßen Dörfern und kleinen Burgen wohnen, der erſte, — aber auch gerade der, den man das Behältniß des Helvetiſchen Muths in alten und neuen Zeiten nennen könnte. — Seine Einwohner ſtammen von den alten Thuriskern her, welche zu Cäſars Zeiten den andern Helvetiern Muth machten, nach Italien zu gehen, und dies Land, welches an Wein, und ſchönen Früchten einen Ueberfluß hatte, zu erobern. — Sie waren unter den celtiſchen Galliern, ſogar aus dem Kanton Zürch die erſten, welche dieſen merkwürdigen Zug unternahmen, und über die Alpen zu gehen ſich unterſtanden.

Wenn der Name der alten Tauriſker von Taurus (Taureau) herkommt, ſo leidet der Name der neueren Einwohner eben dieſelbe Ableitung. — Denn Taureau heiſſet im Deutſchen ein Urochs, und in der Sprache der Schweizer wird ein ſolcher Ochſe Uren genannt. — Dies kriegeriſche, muthige Volk hat daher im Kriege noch immer ein großes Horn, und der, welcher es bläſet, heiſſet der Stier von Uri.

* * *

Die merkwürdigſten Oerter ſind Altdorf, — Seedorff, Fluelen, Burylen, Urſeren, u.ſ.f. — Ich will von einem jeden das Angenehmſte ſagen.

Altdorf.

Dieſer Ort liegt am Fuß eines ſteilen Felſen, wird von allen Seiten her von Gebirgen umſchloſſen, und bekommt dadurch eine wirklich fürchterliche Lage. Andreä nennt es ſehr ſcharfſinnig den Vorhof des Gotthards, der über alle Berge Europens ſein Haupt empor hält.

Die Bauart iſt, wenn ich mich dieſes Ausdruks bedienen darf, ſehr ökonomiſch. — Die Häuſer ſind artig und nett gebauet; — ſie haben ſtark hervorragende, aber deſto flächere Dächer. — Sie ſind faſt alle mit Schindeln bedekt, welche

von drey bis drey Fuß mit ſchmalen Latten, und dieſe hinwiedrum mit Steinen belegt ſind. — Dieſe Steine müſſen zum Theil über **einen** Zentner ſchwer wiegen, damit ſie der Gewalt der wütenden Orkane widerſtehen können.

Sie hat ſechs heilige Gebäude, nämlich vier Kirchen, und zwey Klöſter. Die Pfarrkirche, und die zum heiligen Kreuz ſind die beſten. — Jene liegt in der Mitte, dieſe am Ende von Uri. — Nahe an der Martinskirche liegt ein Mönchs- und auſſerhalb der Stadt ein Nonnenkloſter. —

Das Rathhaus und das Arſenal verdienen geſehn zu werden. Auf jenem werden zwey topographiſche Karten aufbehalten, von denen die eine das Quartier, das Levontinerthal genannt, die andre die zwiſchen Uri, und dem Gebiete der Abtey **Engelberg** gezogene Grenzen beſchreibt. — Beide könnten zu einer allgemeinen Verbeſſerung aller geographiſchen Karten von der Schweiz gebraucht werden, deren groſe Mängel einem jeden Geographen bekannt ſind.

Hier iſt gewöhnlicherweiſe die Landesregierung, welche aus 100 Räthen beſteht. — Man ſieht auch noch den Ueberreſt der Feſtung, welche der Kaiſer Albert bauen ließ, um dadurch die Einwohner in genauerer Obacht halten zu können, welche aber 1308 wiederum geſchleift wurde.

Die Lebensart war vor funfzig Jahren noch ungemein rauh und plumb. — Izt iſt ſie aber nach dem italiäniſchen Fußkumgemodelt. — Man ſpeiſet auch auf italiäniſchen Fuß, das heiſſet, — Käſe, Brod, dann Wurſt werden zuerſt aufgetragen, und dann folgt die Suppe, welche allezeit von geriebenem Käſe begleitet wird. — Man bekommt keine andre als italiäniſche Weine zu trinken, weiſſe und rothe, welche alle ungemein ſüßlich ſind, der Zunge die Empfindung einer gewiſſer Kälte und Rauhigkeit eindrükken, Durſt machen und ſehr erhizen.

Fängt man doch in unſerm lieben Vaterlande auch dieſe Eßmethode an, daß man nach der Suppe ſogleich den **Braten** aufträgt. — Es wäre gewiß amüſant, wenn ſich irgendwo ein launiger Kopf hinſezen, und die Geſchichte der Veränderung der Speiſen ſchildern wollte. — Freilich wäre das Süjet nicht eben das erhabenſte, — aber, bekommen wir doch ſo viele Romane, — Romänchen, und eine ſo läſtige Anzahl empfindſam geſchrieben ſeyn ſollender Scharteken, daß man auch wol einmal ein Buch über die Geſchichte der Speiſearten kaufen und leſen würde. — In Deutſchland herrſcht leider! der franzöſiſche Gout!! — — und wer weiß, ob wir nicht bald die Eierkuchen und Paſteten unmittelbar aus Paris wer-

den kommen laſſen, um den Gäſten recht à la françaiſe den Gaumen zu kizeln. — — —

— Drey Meilen von Altdorf fängt der Gotthard an. Der erſte Anfang des Berges heiſſet bey den Schweizern zum Stäg, von da er immer höher, bis zum ſteilen Gipfel dieſes ungeheuren Berges führt. — Schon im erſten Bande, S. 66. 67. habe ich den Anfang gemacht, ihn zu ſchildern; — hier will ich noch eine Nachleſe von den darüber angeſtellten Bemerkungen thun.

Könnte ich es aber wohl mit mehr Schönheit thun, als wenn ich einen Theil dem Herrn Andreä ableihe?

— Vom Stäg, ſagt er S. 103., geht der Weg mehr und mehr in die Höhe. Die Reuß brauſet in einer Tiefe von 300 bis 500 Fuß, zwiſchen gewaltigen Felſenſtükken, unten an der Straſſe entſezlich fort; von vielen Bergen ergieſſen ſich ſchlängelnde, und, wie es in der Ferne ſcheint, nur ſchmale Bäche hinunter, die, wenn man ihnen näher kommt, ſich zeigen, daß ſie bald aus mehrern Güſſen in eins laufen, bald wieder in verſchiedene Ströme vertheilet werden, und hin und wieder zehn und mehr Fuß breit ſind. — Dieſe allen Pracht der Waſſerkünſte der Fürſten weit überſteigende Kaskaden kann man nicht ohne bewunderndes Vergnügen

betrachten. Die ſtolze Höhe der Berge auf Bergen wächſet zuſehends; das Nakkende ihrer Eingeweide kommt mehr und mehr zum Vorſchein, gewaltige und vielleicht hundert Fuß groſſe Felſenſcheiben haben ſich davon abgelöſet, und gegen den Fluß und bis zu ihm hingeſchoben, und haben ihre dünne Raſendekke mit ſich genommen, die ſich hie und da ſchon von ihnen abhäutet. Eine Menge erwachſener Tannen, zugleich mit den herabgeſchoſſenen Felſen fortgeriſſen, liegen da, über und unter dieſen in allerley Lagen, und ſcheinen oft kaum die Gröſſe eines Handſtabes zu haben; — ſo ſehr verkleinert ſie dem Auge die Entfernung, und der Umfang der mächtigen Felſen. Die Wände von dieſen werden immer ſteiler, und mehr vor ſich herüberhangend, drohen ihren nahen Fall, und in ihm Verwüſtung; — kurz, der beherzteſte Mann wird dieſe Gegenden nicht, wenigſtens das erſtemal nicht durchreiſen, ohne etwas zu empfinden, was der Furcht nahe kommt, beſonders, indem er über einige Brükken gehet, die ein ſehr niedriges, oder gar kein Geländer, unter ſich aber in einer ſchwindelnden Tiefe die brauſende und ſchäumende Reuß haben, und davor und hinter ihm zugleich, wo nicht Schrekken, doch einen ernſthaften Tiefſinn einflöſſende Gebirge ihm den Gedanken zu-

winken: Wie klein, welch ein Nichts biſt du! oder indem er gar plözlich und unverſehends aus dem buſchigten Wege in einen ganz offnen geräth, der krumm um einen Abgrund führet, wo zur einen Seite herabhangende Felſen ihm drohen, in welchen ein etliche hundert Fuß hoch ſtäubend herniederrauſchender Bach ſich einen Buſen gewaſchen hat, gleich unter welchem nur eben die Straſſe noch feſt ſtehet, die dieſe Kaskade unterbricht, mit der ſie überfloſſen wird, und die nun weiter mit einer neu formirten Kaskade bis unten in die tobende Reuß herabſtürzt, ſo daß er auf dem nakkenden Rande der ſich in einem halben Zirkel krümmenden Straſſe, wo jedes ſcheue Ausweichen, jeder falſche Tritt ſeines Pferdes das Leben koſten würde, ſeinen Weg fortzuſezen genöthigt iſt: — o gewiß, hier wird das Gemüth des Reiſenden von Erſtaunen und Verwunderung hingeriſſen, und unmöglich kann er ſich einer gewiſſen Beſorgniß erwehren, die eine natürliche Folge von dem Gefühl ſeiner Schwachheit und Ohnmacht iſt, welche er hier, und wäre er noch ſo ſehr von dem Grosdünkel ſelbſt eines Ueberwinders geblendet, nicht verkennen wird, — nein, nicht verkennen kann.

So ſind faſt alle Wege beſchaffen, die zum Gotthard führen; und es wird hinlänglich ſeyn, einen beſchrieben zu haben, um auf die andern alle einen Schluß machen zu können. — Ueberall trift man in der Erde Kriſtall an; — und es iſt eben noch nicht lange her, daß man eine Mine antraf, die für 1500 Gulden Kriſtall auf einmal gab.

Eine Meile von Geſtinen ſtöſſet man auf eine in ihrer Bauart ſeltſame Brüke. Sie iſt außerordentlich hoch, hat nur einen Bogen, und ruhet auf zwey in die Lüfte ſich windenden Felſen, an deren Fuße die Reuß die Klippen durchſtrömt. Beinahe iſt es unglaublich, wie eine dergleichen Brükke hat können erbauet werden. — Die Einwohner ſchreiben es deshalb auch dem leidigen Teufel zu, daß ſie ſo wunderbar gebauet ſey, und nennen ſie die **Teufelsbrüke** *).

Das

*) Es gab eine gewiſſe Periode, wo man ſich manchmal nicht anders, als mit dem Teufel helfen konnte. — Hatte etwa ein Künſtler ein tüchtiges, unerwartetes Werk geliefert, und es überdem in kurzer Zeit zu Stande gebracht, ſo mußte es der Teufel bewerkſtelligt haben. — Zwar ſind dergleichen Teufelsperioden ſo ziemlich abgeſchafft, — und ſie ſollten auch billig in unſern Zeiten ihre Endſchaft erreicht haben; — doch

Das Urſerenthal.

Wenn den Wandrer und Reiſenden vorhero Schreken und Entſezen überfielen, ſo verwandelt ſich beim Eintritt in dieſes Thal der Schrek in ſtille Ruhe und Zufriedenheit; ſo ſcheinet im Anfang dieſer ſanft entgegen lächelnde Aufenthalt Wonne und Entzüken abzuloken. — Die Stille, die hier durchgehends herrſcht, — und die um ſo mehr gefällt, je ſchleuniger der Wechſel eines tobenden Geräuſches und dieſes die gehabte Schreken vergütenden Thales iſt, läſſet vermuthen, daß es ganz der Einſamkeit und dem Frieden geheiligt, und daß nie das Kriegsſchwerdt bis in dieſe Behauſung der Einigkeit gedrungen ſey. — Und doch ſoll 1333 hier ein Treffen die Tapferkeit der Nation entſchieden haben. — — Alles ladet zu feierlichen, heiligen Empfindungen ein, und erfüllt das Gemüth mit recht ehrwürdigem Schauer für eine Gegend, die die Natur ſelbſt zur Einſamkeit beſtimmt zu haben ſcheint. — Faſt gar kein

doch finden ſich noch immer Patronen des Vaters der Lügen genug, — und ſollten es auch die ſonſt ehrbaren Jungfrauen ſeyn, die ſich bey einem etwanigen Fehltritt, den ſie in der Geſchwindigkeit gethan, — auf ihn, als den Verführer ihrer Unſchuld, den Räuber ihrer Ehre, und den Mörder von Anfang berufen.

Menſch in dieſer melancholiſchen Höhle: — — etwa ein Schnitter mit der Sichel in der Hand auf der bunten Wieſe, — der in ewigem Einerley, Jahr aus, Jahr ein, ſein Gras ſammlet, und dieſen ſeinen Vorrath nach ſeiner Hütte trägt, oder ein zaghafter Reiſender, der mit graunvoller Ungewißheit ſeinen Stab fortſezt, und durch die Schönheiten dieſes Thals ſeine Furcht mildern lernt. — Dünne Heerden, welche an den Bergen das wenige Gras unter dem Schnee hervorſuchen, — vermehren den natürlichen Tiefſinn,*) der den Empfindſamen gleich beim Eintritt befällt. — — Selten, daß das Geräuſch durchziehender Karavanen von Kaufleuten, und das Getöſe ihrer Pferde die Stille unterbrechen, in der es zu ſchlummern ſcheint.

Es enthält ſehr wenige Bäume, größtentheils Ellern, und den Ueberreſt eines kleinen Tannenwaldes, der vormals den Bergſtrich zwiſchen den beiden Dörfern Urſeren und Hoſpital kleidete. — Und dieſe Bäume werden immer ſparſamer. Sie ſterben nach und nach ab, und neue pflanzt man nicht. — — Zulezt werden dann auch dieſe wenige Bäume ihr Haupt neigen, und eine gänzliche

*) Andreä nennet es das Thal des Tiefſinnes. Aus ihm iſt meine Schilderung genommen.

Wildniß, — die Bewohnung ungezähmter, wilder Thiere das Schreken vervielfältigen, das ohnedem ſchon izt die Empfindung des ſchüchternen Reiſenden wird.

Gleich beim Ausgang deſſelben kommt man in eine fürchterliche Einödde. Hier iſt kein Baum, und keine Staude. — Mooſigtes niedriges Geſträuch, das augenbliklich zu verdorren ſcheinet, bedekt das hungrige Erdreich. Selten fliegt ein Vogel durch die Luft, — und nur des Nachts ertönt das Todesgeheule der Nachteulen hinter Klippen und Felſen. — Die gräßlichſten Berge zu beiden Seiten, von denen ſchon große Stüke herabgeworfen ſind, und zum Entſezen des Vorübergehenden da liegen, ſind wohl das ſtärkſte Bild von Zertrümmerung und Ruin, das ein ſtarres Auge rühren kann. Hier, ſagt Herr Andreä, hier iſt der Wohnſiz der ſchwarzen Schwermuth, der, als Statthalterinn dieſes Reichs des Todes, deſſen Grenzen Abgründe ſind, die Göttinn VERZWEIFLUNG von ihrem ſchreklichen Throne, dem in ewige Wolken gehüllten Gipfel des Berges, anſtatt des Scepters mit einem drohenden Dolche ihre Befehle zuwinket, Befehle, die Verderben und Untergang athmen, — vor deren Zauberkraft ſelbſt die Natur erſtarret. — —

Das Thal heiſſe mir das Thal der Verzweiflung, denn hier iſt mehr als Schreken!! — — —

Den Gotthard ſelbſt will ich nicht noch einmal ſchildern; — ich müßte mich ſonſt ausſchreiben, und dies behagt mir eben nicht ſonderlich.

Schächenthal.

Dieſes Thal enthält verſchiedene Dörfer, die von nicht geringem Werthe ſind. — In Unterſchächen iſt ein mineraliſches Bad, das 1414 entdekt ward, wenn man anders folgender Inſchrift, die in der Mauer des Hauſes war, trauen kann: „Inuentum eſt hoc Balneum a Magiſtro Leo„poldo Artis Magicae Profeſſore; qui et A. „1450. hoc quod a Natura erat calidum, ex „mera malitia et peruerſitate diabolica ſub„uertit. — Exſtructa haec domus eſt A. „1495.“

In einer kleinen Entfernung von dieſem Bade wird aus dem Felſen weiſſe Kreide gegraben, welche anfänglich ganz weich iſt, nach und nach aber eine harte Rinde bekommt. — Man verfährt ſie weit und breit, und ſchneidet ſie zum alltäglichen Gebrauch in vierekige Stüken.

Der ganze Kanton Uri iſt übrigens mit Gebirgen gänzlich umzingelt. Demohnerachtet iſt er

fruchtbarer, als die benachbarten Gegenden; die Früchte kommen hier weit eher zur Reiſe, — und alles gedeiet beſſer, als in andern mit den Alpen weit weniger verbundenen Ländern. — Wein wird freilich wenig gebauet, — dagegen kommen die italiäniſchen Weine häufig ins Land, — und die fetten Weiden geben einer auſſerordentlichen Menge von Viehe die beſte Nahrung.

Aus dem häufigen Durchgange verſchiedener Waaren durch das Kanton nach Italien, auf die ein gewiſſer Impoſt gelegt iſt, werden einige Einnahmen gezogen.

Die Eiſengruben im Lande ſind zwar der Zahl nach wenig, aber, den innern Beſtandtheilen nach betrachtet, ungemein reichhaltig. Im Jahr 1660 ward ein ſolcher Eiſenſtein, nach Schnekenlinien gemacht, gefunden, deſſen Mittelpunkt die Figur einer Mutter, die ihr Kind in Armen hatte, enthielt.

Die Regierungsform des Kantons Uri.

Wie in allen den kleineren Kantons, die nur aus Dörfern und Fleken beſtehen, iſt auch in **Uri** die Regierung faſt ganz **Demokratie.** Sonſt beſaſſen **Uri, Schweiz** und **Unterwalden** anſehnliche Freiheiten. Die deutſchen Kaiſer hatten ſie ihnen nicht nur ſelbſt ertheilt, ſondern auch durch öffentliche Patente öfters beſtätiget, wie z. B. ein ſolcher Beſtätigungsbrief von **Friederich** dem

Zweiten, der im Jahr 1240 ausgefertiget wurde, vorhanden iſt, in welchem ſie *homines liberae conditionis* genennt werden. — Im Archiv der Stadt Uri wird er noch bis izt aufbehalten. — So hatte das Reich den drey Kantons auch einen Statthalter gegeben, welcher zwar nicht in dem Kanton ſelbſt wohnte, aber es doch alle Jahre bereiſen, das Recht verwalten, beſonders die Kriminalverbrechen beſtrafen mußte. —

Seitdem ſie ſich der öſterreichſchen Herrſchaft entzogen haben, und eigene Republiken ausmachen, ſo iſt die Regierung, in ganz genauem Sinn genommen, demokratiſch. — Das höchſte Anſehn befindet ſich in den Händen des Volkes, und, ſobald eine Mannsperſon funfzehn bis ſechszehn Jahre erreicht hat, ſo gebührt ihr ſogleich Siz und Stimme in den allgemeinen Verſammlungen des Volkes. — Dieſe Landesgemeinden werden jährlich am erſten Sonntage des Maies unter freiem Himmel gehalten. Hier werden die vornehmſten Bedienungen beſezt, die Ehrengeſandten auf den eidgenoſſiſchen Tageſazungen gewählt, — alle Landsangelegenheiten zu Friedens- und Kriegszeiten abgehandelt, die Geſeze des Landes gemacht, — gemindert oder vermehret, u. ſ. f. So oft es Nothwendigkeit und Nuzen des Landes erfordern, werden auch außerordentliche Landsgemeinden gehalten.

Der Landrath wird aus den zehn Landeskommunitäten, oder Genoſſamen, in gleicher Zahl erwählet. Er beſteht aus ſechszig Perſonen, wozu jede Genoſſame ſechs hergiebt. — Er kommt alle Sonnabende zu Altdorf zuſammen, berathſchlagt über die erheblichſten Landesgeſchäfte, und erkennt, wenn eine Landsgemeinde gehalten werden ſoll. — Eräugnen ſich ſchleunige und unvermuthete Fälle, ſo wird ein doppelter, auch wohl ein dreifacher Landrath verſammlet, — in welchen dann ein jeder der Landräthe noch einen, oder zwey taugliche Männer mit ſich in den Landrath nimmt, — die dann zuſammengenommen ihren gemeinſchaftlichen Rath geben.

Außerdem ſind in Uri noch folgende zwey Gerichte errichtet.

1) Das Siebnergericht, vor welches alle Forderungen gehören, die ſich nicht über 60 Pfund belaufen.

2) Das Funfzehnergericht. Hier kommen alle höhere Forderungen – beſonders Injurien- und Erbſchaftsſachen vor. — Der Landamman iſt allda der höchſte, — und es darf nicht appelliret werden.

Im Livinerthal wird der Vogt gleichfalls vom Kanton Uri geſezt, und wohnt zu Faidt. — Unter ihm ſtehen ein Vikarius, und ein Richter,

welche die Thalleute ſelbſt erwählen. — In peinlichen Fällen, wo Kopf und Leben drauf ſtehet, wohnen die Landräthe von Uri bey. —

Der Adel iſt in dieſem Kanton eben nicht zahlreich, — hat aber das ganz Hervorſtechende vor andern ſeines Gleichen, daß er den bürgerlichen Stand nicht verhöhnt, ſondern ihn für ſeines Gleichen anſieht, und auch ſo behandelt *). Sie

*) Man kennt ja den Stolz des Adels in unſerm lieben Vaterland! — — Welches waren wohl die Urſachen? — — ich will eine Konjektur wagen. Sie ſind folgende.

1) Dummheit.
2) Geld und Gut. —
3) Die Vorzüge, deren er gewürdigt wird. —
4) Die Nothwendigkeit des bürgerlichen Standes, ſich um ſeine Gnade zu bewerben, u. ſ. f.

Oft eräugnet ſich das Gegentheil, — Man findet nämlich hie und da auch ſehr herablaſſende, demüthige Edelleute. — Daran iſt oft Armuth derſelben Schuld. — — —

Daraus folgt die große Klugheitsregel für den bürgerlichen Stand, ſich durch keine glatte Worte des Adels ſicher machen zu laſſen. — Lächerlich iſts mir wenigſtens immer, wenn ſich manche ſonſt liebe, gute Menſchen aus meinem Stande ſo herzlich freuen, wenn ſie etwa einmal bey Ew. Gnaden ſpeiſen können. — Außerdem, daß viele Komplimente nöthig ſind, z. B.

haben aus ihren Mitteln zwey Regimenter unter der ſpaniſchen Armee, und zählen verſchiedene Generallieutenants, — Brigadiers, und Oberſten. — Dieſe maaßen ſich kein andres Anſehen an, als etwa ehemals die Patriarchen über die Glieder ihres Stammes hatten.

— Im Jahre 1578 theilten ſich die Einwohner in vier Hauptheile, — aus welchen wechſelsweiſe die Deputirten für die Tageſazungen genommen werden.

Ihro Gnaden, u. ſ. f. ſo verlangen auch die mehreſten Vornehmſten für ein ſolch **Diner** oft lebenslang **unterthänigen**, und **unterthänigſten** Dank. — —

Da ich einmal dabey bin, ſo will ich aller ehrſamen Welt ein Beiſpiel von dem Adelſtolz vorlegen. — Eine vierzigjährige noch ledige Tante ſchrieb ihrer funfzehnjährigen Nieſſe unter andern herrlichen Regeln, „ſie möchte ſich „vor den bürgerlichen auch dadurch hervorthun, „daß ſie die Nägel an den Fingern immer, „wie einen halben Mond abſchneide. — — — — Es lache, wer da kann, und wer keine Migräne, oder Kolik hat. — —

Aber, hat denn der Bürgerſtand nicht auch ſeinen Stolz? — — — o ja, man ſehe nur die Kaufmannsfrauen in H**, M**, L**, u. ſ. f. — —

Fünftes Hauptſtück.

Der Kanton Schweiz.

Die Ehre hat dieſer Kanton vor allen andern voraus, daß er dem ganzen Lande den Namen gegeben hat. Um den eigentlichen Grund hievon hat man ſich lange herumgezankt. — Verſchiedene Gelehrte leiten ſie daraus ab, daß in dieſem Kanton die drey verbundene Kantons zuerſt für ihre Freiheit gegen Oeſterreich fochten, — andre daher, daß die Eidgenoſſenſchaft urſprünglich in der Schweiz ihren Anfang nahm. Mir ſcheint folgende Meinung die wahrſcheinlichſte zu ſeyn. Da Schweiz unter den drey verbundenen Kantons am meiſten gegen Norden lag, und mithin den Angriffen der Oeſterreicher am erſten ausgeſezt war, ſo gaben dieſe ſämmtlichen, mit einander verbundenen Bewohnern der Gebirge den Namen Schweizer, weil ſie immer die erſten waren, welche gegen ſie Angriffe wagten. — Dieſer Name iſt in der Folge allgemeiner, und der ganzen Nation beigelegt worden.

Noch andre leiten den Namen dieſes Kantons von den Völkern her, welche aus Schweden kamen, und ſich in den Provinzen des deutſchen Reichs zwiſchen Deuſchland und Italien niederlieſſen. — Selbſt einige Schweden halten noch

izt die Schweizer von gleicher Abkunft mit ihnen. — Die Einwohner in Uri, ganz zunächſt die aus dem Urſerenthale, leiten ſich von den Gothen her, die in der Mitte des ſechsten Jahrhunderts, da Narses ihr ganzes Reich zerſtörte, Italien zu verlaſſen genöthigt wurden. — So viel iſt entſchieden, daß Theodorich, der Gothen König in Italien, die rhetiſchen Alpen, welche nicht nur das Graubündterland, ſondern auch Uri und einige benachbarte Kantons in ſich begreifen, beherrſcht habe. — Da iſts dann leicht möglich, daß er, entweder um ſeinem Anſehn größere Unterſtüzung zu geben, oder um ſich der wichtigſten Grenzörter von Italien und Deutſchland zu verſichern, in unbewohnte bergige Gegenden neue Kolonien abſchiken konnte.

Doch ich muß wieder auf Schweiz zurükkommen.

Gegen Abend grenzt dieſer Kanton an den See der vier Kantone, — gegen Mittag an Uri, — gegen Morgen an Glaris, und gegen Mitternacht an Zürch und Zug. — Das Erdreich iſt beſſer, als in Uri, — die meiſten Einkünfte kommen aus den Viehweiden her.

Er hat vier Vogteien, Mark, Einſidlen, Kußnacht und die vier Dinghoff, von denen ein jedes, als eine eigene Vogtey, ſeinen beſondern Land-

vogt hatte; allein ſeit 1668 hält der Landſekelmeiſter jährlich dreimal daſelbſt Gericht. — Mit Glaris gehören dem Kanton noch gemeinſchaftlich Uznach, — Gaſtal, — Windege, — Hohenſachs und Gams, und mit Uri und Unterwalden hat er noch drey andre in Italien.

Schweiz.

Dieſer Fleken liegt eine Viertelmeile über dem See der vier Kantons in einer angenehmen Pläne, zwiſchen hohen Gebirgen und nahe einem Fluß, die Mutta genannt. Es hat ſchöne Häuſer, theils Privat- theils öffentliche Gebäude. — Dahin gehören die Oberpfarrkirche zum heiligen Martin, zwey Kapuzinerklöſter, ein Nonnenkloſter, und das Rathhaus. Am ſechszehnten April 1642, als am Oſtertage, ward beinahe der vierte Theil des Flekens, mit dem Rathhauſe und der Kirche, eingeäſchert. — Es iſt aber izt alles, und zwar weit beſſer und herrlicher aufgebauet, als es vorhero war. — Hier kommen die allgemeinen Landverſammlungen zuſammen, deren ich ſchon einmal erwähnt habe. — Die Landesregierung iſt gleichfalls hier verſammlet, und beſtehet aus ſechszig Perſonen. — Das ganze Land iſt in ſechs Gemeinden abgetheilt, deren jede zehn Glieder zur Landesregierung hergiebt.

Der Flecken Kuſsnacht, — nicht der, welcher im Kanton Zürch liegt, war vormals der Wohnſiz des vom Kaiſer **Albert** geſchikten Statthalters. Nahe dabey iſt die ſogenannte **hohle Gaſſe**, oder der Kreuzweg, auf dem Tell den Landvogt ums Leben brachte *). Zum immerwährenden Andenken iſt eine Kapelle errichtet, mit folgender Inſchrift:

Brutus erat nobis, Uro Guillelmus in Arvo
Aſſertor Patriae, Vindex, ultorque Tyrannum.

Einſidlen.

Dieſer ſchöne Fleken, in welchem zugleich eine alte und reiche Benediktinerabtey iſt, hat mit dem Loretto der Italiäner viele Aehnlichkeit. — Der Abt führt den Titel eines Fürſten. — Sonſt umgab ein diker, finſtrer Wald den ganzen Fleken; — daher auch das Land umher der **Finſterwald** genannt wird.

Im **neunten** Jahrhundert begab ſich ein Einſiedler, **Meinhard** oder **Meginhard** mit Namen, hieher. — Er lebte aber nicht lange an dieſem Zufluchtsort, ſondern ward gar bald von Meuchelmördern umgebracht. — Der Sage nach verfolgten zwey Raben dieſe Diebe bis nach **Zürch**, und gaben durch ihr jämmerliches Geſchrey zu ihrer

*) S. I. Band, Seite 178.

Entdekung Gelegenheit. — Man grif ſie auf, und ſie erhielten ihre verdiente Strafe. — Zum Andenken dieſer Begebenheit hat die Abtey noch immer zwey Raben in ihrem Wapen. — Damit die Lüge vollſtändig würde, ſo mußte Meinhard nunmehr auf einmal Wunder thun; — und dies Gerücht zog eine gewaltige Menge andächtiger Pilgrimme in dieſe Gegend hin. — Im zehnten Jahrhundert ſtiftete ein andrer Einſiedler, Eberhard, der von anſehnlicher Geburt war, eine Abtey, widmete ſie der heiligen Jungfrau Maria, und verſchaffte ſeiner neuen Stiftung, durch Herrmanns, Herzogs von Schwaben, ſeines nahen Verwandten Vermittelung, vom Kaiſer Otto dem Großen viel Freiheiten und gute Intraden.

Anfänglich war ſie nur für die Söhne des vornehmeren Adels, und nicht für die Edelleute ſchlechthin beſtimmt. — Die folgenden Jahrhunderte hindurch iſt es faſt nie leer geworden. So beſezt waren Kirche und Altar von bigotten Katholiken, welche aus der Schweiz, und andern Ländern außerhalb der Schweiz herzueilten, und ihre Andacht daſelbſt abwarteten. — — Das verſchaffte der Abtey außerordentlichen Zuwachs an Geld und an andern Freiheiten. Sie entzog ſich ſchlechterdings aller Herrſchaft, — der Abt bekam

den Fürſtentitel, und der Kanton Schweiz hat izt weiter nichts mehr über ſie zu diſponiren, als daß, nach ewigen Grenzſtreitigkeiten, ihm die Ehre, ihr Protektor genannt werden zu dürfen, zuerkannt worden iſt. — Die Reichthümer der Kirche ſind namenlos, — man kann ohngefähr nach der Menge der Menſchen, die ſich die vielen Jahrhunderte durch daſelbſt mit voller Hand eingefunden haben, eine Berechnung anſtellen.

Dieſer Zuſammenlauf der Pilgrimme gab eben Veranlaſſung, nicht nur den Fleken ſelbſt zu bauen, ſondern auch die Gegend umher durch Anlegung vieler Dörfer, — Meierhöfe, und andrer Landhäuſer angenehmer zu machen. — Im Jahre 1577 giengen beides, Abtey und Fleken, im Feuer auf; — zwey Jahre hernach wurden ſie wieder aufgebauet.

Die Abtey hat vier beſondere Höfe. Der gröſseſte iſt mit gewöhnlichen Wirthſchaftsgebäuden beſezt; — an einer Eke deſſelben ſteht das Bibliothekhaus. — Der zweite hat zwey Flügel; auf dem einen ſind die Zimmer des Abts, auf dem andern die Mönchszellen. — Aus dieſem geht man in zwey kleinere Höfe, an deren Ende die Kirche ſteht. — Dies iſt ein prächtiges Gebäude, in Form eines Kreuzes gebauet, und hat drey Thürme, von denen der kleinſte auf dem Mittelpunkt

des Kreuzes ſteht, die zwey andern hingegen, auf denen zu gleicher Zeit die Gloken ſind, aus beiden Seiten des Schiffes ſich erheben. — Die Ausſicht oben auf dem Thurme iſt unvergleichlich, — man ſieht den Zürcherſee, — und die Stadt Rapperſchwyl mit ihrer ſchönen Brüke. Im Schiffe der Kirche ſteht die berühmte Kapelle der heiligen Jungfrau Maria, wohin die andächtigen Pilgrimme ihre Gebeter, und, was der Abtey noch mehr Vergnügen macht, ihre Geſchenke bringen. — Sie hat folgende Inſchrift: — —

HIC EST PLENA REMISSIO
PECCATORUM A CVLPA
ET A POENA.

Die Kirche ſelbſt hat inwendig 35 geometriſche Fuß in der Länge, 21 in der Breite, und 19 in der Höhe. Am kleinen Chor hängen vierzehn Wachslichter, jedes 80 Pfund ſchwer. Auf dem Altare ſteht das Bild der heiligen Jungfrau; — es iſt drey und einen halben Fuß hoch, und mit aller der Pracht geziert, die es nach den Begriffen abergläubiſchen Andächtler verdienet. Von außen her iſt die Kirche mit vieler Skulpturarbeit, und Marmorſäulen geſchmükt. — Man zeigt innerhalb derſelben die Fußtapfen, die der Herr Jeſus, — Maria, und die Engel gelaſſen haben ſollen.

Unter

Unter den Schäzen der Kirche wird beſonders eine Oblatenkapſel aufbehalten, welche mehr als 260 Unzen Gold wiegt. – Die Menge der Perlen, Diamanten, – Saphirs u. dgl. können ſchwerlich geſchäzet werden. – –

Gleich vor der Kirche ſteht der Brunnen unſrer lieben Frau. Rings umher iſt eine prächtige Kolonnade von Marmor. Der Brunnen ſelbſt iſt auch von Marmor, und das Waſſer ſteigt aus 14 meſſingenen Röhren in die Höhe, welches dann die durſtigen Pilgrimme mit lechzenden Lippen begierig auffangen.

Unter die Merkwürdigkeiten dieſes Ortes kann man auch die Geburt des bekannten Arztes, **Theophraſtus Paracelſus**, ſezen, der 1541 in Salzburg ſtarb.

Zwingel war, ehe er nach Zürch berufen ward, eine Zeitlang Pfarrer hieſelbſt. — Er fieng ſchon hier an, wider die Indulgenzen, die Gelübde, – die Pilgrimsreiſen, und andre Wallfahrten zu predigen. Seine Bemühungen um die Ausbreitung einer reineren Lehre, waren wo nicht von ausgebreiteten Folgen, doch nicht ganz ohne Nuzen, wenn nur der dazwiſchen gekommene Religionskrieg nicht die Mönche zerſtreuet, und verurſachet

hätte, daß der Gottesdienſt einige Jahre lang lediglich durch die Kaplane gehalten werden mußte.

Ludewig Blaarer, der fünf Jahre zuvor erwählte neue Abt in Einſidlen, wagte es, durch den glüklichen Fortgang der katholiſchen Waffen angefeuret, das Mönchsleben in ſeiner Abtey wiederum einzuführen. Vier junge Leute, die er als Ordensleute des Kloſters St. Gall einkleidete, wurden in verſchiedene Abteien geſandt, um daſelbſt die Ordensregeln zu erlernen. — Der Kaiſer gab ihm die Inveſtitur der weltlichen Macht über dieſe Abtey, und der Pabſt die neue Freiheit, das Volk, das Kreuz, die Bilder, — den prieſterlichen Schmuk, — die Kirchenzierrathen, — die Kirchhöfe, die Kirchen zu ſegnen, ja ſo gar ſeinen Mönchen die höchſten geiſtlichen Stellen zu ertheilen. — Und damit wurde dann auf einmal der alte Glaube in Einſidlen wieder hergeſtellt, der auch ſeit der Zeit beſtändig und unverrükt daſelbſt gewohnt hat. —

Die Regierungsform iſt demokratiſch. Auſſer dem geheimen Rath giebt es noch ein doppeltes Gericht in dem Kanton.

1) Das Siebnergericht, in welchem der Statthalter präſidirt, und vor welches alle Civilſachen gehören.

2) Das Neunergericht, wo der Landamman Präſident iſt, und in welchem Erb- und Eigenthumsſachen, – Injurien- und Kriminalſtreitigkeiten unterſucht, und geſchlichtet werden.

Sechstes Hauptſtück.

Der Kanton Unterwalden.

Gegen Morgen trennen ungeheure Gebirge dieſen Kanton von **Uri**, gegen Abend und Mittag grenzt er an den See der vier Kantone, – gegen Mitternacht an Lucern und den andern Theil des Sees.

Die Natur ſcheint hier ſelbſt die Theilung gemacht zu haben. Zwey große Thäler, die eben ſo viel in die Wolken gethürmte Berge von einander ſondern, umwachſen mit dikem Gebüſch, ſind die zwey Hauptabtheilungen des ganzen Landes. — Eigentlich machen ſie freilich ein Ganzes aus, wenn es auf Vertheidigung ihrer Gerechtſame gegen auswärtige Mächte ankommt; — in Abſicht ihrer innern Einrichtung ſind ſie indeſſen in zwey Gemeinden getheilt, deren jede ihren beſondern Amman, — ihre Zuſammenkünfte, jede ihren eigenen Rath, — ihre Staatsbediente, ſelbſt ihre beſondre Domainengüter hat. Sie heiſſen die Gemeinde **ob dem Wald**, und **Unterwald**. Die lezte, als die anſehnlichſte, hat dem Kanton den Namen gegeben. — Sie waren vormals ganz genau mit einander verbunden; — das alte Siegel hat daher folgende Inſchrift: — *Sigillum Uniuerſitatis hominum de Stannes Vallis Superio-*

ris et inferioris. Eine der öffentlichen Steuer wegen entſtandene Fehde, zerriß aber dies enge Band der Freundſchaft. Beide Gemeinden trennten ſich, — und ſo machet ein jede ſeit 1150 gleichſam einen beſondern Staatskörper aus.

Stants.

Vor der Theilung war dieſer Ort die Hauptſtadt des ganzen Kantons, izt iſt er es nur von dem untern Theile deſſelben. Unter verſchiedenen öffentlichen Gebäuden, welche aber in Rükſicht auf den alten Geſchmak in der Baukunſt betrachtet werden müſſen, zeichnet ſich die neue Kirche aus, welche fürtrefliche Marmorſtatüen hat, wozu der Marmor aus der Gegend ſelbſt hergenommen iſt.

Sarnen.

Hier wohnte ehemals der vom Kaiſer Albert geſezte Landvogt. — Das ungemein alte Schloß zerſtörten die Einwohner 1308 ſelbſt. — Siehe den erſten Band, S. 179.

Saxelen.

Die prächtige Kirche daſelbſt hat die herrlichſten Marmorſäulen, und künſtlich gearbeitete Statüen. — Das Grab des berühmten Einſiedlers, Nikolaus von Flüe, der neunzehn Jahre, ohne zu eſſen und zu trinken, in der Einöde gelebt hat, macht noch izt beim Pöbel vielen Eindruk. Dies

Grab iſt dicht vor dem Altar', wo man ihn auch in Lebensgröße, in erhabener Arbeit ausgehauen ſieht; — ſeine Reliquien liegen ſeit 1679 unter dem Altar. Der Kaſten, worinn ſie liegen, hat einen Dekel von Kriſtal; — nahe dabey ſteht ſeine Büſte von Holz noch einmal, und ſein Roß hängt auch da. Ueber dem Thore der dieſem Wohlſeligen gewidmeten Kirche, ſteht die Aufſchrift:

D. O. M.
ET BEATI NICOLAI VON FLUE
PRIORVM OPE ET AVXILIO
CONSTRVCTVM.
Ao. 1678.

Die ganze Lebensgeſchichte dieſes Mannes iſt mit Fabeln durchwebt, und es würde mir viel Mühe koſten, das Wahre gehörig von dem Falſchen zu ſäubern. Indeſſen enthält ſie manche rühmliche Züge, ſo wie überhaupt die Eremiten bey aller Strenge ihres Wandels, und dem daher entſtehenden Gemiſch von Aberglauben und gut gemeinter Frömmigkeit, viel löbliches und ehrenvolles gethan zu haben ſcheinen.

Der Erdboden iſt gerade derſelbe, als in Unterwalden. — Man findet hier die ſogenannten Maiquellen, die in dieſem Monat entſtehen, und im Herbſt zu flieſſen aufhören. Wer den Urſprung der Quellen überhaupt kennt, weiß auch, daß, da

ſie von geſchmolzenem Schnee und Regen entſtehen, ſie natürlicherweiſe im Herbſt nicht mehr flieſſen können, weil alsdann der Schnee nicht mehr ſchmilzt. — Hie und da iſt ſchwarzer Marmor mit weiſſen Adern anzutreffen. — Im **Melchthal** iſt eine Eiſengrube, und eine berühmte Quelle, deren Waſſer der Geſundheit ſehr zuträglich gehalten wird.

Das Engelbergthal iſt voll von hohen Eisgebirgen gepfropft. Der Tittlisberg iſt einer der höchſten und merkwürdigſten in der ganzen **Schweiz**. — In einer erſtaunlichen Höhe umgiebt ihn ein Eisgewinde, das nicht nur ſeiner Größe, ſondern auch ſeiner blauen Farbe wegen bemerkt zu werden verdient. — Der Berg beſteht aus einem weitläuftigen Eisfelde, das mit grauenvollen Spaltungen durchſchnitten iſt, und ſich in ſchönen Eisſchründen endigt. — Wenn man dies hoch in die Wolken emporragende Eisgerüſte von unten auf betrachtet, ſo ſollte man nicht glauben, daß man ſeinen Gipfel beſteigen könnte. — Indeſſen ſind doch vor einigen Jahren zwey kühne Menſchen herauf geklimmet, und haben von dem Fuße des Berges bis oben herauf über acht Stunden zugebracht.

In dem Thale liegen ungeheure Eislagen, mehr als zwey Stunden in die Länge, und faſt eben ſo

viel in der Breite. Das Eis iſt durchſichtig, ſehr hart, und hat eine dunkelblaue Farbe, zum Beweis, daß es aus dem von den umherſtehenden Bergen zuſammengeronnenem geſchmolzenem Waſſer entſtanden, und ſehr alt iſt. — Unter den vielen Bergen, die dies Eisthal umſchlieſſen, iſt der Engelberg der merkwürdigſte, der aber keinen beſtändigen Schnee aufbehält, ſondern faſt überall aus nakten, ſteil aufgethürmten Klippen beſtehet. Er hat ſeinen Namen aus den Zeiten des Aberglaubens und der Dummheit her, wo man vorgab, daß ſich bey Einweihung des nahe dabey liegenden Bethauſes **die Engel hätten hören laſſen.**

Siebentes Hauptſtük.

Der Kanton Zug.

Dies iſt dem Range nach der ſiebente in der Eidgenoſſenſchaft. — Gegen Morgen und Mitternacht grenzt er an Zürch, gegen Abend an Lucern und an die freien Aemter, — und gegen Mittag an Schweiz. —

Berge und Plänen ſind die natürlichſte Eintheilung, die man von demſelben machen kann. — Jene geben die fetteſten Weiden, — und dieſe ſind, beſonders längſt dem See herunter, mit Weinſtöken, — mit Getraide, und fruchttragenden Bäumen beſezt, und daher für die Einwohner ſehr einträglich. — Der Kanton ſelbſt iſt ungemein bevölkert, und im ganzen genommen ein ſchönes und wohlhabendes Land. —

Zug.

Dieſe Stadt, die dem ganzen Kanton den Namen ertheilet, liegt an der Morgenſeite des Sees, in einer ſchönen und fruchtbaren Gegend, und am Fuße eines anmuthigen Hügels, der ſich allmälig zum Berg emporſchwinget.

Die Straßen ſind groß und breit, und die Häuſer mit Geſchmak gebauet. — Vier öffentliche Gebäude ſind ſehenswerth: — die Kollegiat-

kirche des heiligen Oswald, faſt in der Mitte der Stadt, — ein Kapuzinerkloſter auf einer Anhöhe, — die Pfarrkirche des heiligen Michaels, außerhalb der Stadt, und ein Nonnenkloſter. —

Im Jahre 1453 ward der der See nahe gelegene Theil der Stadt vom Waſſer verſchlungen. Sechs und zwanzig Häuſer ſtürzten damals ein, und funfzig Menſchen ertranken. — Die Einwohner baueten alſo neue Häuſer, — die ſie nach und nach wiederum mit Mauern und Thürmen umgaben, und ſo entſtand die Neuſtatt. — Ein ähnliches Unglük erfuhr die Stadt 1594, wo vier Häuſer in den See ſtürzten. — — Ein Theil der Einwohner ſchreibt die Urſache dieſes Unglüks den ungeheuren Karpen zu, die nach und nach längſt dem Ufer eingedrungen, und ſo allmälig das Fundament der Häuſer umgeworfen hätten. — Die ungewöhnlich großen Karpen, welche man in der daſigen Gegend fängt, und die öfters 50 bis 90 Pfund wiegen, mögen wohl zu dieſer Sage Gelegenheit gegeben haben.

Zur rechten Hand der Hauptthüre der Kirche des heiligen Oswald ſteht folgende Inſchrift:

Juſtus erat *Karolus*, *Konſtantinus*que deuotus,
Clemens *Ludouicus*, *Henricus* corpore caſtus,
Templa deo fundant, ea dotant, idola calcant,

Auctores fidei, pugiles pro nomine Chriſti:
Haec quia fecerunt
Intrare Polos meruerunt.

Vor dem Portal der Kirche ſtehen die Statüen dieſer vier Kaiſer. Zur Rechten ſtehet:

S. *Konſtantius* M.
S. *Karolus* M.
S. *Ludouicus*, et
S. *Henricus*.

Zur Linken:

Melchior ex gente, cum *Balthazar* ab Oriente,
Et *Caſpar* Comite, venerunt ſidere Duce,
Quem ſolum quaerunt *Ephrata* monſtrat eum,
Dona ſibi dantes, Aurum cum Thure libantes
Diis Myrrham ſociant, proni ſua corpora curuant.

In der Kirche ſteht der heilige **Oswald** in Lebensgröße, und zwar zu Pferde, — mit einem königlichen Mantel umhüllet, und einer Krone auf dem Haupte. — Unten iſt das engliſche Wapen mit der Aufſchrift:

SANCTVS OSVALDVS REX ANGLIAE,
PATRONVS HVJVS ECCLESIAE.

Es nehmen ſich noch überdem einige merkwürdige Grabſchriften und Grabſteine aus, — unter

andern die auf dem Zurlauben, — von Thurn, und von Geſtelenburg. —

Ein hölzerner Altar mit Skulpturarbeit iſt ein Meiſterſtük in ſeiner Art. Er ſoll über zweihundert Jahre alt, und von einem Bürger aus Zürch verfertigt worden ſeyn. Er ſtellt die Geſchichte eines Sohnes vor, der das einzige Kind ſeiner Eltern war. — Er ward in Spanien enthauptet, und durch die Kraft des heiligen Jakobs wiederum in Zug auferwekt, und ſeinen Eltern lebendig zugeführet. —

Die Regierungsform iſt ganz **demokratiſch**. Der Kanton überhaupt beſtehet aus fünf Quartieren, wovon die Stadt zwey und das platte Land **drey** enthält. Dieſe drey heiſſen Menzingen, — Egery und Baar. Alle fünf machen nun die Demokratie aus. — Bey der Landsgemeinde ſteht die höchſte Gewalt. — Dieſe kommt jedesmal den erſten Sonntag im May zuſammen. — Auf dieſer Zuſammenkunft werden der Landamman, — der Pannerherr, — der Landſchreiber, — die Landvögte u. ſ. f. erwählt. — Der **Statthalter**, als der nächſte nach dem Amman, wird nicht von der Landesgemeinde, ſondern von dem Stadt- und Landrathe aus deſſen Mitte gewählt; — er verwahrt das Siegel. — Der Landamman wird wechſelsweiſe von der Stadt und von den drey

Gemeinden gewählet, doch mit dem Unterſchiede, daß der aus der Stadt erwählte Amman, drey Jahre lang im Amte bleibt, da die aus den Gemeinden genommene nur zwey Jahre regieren, — auch in der Stadt wohnen müſſen. —

Auf der Landesgemeinde wird die Stadt Zug für ein und eine halbe Gemeinde gerechnet. Sonach, wenn die Stadt und eine der drey Gemeinden einerley Meinung haben, beſtimmen ſie gegen die anderen zwey Gemeinden das Mehrere. — Sollte aber die Stadt eine beſondere Meinung, und eine der drey Gemeinden auch eine beſondere haben, die andern zwey ſind aber einſtimmig, ſo beſtimmen dieſe zwey das Mehrere. — Hat eine jede der drey Gemeinden ihre beſondre Meinung, — und die Stadt Zug auch eine beſondere, ſo macht alsdann die Stadt das Mehrere. —

Der Stadt- und Amtsrath beſteht aus vierzig Rathsgliedern, deren dreizehn aus der Stadt, und aus jeder Gemeinde neun genommen werden. — Dieſer verſammlet ſich allezeit, wenn es der Landamman für nöthig erachtet, — in der Stadt, und erörtert ſowohl Stands- als andre bürgerliche Sachen, — berathſchlagt auch über die Materien, die vor die Landesgemeinde gebracht werden ſollen.

„Kriminalſachen richtet der Landamman, mit denen ihm aus dem Stadt- und Amtsrath zugegebenen Richtern, und zwar bey verſchloſſenen Thüren. — Außer dieſem Stadt- und Amtsrath hat die Stadt und eine jede Gemeinde des äußeren Amtes einen beſonderen Rath und Schreiber, vor welchem die beſondern Stadt- oder Gemeindegeſchäfte gehören. — —

„Folgende zwey ordentliche Gerichte werden halb von der Stadt, und halb von den zwey Gemeinden Egery und Baar beſezt.

I. Das kleine Gericht, darinnen der Großweibel der Stadt den Stab führet. Hievor gehören Schulden- und geringfügige Civilſachen.

II. Das große Gericht, darinnen der Amman den Stab führet. Hievor gehören Erbſchafts- Injurien- und Criminalſachen. —

Achtes Hauptſtük.

Der Kanton Glaris.

Glaris grenzt gegen Morgen an die Grafſchaft Sargans, — und zum Theil an Graubündten; — gegen Mitternacht an die Landvogtey Gaſter, und an den See von Wahleſtatt; — gegen Abend an den Kanton Schweiz, und gegen Mittag an den Kanton Uri.

Das ganze Land ſelbſt wird von Gebirgen umzäunet. Es wird in drey allgemeine Theile getheilet: — den oberen, — mittleren und unteren Theil. — — Aus jedem derſelben will ich nur das Allermerkwürdigſte ausziehen.

Oberurnen und Niederurnen, zwey benachbarte Dörfer, haben ein ſchönes Mineralbad, welches viele Eiſentheile mit ſich führet, und verſchiedene Krankheiten heilen kann. Gewöhnlicherweiſe iſt das Waſſer kalt; — zuweilen aber wird es ſo außerordentlich warm, daß man es nicht zu trinken im Stande iſt. — — Man ſieht noch immer die Ruinen eines ehedem hier geſtandenen feſten Schloſſes. Im Jahre 1703 fiel ein gewaltiger Wolkenbruch, wodurch der vorbeifließſende Bach dergeſtalt aufgeſchwollen ward, daß er das ganze Dorf überſchwemmte, — die Zäune umriß, —

in die unterſten Stokwerke drang, ſo daß ſich die Bewohner mit genauer Noth in das oberſte flüchten konnten, — ganze Felder mit Sand und Steinen bedekte, — verſchiedene Brüken abwarf, — eine Mühle und eine Bleiche, welche gerade dem erſten Angrif des Stromes am meiſten ausgeſezt waren, verwüſtete, und eine ganze Menge Bäume mit der Wurzel aus der Erde hob. — Der Verluſt war ohnedem ſchon anſehnlich, und hätte der Strom nicht bald eine andere Richtung genommen, ſo wäre das ganze Dorf verſunken; — denn oben auf dem Gebirge hatte das Waſſer bereits in dem Fichtenwalde traurige Verwüſtungen angerichtet. — —

Glaris.

Die Lage dieſes Flekens iſt ungemein anmuthig. Er iſt faſt in der Mitte des Kantons, in einer ſchönen breiten Pläne, am Fuße ſteiler, hoher Gebirge. Die Straßen ſind groß und breit, und verſchiedene Häuſer geſchmakvoll angelegt. Er hat einige öffentliche Gebäude; unter andern zwey Kirchen, von denen die eine in der Mitte des Flekens, die andre außerhalb demſelben auf einer Anhöhe liegt. — Die Lint, welche ganz nahe vorbey flieſſet, trägt zur Fruchtbarkeit der benachbarten Gefilde vieles bey. — — Auf der eben erwähnten

Anhöhe liegt eine ſehr tiefe Höhle, in welcher, dem Gerüchte nach, der heilige Felix, und die nicht weniger heilige Regula von der Thebaniſchen Legion ſich einige Zeit ſollen aufgehalten haben. — Sogar will man ihre Finger im Felſen eingedrukt geſehen haben. — Aber die Sache verhält ſich nach Scheuchzers Bericht ganz anders. — Die vorgegebene Fingereindrüke ſind groteske Figuren, welche durch ein in der Höhle ſelbſt hervorflieſſendes Waſſer entſtanden ſind. Um ſeine Meinung zu beweiſen, führt er an, daß auch in andern Höhlen das Waſſer, wenn es ſich nach und nach verhärtet, gewiſſe Figuren machen könne. — Er gedenkt z. B. der Baumannshöhle in Deutſchland, in welcher die Natur gleichſam ein ganzes Orgelwerk, und an demſelben alle erforderliche Pfeiffen, — ſogar einige Altäre und eine Kapelle gemacht hat. — Damit das Schauſpiel vollſtändig werde, ſoll man daſelbſt auch Figuren von Prieſtern, Mönchen und andern Menſchen ſehen, welche aus dem verſteinerten Waſſer entſtanden ſind *).

*) Keyßler erwähnt verſchiedene ähnliche Höhlen. — Die eine lieget nahe bey St. Servulo, etwa drittehalb Stunden von Trieſte. In derſelben hat der weiſſe und graue Tropfſtein

Der Berg Gouppen.

Ein ſogenannter **Maibrunnen** reizt die Aufmerkſamkeit des Reiſenden. Er hat **drey** Eigenſchaften, welche wirklich auffallend ſind. — Er flieſſet nicht eher, als wenn der Frühling ganz und gar herangenahet, und man keinen Winter

viele große Säulen, und mancherley Figuren an den Deken und Wänden gebildet. — Sie iſt ziemlich groß, der Eingang iſt in der Ebene auf einem Berge, — und einige dreißig ſteinerne Stuffen machen ihn den natürlichen Liebhabern der natürlichen Merkwürdigkeiten bequem. — Die inneren Gänge ſind aber hie und da verſchüttet, und man muß ſich drey- bis viermal hinablaſſen, wenn man alles ſehen, und alle Kammern beſchauen will. — An vielen Orten ſammlet ſich helles Waſſer, ſo aus den feinen Oeffnungen des harten Steins gleichſam hervorſchwizet. — Im vorderſten Gewölbe wird zu gewiſſen Zeiten Meſſe geleſen; zu welchem Ende auch ein Altar aufgerichtet worden iſt. —

Die andre iſt bey Adlsberg. — Ihre Deke iſt wegen der vielen abhängenden Zierrathen und Eiszapfen, die ſich aus dem herabträufelnden Waſſer erzeugt haben, ſchön anzuſehen, und ihr Gewölbe von großer Breite. — Auf den Seiten ſind verſchiedene Figuren, denen die erhizte Einbildungskraft eines neugierigen Anſchauers die Form geben kann, die ihnen die Natur verſagte. —.— Daher iſts auch gar kein

mehr zu befürchten hat. Man ſieht ihn daher als einen Vorläufer der beſſeren Witterung an. — Hiernächſt vermiſcht ſich niemals Seife mit dem Waſſer; — und dann können weder Erbſen, noch Bohnen in dieſem Waſſer zum Kochen gebracht werden. Wirft man Seife herein, ſo ſondert ſie ſich, wie Oel, von den andern Waſſertheilen ab, und ſezt ſich an einen beſondern Ort: — wirft man Erbſen herein, ſo werden ſie nicht nur nicht weich, ſondern vielmehr hart, wenn man ſie in dieſem Waſſer kochen will. — Die Wäſche, die man etwa darinnen waſchen wollte, wird immer ſtärrer und ſteifer, und zerreiſſet hernach gar bald. —

Oben auf dem Gebirge iſt ein tiefes Loch, in welchem die hineingeworfene Steinen einen ſehr großen Wiederſchall geben, welcher ſo lange dau-

Wunder, daß man Pferde, Drachen, — Tigerköpfe, und andre Ungeheuer mehr darinnen findet. — Die Säulen, die an den Seiten geſehen werden, entſtehen von zwey Seiten zugleich. Auf dem Boden, wohin das Waſſer träufelt, mehrt ſich nach und nach der Tropfſtein; — eben dieſes geſchieht oben an der Deke der Höhle, wo die Feuchtigkeit abträufelt, — bis daß beide Enden zuſammenreichen, und eine vollſtändige Säule ausmachen. — Die Höhle St. Maria Magdalena iſt eben ſo beſchaffen. — Man leſe ihn ſelbſt nach, S. 1190, u. ſ. f.

ret, bis der Stein zu Grunde gegangen iſt. — In dieſem Berge findet man auch ſchwarzen Marmor mit weiſſen Adern, der einen ungemein angenehmen Anblik gewähret.

Der Tödiberg.

Er iſt von Grund auf, bis auf ſeinen oberſten zugeſpizten Gipfel mit ewigen Gletſchern bedekt, und vollkommen unerſteiglich. — An verſchiedenen Oertern ragen aus dem Eis und Schnee ſchwarze Steine hervor. — Auf der einen Seite iſt er zwar bis zu einer gewiſſen Höhe erſteigbar, — und mancher beherzte entſchloſſene Mann iſt ſo weit geklettert. Man ſieht allda eine Eisplåne, welche, gleich einem mit Schnee bedekten Gefilde, ganz eben, ohne alle Spaltungen, und faſt eine ganze Stunde lang iſt. — Man befindet ſich hier ſchon ſo hoch, daß man alle übrige Eisberge und Gletſcher der Provinz gänzlich und mit leichter Mühe überſehen kann. Dann erhebt ſich noch ein hoher, unüberſteiglicher, und zugeſpizter Berg in die Höhe, deſſen Höhe daraus abgenommen werden kann, weil es in den långſten Tagen daſelbſt faſt gar keine Nacht iſt, ſondern die Sonne den Gipfel bis zehn Uhr Abends beſcheint, und um drey Uhr des Morgens ſchon wieder ſichtbar wird. — Ein reiſender Gelehrte hat ſeine Höhe auf 3000 Klaf-

tern beſtimmt. — Auf den unterſten Schichten, die von der Sonne getroffen werden, wächſet Gras; — es iſt auch auf der mitternächtlichen Seite deſſelben eine Kriſtalmine.

Das Martisloch.

Eine von der Natur ſelbſt gemachte zirkelrunde Oeffnung, oder eine gerade durch den Felſen gehende Höhle, welche ſo groß ſeyn ſoll, daß ein Haus ganz gemächlich darinnen würde ſtehen können. — Die Sage, welche aber eine im Schnee erſonnene Fabel iſt, geht dahin, daß die Einwohner des Dorfes Elm das ganze Jahr über keine Sonne würden ſehen können, wenn ſie nicht im Frühlinge und im Herbſt einige Wochen lang ihre Strahlen durch dies Loch würfe. — Aus eben dieſer Fabel iſt auch die für die Schweizer ſehr beleidigende Beſchuldigung entſtanden, daß ſie der Gottheit weniger angenehm wären, weil ſie die Sonne nur in gewiſſen Zeiten, und zwar durch ein Loch, ſehen könnten. — —

Die Regierungsform.

Im Jahre 500 nach Chriſti Geburt bekam der heilige Fridolin die Oberaufſicht über dieſen Kanton, daher er auch noch izt der Patron deſſelben iſt. Er erbauete eine Kirche in dieſem Kanton, und ſchenkte ſie und das ganze Land einem Fräulein-Stifte, welches er in Seckingen ſtiftete. — Die

Aebtiſſinn begab ſich jährlich einmal nach Glaris, und hielt daſelbſt einen großen Gerichtstag, auf welchem zwölf aus dem Lande ausgeſuchte Richter die vorkommenden Rechtsſachen unterſuchen, und die Rechtsſtreitigkeiten entſcheiden mußten.

Im zwölften Jahrhundert beſtimmte Friderich Barbaroſſa dem Lande einen Protektor, dem er die Verwaltung der peinlichen Gerichtsbarkeit, und die mit dieſer Verwaltung nothwendig verbundene Einnahmen überließ. Ueber die zur Abtey gehörige Ländereien, Einkünfte, und in Abſicht anderer, der Aebtiſſin zukommenden Rechte, ſezte er einen eigenen Richter, der in Civilſachen die höchſte Gewalt hatte. In den folgenden Zeiten, da das Haus Oeſterreich theils durch Liſt, theils durch Gewalt beide Jurisdiktionen, die des Protektors, und die des Richters (Meiers) an ſich geriſſen hatte, und die Einwohner mit der größten Strenge und Grauſamkeit beherrſchte, ſo griffen ſie aus Noth gedrungen zu den Waffen, und ſezten ſich wieder in den Beſiz ihrer alten Privilegien. Sie ſchlugen ſich in dem zwiſchen dem öſterreichſchen Herzoge Albert und den Kantons entſtandenen Kriege 1351, zu der zwiſchen Zürch, Lucern und den drey kleinen benachbarten Kantons getroffenen Verbindung, – und wurden 1352 feierlich

durch eine darüber ausgefertigte Urkunde darinnen aufgenommen.

Die Regierungsform iſt eine Demokratie. Die Religion iſt vermiſcht, und theils reformirt, theils katholiſch. Dies hindert aber die Eintracht der Einwohner unter einander ſo wenig, daß ſie vielmehr in der größeſten wechſelſeitigen Zufriedenheit leben, und ihren Gottesdienſt ſogar in einer und derſelben Kirche nach einander halten. Der größere Theil iſt der reformirten, und etwa der achte der katholiſchen Religion zugethan.

Ulrich Zwingel, der 1506 zum Pfarrer in Glaris beſtellt ward, wird auch für den Reformator dieſes Kantons gehalten. — Den erſten Schritt zur Reformation legte er 1516 in der Kirche zu Glaris. Sein Beiſpiel ermunterte noch mehrere zur Nachahmung. Hieher gehören Fridolin Brunner, — Valentin, Peter und Aegidius Tſchudi. Heinrich Lorit, aus Mollis gebürtig, mit dem Zunamen Glareanus, war gleichfalls einige Jahre lang Zwingels Freund, und großer Verehrer *). Die folgenden Schikſale

*) Man hat von dieſem Dichter folgende Anekdote. — „Maximilian der Erſte krönte ihn „zum Dichter. Unmittelbar nach dieſer Krönung mußten ihm verſchiedene Vornehme des „Landes ihren Beſuch abſtatten. Er empfieng

dieſes Reformators habe ich ſchon im erſten Hauptſtüke dieſes Bandes erzählet.

Das Land ſelbſt hat funfzehn **Tagwen**, deren jedes ſeine eigene Wieſen, ſeine beſondere Waldung und Aker beſizt. — Jedes **Tagwen** liefert vier Senatoren, Glaris aber giebt **sechs** aus beiden Religionen. Stirbt ein ſolcher Senator, ſo wird ſeine Stelle alsbald **entweder** durch eine öffentlich angeſtellte Wahl ſeines Tagwens, oder durchs Loos wieder beſezt. — Der Senat des Kantons beſteht alſo aus 62 Gliedern, ohne die Präſidenten und die Officirer der Republik mitzurechnen. Die Präſidenten ſind der Landamman, — und der **Prokonſul**, der auch ſonſt der **Landsſtatthalter** genannt wird. Beide Religionen beſezen wechſelsweiſe dieſe zwey Stellen. — Die **Reformirten** verwalten ſie drey, und die Katholiken zwey Jahre lang, — doch ſo, daß, wenn der **Landamman** reformirt iſt, der Prokonſul alsdann katholiſch ſeyn muß.

Beide Religionen haben ihre beſondere Gerichtshöfe. Es ſind deren zwey, das **Fünfer**= und das **Neunergericht**. — Jenes richtet alle

„ſie alle in einem prächtigen Audienzſaale, ſaß
„auf einem Lehnſtuhle, hatte eine Krone auf
„dem Kopfe, und ſagte ihnen kein einziges
„Wort. — — “

Schuld- und Leihſachen; — dieſes beſorgt alle die nöthigen Verfügungen der Gehalte der Staatsbedienten, — der Forderungen der Kriegsleute wegen; — und unterſucht alle Kalumnien- und Injurienſachen. Sind aber die zwey in einen Prozeß verwikelte Parteien von verſchiedener Religion, ſo beſezt man das Fünfer- oder Neunergericht mit gleicher Anzahl von Richtern aus beiden Religionen, doch ſo, daß der, welcher den Ausſchlag giebt, von der Religion der beleidigten oder angeklagten Partey ſeyn muß.

Die Reformirten haben für die Eheſachen ein beſonderes Konſiſtorium. — Es beſteht aus zwey Geiſtlichen, und ſieben Laien, — und der Landamman, oder der Prokonſul iſt jedesmal Präſident darüber. Die Richter des Fünfer- oder Neunergerichts werden in den allgemeinen Verſammlungen des ganzen Landes, — die Beiſizer im Konſiſtorium aber im Senat erwählet. Von dieſen beiden Gerichten kann nicht appellirt werden. Doch nimmt ſich manchmal der Senat die Erlaubniß, — unter dem Vorwande einer bloßen Reviſion der Akten, die gefällten Sentenzen zu mildern, oder wohl gar zuweilen gänzlich abzuändern.

Alle Jahre werden zwey große Zuſammenkünfte angeſtellt, die die gewöhnliche Landsge-

meinden genannt werden. Die eine kann in gewiſſem Sinn die beſondere heiſſen, weil ſich die verſchiedene Religionsverwandte beſonders verſammlen, — die andere iſt allgemein, und beſtehet aus der ganzen Republik. Wer das ſechszehnte Jahr erreichet hat, muß ſich, mit dem Säbel an der Seite, daſelbſt einfinden.

Die beſondere verſammlet ſich allemal den erſten Sonntag im April, von katholiſcher Seite zwiſchen Netſtall und Nafels, von reformirter zu Schwanden. Man ſtellt allda theils Berathſchlagungen über die vorgelegten Materien, theils Wahlen durchs Loos an.

Die allgemeine Zuſammenkunft, auf der beide Religionsparteien ihre Deputirten hinſchiken, wird jedesmal den erſten Sonntag im May gehalten. Auf derſelben werden zuerſt die Staatsgeſeze verleſen, und alsdann beſchwören der Präſident und das ganze Volk die aufgerichtete gegenſeitige Union.

Außer dieſen feſtgeſezten Zuſammenkünften, werden zu allen Zeiten ſo viel andre gehalten, als es die Wichtigkeit der Staatsangelegenheiten verlanget.

Die Republik Glaris hat, ſo wie alle andere policirte Staaten, gewiſſe Fundamentalgeſeze,

und Statuten, zu deren Beobachtung ſich ſämmtliche Glieder eidlich verbinden müſſen. — Hier ſind einige der vornehmſten.

I. Ein jeder einzelner Bürger verpflichtet ſich eidlich, wenn er zwey Leute ſich ſchlagen ſehen ſollte, ſie von einander zu reiſſen, und alles zu ihrer Verſöhnung beizutragen.

II. Wenn jemand dem andern Beleidigungen, oder Injurien geſagt hat, ſo iſt er verbunden, ihm vor dem Neunergericht, oder doch vor einigen Zeugen, eine Ehrenerklärung zu thun.

III. Kann ein Gläubiger von ſeinem Schuldner nicht zur Bezahlung des ihm geliehenen Kapitals kommen, ſo ſteht es ihm frey, einen Theil von dem Vermögen ſeines Schuldners, der zur Bezahlung der Schuld zureichet, taxiren zu laſſen, und den dritten Theil der ganzen Summe als eine Vergütigung der Koſten zu behalten. Z. B. wenn er ihm zwey Gulden ſchuldig iſt, ſo kann er einen Theil von drey Gulden nehmen.

IV. Wenn eine Weibsperſon ein Hurkind gebiert, ſo verfüget ſich ein Senator in

Geſellſchaft eines Gerichtsſchreibers und eines Gerichtsbedienten zur Mutter. Sie muß alsdann in ſeiner Gegenwart ihr Kind an die linke Bruſt halten, und eidlich den Namen des Vaters angeben *).

V. Gegen alle Spiele, wo man Geld gewinnen oder verlieren kann, iſt ein förmliches Geſez vorhanden.

Das Scheibenſchieſſen iſt hievon ausgenommen, und dabey erlaubt, daß die verſchiedenen Intereſſenten unter einander wetten können. Daher kommt es auch, daß der Kanton ſehr geübte Schüzen hat, die im Kriege dem Vaterlande erſprießliche Dienſte leiſten.

Wie ich bereits erwähnt habe, ſo beläuft ſich die Anzahl ſämmtlicher Einwohner faſt an 4000 Menſchen, von denen der größere Theil reformirt iſt.

Noch will ich anmerken, daß die Einwohner des Kantons Glaris nebſt denen aus dem Kanton

*) Ein ſehr heilſames Geſez, beſonders in Demokratien. — — Die Verſchweigung des Namens deſſen, der das Kind gezeuget hat, (— denn einer kann doch nur Vater ſeyn,) ſtiftet in der That vielfachen Nachtheil; — man ſage dagegen, was man will!! — —

Schweiz, vermöge einer ausdrüklich 1336 geſchloſſenen Konvention, welche das ewige Landrecht der Schweizeren und Glarneren mit Toggenburg genannt wird, über die in Toggenburg entſtandene Zwiſtigkeiten als Schiedsrichter gebraucht werden. — Daraus kann aber keine Superiorität über Toggenburg hergeleitet werden. — — Dies gab zu dem Kriege Gelegenheit, den ich im erſten Hauptſtüke dieſes Bandes ausführlicher beſchrieben habe.

Neuntes Hauptſtück.

Der Kanton Baſel.

Vorerinnerungen.

Ich komme von den ſogenannten acht älteren Kantons, die ſich eher als die andern mit einander verbanden, und den eigentlichen helvetiſchen Staatskörper ausmachten, auf die fünf jüngeren, — Baſel, Freiburg, Solothurn, Schafhauſen und Appenzell. — — Jene machten von 1352 bis 1481 einen beſondern Körper aus. — Freiburg und Solothurn traten 1481, Baſel und Schafhauſen 1501, und Appenzell 1513 dem Bunde bey *).

Der Kanton Baſel liegt eigentlich außerhalb der Schweiz, und begreifet das Land der alten Rauracher. So wie aber, Cäſarn zufolge, bereits zu den Zeiten der Römer die Rauracher Bundesgenoſſen der Helvetier waren, ſo macht auch izt dieſer Kanton einen anſehnlichen Theil des Schweizerbundes aus, weil er mit den Kantonen in die engeſte Verbindung getreten iſt. — —

Er grenzt gegen Mittag an Solothurn, gegen Abend an das Bisthum Baden, und an das Sundgau; — gegen Mitternacht an die marggräflich

*) Siehe den erſten Band, S. 204 und 205.

Baden-Durlachiſche Herrſchaft Rotel, — und gegen Morgen an Rheinfelden und an das Frikthal. — Er iſt ohngefähr acht Meilen breit, und fünf bis ſechs lang.

Die Gegend um Baſel, und den Eintritt in Helvetien beſchreibt Hirſchfeld S. 9 bis 11. fürtreflich.

„Ein entzükender Anblik, ſagt er unter andern, iſt es, wenn man bey Baſel in die Schweiz eintritt. Zwar ſieht man hier noch keine hohe Gebirge, wie in andern Gegenden, aber fruchtbare Hügel und Thäler erſcheinen in einem angenehmen Gemiſche, und ich kann Ihnen nicht beſchreiben, was für ſüße Empfindungen ſich bey dem Eintritt in dieſes Land auf einmal meines Herzens bemächtigten. Es war in dem angenehmſten Monate, im Anfange des Junius, und die Heuerndte war ſchon angefangen. Die natürliche Schönheit des Landes, die vortheilhaften Ideen, die ich mir theils aus der Geſchichte, theils aus den Poeſien ſeiner neuen Dichter von demſelben ſchon gebildet hatte, die Milde der Jahreszeit, und die Heiterkeit der Witterung, — die Menge der anmuthigen Dörfer und die zerſtreueten Landhütten, das frohe Gewühl der Erndte,

wo überall zur Seite des Weges, in den Wieſen und an den Hügeln, Landleute beiderley Geſchlechts emſig waren, — und bey ihrer Arbeit ihre Lieder ſangen, und manches blühende Mädchen, ſo reizend, wie eine Grazie, das uns beim Vorüberfahren auf eine gefällige Art grüßte; dieſes alles vereinigte ſich, uns bey unſrer Ankunft ſchon das lebhafteſte Vergnügen mitzutheilen.

Die Stadt Baſel.

Sie iſt in aller Abſicht eine der beträchtlichſten Städte in der ganzen Schweiz. Ihr hohes Alter, – ihre Schönheit, – ihre Größe und ihre Reichthümer, und die berühmte Univerſität, welche ſeit ſo langen Zeiten zur Zierde und Schmuk der Stadt geblühet hat, machen ſie mit allem Rechte dazu.

Bis auf die izige Zeit beinahe hat der Geſchmak in der Bauart hier aber nicht ſonderlich hervorgeſtochen. – Man liebte das Weitläuftige in den Gebäuden, und vergaß darüber das Bequeme. — Koſten wurden zwar nicht geſcheuet, um die Gebäude hoch in die Höhe zu thürmen; — aber das Schöne, das Anmuthige in der Anordnung des Innern der Häuſer fand faſt gar keine Stelle in

dem

dem Anſchlage. — Die neuern Gebäude verbeſſern ſehr die Fehler der alten. Man bauet größtentheils mit einem Sandſtein, der nur eine halbe Meile von Baſel gebrochen wird; er iſt theils weißgrau, theils röthlich und dunkelroth, theils beides durch einander. Indeſſen bedient man ſich auch eines gewiſſen Tufſteines, der wegen ſeiner Leichtigkeit zu Kellergewölben ungemein gut gebraucht werden kann, auch ſelbſt in die Wände, die keine gar zu große Laſt zu tragen haben, mit eingemauert wird.

Ein großer Theil der Häuſer hat noch Giebel. Bey manchen ragt das Dach ſechs bis zehn Fuß hervor, welches im ganzen genommen nicht ſchlimm ins Auge fället. Die Giebel ſind mit mancherley Figuren bemahlt, deren einige wenige Holbeins Pinſel verrathen. Die Inſchriften der Häuſer ſind oft höchſt lächerlich. Ich will ein paar aus dem Andreä erwähnen.

Z. B. an dem einen iſt eine Sau gemahlt, und dabey geſchrieben:

1565. Wir ſtohn alle in Gottes Hand,
Zum ſchwarzen Eber genannt.

An einem andern iſt verkehrt geſchrieben:

Alſo geht es,

(nämlich in der Welt verkehrt.)

Noch an einem andern ſteht folgendes, und ein Rindsfuß iſt drüber gemahlt.

Ihr lieben Chriſten, bekehrt euch, und thut Buß,
Denn dies Haus heißt: ZUM RINDSFUSS *).

* * *

Baſel war in älteren Zeiten ein Bißthum. Nach und nach verband es mit der geiſtlichen Herr-

*) Faſt eben ſo dumm, als in dem ſo abgeſchmakten A B C Buch, das man den Kindern noch immer in die Hände giebt, folgender Reim ſteht;

Die Cloſter-Nonne die thut Buß,
Einen Nagelbohr man haben muß.

Um auf die Aufſchriften der Häuſer zu kommen, — ſo wollte ich einen ſehr guten Vorſchlag thun, der aber ſchwerlich wird ausgeführt werden. Er iſt dieſer.

Man hefte über die Thüre eines jeden Hauſes eine große Tafel. Auf dieſe grabe man von Zeit zu Zeit merkwürdige Eräugniſſe ein, die in dem Hauſe ſich zugetragen haben. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Obrigkeit darüber die Aufſicht haben müßte, und daß es ihr zukäme, das zu entſcheiden, was auf dieſe Tafel gegraben werden könnte, oder nicht. — Das würde ich für ein lebendiges Tagebuch der Familien und des Volkes anſehen, woraus wirklich Nuzen entſtehen könnte.

ſchaft die weltliche. Der Biſchof ſtammte keinesweges, wie man behaupten will, vom Kaiſer Heinrich dem Zweiten ab, ſondern hatte von ihm nur ſeine Reichthümer, und ſein Anſehen erhalten. Eben dieſer Kaiſer ertheilte dem Biſchof Adalberon erhebliche Privilegien, und machte ihm große Geſchenke. — Rudolph, König von Burgund, bereicherte ihn im Jahr 1000 noch mehr. Auf dieſe Art kam das Bisthum zu anſehnlichen Schäzen, und die Mönche verſtanden die Kunſt, Güter zu erſchleichen, zu gut, als daß ſie nicht zur Vergröſſerung der Schäze deſſelben hätten beitragen ſollen.

Zur Zeit der Reformation verließ der Biſchof die Stadt Baſel, und verlor alſo auf immer ſein Anſehn über dieſelbe. Er verlegte ſeinen Siz nach Porentru, und das Kapitel nach Arlesheim. Indeſſen hat der izige Biſchof doch noch immer über einen anſehnlichen Theil ſeiner Dióces die Hoheit, und beſizt von dem Bielerſee an bis nahe an die Stadt Baſel vieles Land. Die reformirten Einwohner haben aber ſo viele Freiheiten, daß es ihm nur Verdruß und Ungelegenheit machen würde, wenn er auf den Gedanken käme, ihnen wehe zu thun. Demohnerachtet thut er öfters Ausfälle auf ihre Ruhe und Zufriedenheit, und Bern, welches durch ſo mannigfaltige Verbindungen ganz genau mit Baſel verenget worden iſt,

muß nicht ſelten ins Mittel treten, und die Fehden ſchlichten. — Wenn ich von Biel reden werde, ſo gedenke ich auch hierüber weitläuftiger zu ſeyn. Izt will ich nur noch erwähnen, daß der Biſchof ein Mitglied des deutſchen Reiches ſey, und daß er gleich nach dem Fürſt von Lüttich in dem Fürſtenkollegium Siz und Stimme habe.

* * *

Wolfgang, Fabricius Capiton, (im Deutſchen Köpflin,) und Johann Hausſchein (der ſich aber im Lateiniſchen lieber Oekolampadius nennen ließ,) werden als die zwey erſtern Beförder der Reformation in dieſer Stadt angeſehen.

Köpflin war 1478 in Hagenau gebohren, und hatte in den drey bekannten Fakultäten die Doktorwürde angenommen. — Man berief ihn 1512 zum Prediger der Hauptkirche in Baſel, und hier fand er, bey Gelegenheit der Erklärung des Brieſes Pauli an die Römer, die Irrthümer der römiſch-katholiſchen Kirche, — welches ihn 1517 auf den Gedanken brachte, nicht mehr in die Meſſe zu gehen.

Hausſchein ward zwar zu Weinsberg in Franken 1482 gebohren, ſtammte aber doch eigentlich von reichen Eltern in Baſel ab. Er hatte ſich in Heidelberg, wo er die Rechtsgelehrſamkeit

ſtudirt hatte, dergeſtalt beliebt gemacht, daß ihn Philipp, Churfürſt von der Pfalz, zum Hofmeiſter ſeiner Kinder wählte. Seit 1514 predigte er in ſeinem Vaterlande mit vielem Beifall der Gelehrten; – begab ſich aber, weil er gegen manche Lehren des Syſtems Verdacht und Argwohn erhielt, zu dem berühmten Johann Reuchlin,*) oder Capnion, in der Abſicht, von dieſem groſſen Mann das Griechiſche und Hebräiſche zu erlernen, und ſich dadurch in den Stand zu ſezen, die heilige Schrift in der Grundſprache zu leſen. Capiton empfahl ihn 1515 dem Biſchof von Baſel, Chriſtoph von Uttenheim, der ihm den Ruf zum Prediger zuſandte. Hier erhielt er von eben dieſem Köpflin den Doktorhut; – gieng auf erhaltenen Ruf nach Augsburg, kam aber nach drey

*) Reuchlin hat viel geleiſtet. Er machte die ebräiſche und griechiſche Sprache wieder in Deutſchland bekannt, und mußte darüber viel von den Mönchen, und der Kleriſey überhaupt leiden. – Seine zwey Lehrer waren Johann Lupidanus, ein Theologe in Paris, und ein Rabbi, Abdia ben Jacob Spuon, dem er eine jede Stunde mit einem Goldgülden bezahlen mußte.

Die griechiſche Sprache hat er, nach ſeiner eigenen Erklärung hierüber, 1473 in Paris von den Schülern des Gregorius Tipherna gelernt.

Jahren zurük, und ſezte ſeine Bemühungen, die Reformation zu befördern, eben ſo eifrig fort, als er ſie angefangen hatte *).

Konrad **Pellikan**, ſonſt Kirsner genannt, aus Ruffak im Elſaß gebürtig, unterſtüzte **Hausſcheinen** getreulich. Eben dieſe Hülfe erwartete man vom **Erasmus**. Dieſer große Mann hielt ſich eben damals in dieſer Stadt auf, um verſchiedene wichtige Werke druken zu laſſen. Er blieb indeſſen ſtandhaft in dem Schooße ſeiner Kirche. Es kann ſeyn, daß er die Verfolgung ſeiner Glaubensbrüder, und den Verluſt ſeines Gehaltes zu ſehr ſcheuete, oder daß ihm überhaupt der ganze Reformationsplan, oder die Methode, deren ſich die Reformatoren bedienten, nicht gefiel. — Es reuete ihn ſogar, die Misbräuche und den Aberglauben der römiſchen Kirche beſtritten zu haben, und er ſchrieb zulezt ſogar in einem ungemein bittren Ton gegen die Reformatoren ſelbſt **).

*) Oekolampad's Feinde erdichteten, daß er ſich ſelbſt habe umbringen wollen; — er wäre indeſſen durch des Teufels Verſuchungspfeile für Leid plözlich geſtorben, und auf ſeinem Lager bey der Nacht erdrükt worden.

) Weil Baſel geraume Zeit der Aufenthalt des Deſiderius **Erasmus war, und ſein Andenken daſelbſt noch in großem Segen behalten wird, ſo will ich hier dieſes großen Mannes in

Baſel iſt die erſte Stadt in der Schweiz, in welcher Buchdruker geweſen ſind. Es ſollen ſchon

ſo weit Erwähnung thun, als es zur Sache gehöret.

Maria, Königinn von Ungarn, wollte ihn, — weil ſie Statthalterinn der Niederlande war, nach Ungarn kommen laſſen. Vorher begab er ſich alſo nach Baſel, theils ſeinen Prediger Salomo, den er noch nicht vollendet hatte, druken zu laſſen, theils ſich von einer gehabten ſchweren Krankheit zu erholen; und alsdann wollte er ſich auf dem Rhein in die Niederlande begeben. Er nahm bey einem ſeiner alten Freunde, dem Hieronimus Froben, ſeine Wohnung. — Es gefiel ihm außerordentlich, und er würde nie ſein Misfallen geäuſſert haben, wenn nicht gerade zu der Zeit die Reformationsveranſtaltungen ſich in Baſel angeſponnen hätten. Er erklärt ſich darüber in dem 74ſten Briefe des 30ſten Buches folgendergeſtalt: — „Si mea bene nouiſſes, debebas illi
„reſpondere, me neceſſario valetudinis cauſſa
„reliquiſſe Friburgum, hoc animo, vt Eccle-
„ſiaſta abſoluto Beſontium peterem, ne non
„eſſem in ditione Caeſaris, ſed hic ingraueſcens
„valetudo cogit hybernare. Hic enim, quam-
„quam ſum apud amicos ſincerrimos, quales
„Friburgi non habebam, tamen ob dogmatum
„diſceſſionem malim alibi finire vitam.“ In einem andern Schreiben drükt er ſich darüber folgendergeſtalt aus: — „Obſcurum eſſe non
„poteſt, mihi non omnia probari, quae iſti

1460 ſich einige daſelbſt aufgehalten haben. — In Deutſchland hatte man ſchon 1446 gedrukte Bücher.

„(Euangelici) faciunt, quae ſi probaſſem, non „tanto meo tum periculo, tum diſpendio re„liquiſſem ciuitatem, cui tot annis affueram, „ſed iam pridem ipſorum ſodalitio totus ad„haererem.“ —

Er wechſelte indeſſen oft mit dem Orte ſeines Aufenthaltes ab, — verließ Baſel, und kam wieder dahin, ſo daß man wol von ihm ſagen kann, was Virgil von der Juno in Abſicht Carthago's ſagte: — *hic illius arma, hic currus fuit*. Er ſtarb auch in Baſel. Noch auf ſeinem Todbette ſoll er ſich mit einem ſeiner Feinde verſöhnt haben.

Er wird noch izt in dieſer Stadt außerordentlich geſchäzet. — Man zeigt einem jeden Reiſenden das Haus, wo er geſtorben iſt. — Das Haus, wo die Profeſſoren der Theologie ihre Vorleſungen, und öfters auch ihre akademiſchen Verſammlungen halten, trägt noch bis auf den heutigen Tag, den Namen das Erasmuskollegium. — Seine ehemalige Studirſtube gehöret unter die wichtigſten Seltenheiten der Stadt. Man zeigt noch daſelbſt ſeinen Ring, — ſein Pettſchaft, — ſeinen Degen, — ſein Meſſer, ſein Teſtament, von ſeiner eigenen Hand geſchrieben, ſein Bildniß, von Holbein gemahlt, u. ſ. f. — Von ſeinem Gemälde weiß man, daß er ſich mit vieler Ueberwindung erſt ent-

* * *

Sie liegt (damit ich zum genauern Detail komme) am Ufer des Rheins, welcher ſie in zwey

ſchloß, ſich mahlen zu laſſen. Er war mit ſeinem Geſichte nicht ſonderlich zufrieden. Holbein hat ihn nur mit halbem Leibe gemahlet, worauf Beza folgendes Sinngedicht gemacht hat: —

Ingens ingentem quem perſonat orbis Eraſmum,
Hic tibi dimidium picta tabella refert.
At cur non totum? — — mirare deſine, lector,
Integra nam totum terra nec ipſa capit.

Albrecht Dürer hat in der Folge von ſeinem Kopfe auch einen Kupferſtich verfertigt. Siehe Vaſari von dem Leben der Mahler. — — S. 307. des dritten Theiles.

Die Studirſtube des Eraſmus ſoll der Rath den Nachkommen Bonifacius Amerbachs, ſeines Erben, im Jahr 1661 für 9000 Thaler abgekauft und ſie der Akademie geſchenkt haben.

Eraſmus war einer der friedlichſten Theologen. Hier iſt ſeine eigene Erklärung über die Kriege derſelben.

Si quis exactius rem excutiat, reperiet, omnia fere Chriſtianorum bella vel e ſtultitia, vel e malitia naſci. Nonnulli iuuenes, et rerum imperiti, maiorum malis exemplis hiſtoriarum, quas de ſtultis prodidere ſtulti monu-

Städte abſondert. Beide, von denen die, welche gegen Deutſchland zu liegt, die kleine, und die,

mentis, ad hoc inflammati, dehinc inſtigantibus adulatorum hortatibus, exſtimulantibus Jureconſultis ac Theologis, aſſentantibus aut conniuentibus epiſcopis, fortaſſis et exigentibus, temere magis quam malitioſe bellum ſuſcipiunt, et tanto totius orbis malo diſcunt, bellum rem eſſe modis omnibus fugiendam. Alios occultum odium, alios ambitio, alios animi feritas in bellum impellit. — Quandoquidem ne noſtra quidem Ilias quicquam, praeterquam ſtultorum Regum et populorum continet Iras. Adagiorum Chil. IV. Cent. I. n. 1.

Er war Luthern nie perſönlich feind, ſondern misbilligte nur ſeine Hize. — An Spalatin ſchrieb er unter andern: Er wünſchte, daß Lutherus von dem Diſputiren einmal ruhete, und das Evangelium rein handelte, ohne Einmiſchung der Affekten, vielleicht würde die Sache viel beſſer fortgehn. —

Wie mäßig iſt folgendes Urtheil von eben dieſem Mann! — — Luther, ſagte er 1520 zu Friderich, Churfürſten von Cölln, — hat zwey große Sünden begangen, daß er den Mönchen nach ihren Bäuchen, und dem Pabſte nach der Krone gegriffen hat. Er ſchilt mit Recht die Irrthümer, und die Kirche hat auch in der That eine große Beſſerung nöthig. Die Summe der Lehre Lu-

welche an der Schweizerſeite iſt, die große genannt wird, werden durch eine fürtrefliche Brüke verbunden. – Sie iſt 270 Schritte lang, und hat eine herrliche Ausſicht. Auf dem Thurme, der auf der Seite gegen die Schweiz oder Frankreich ſteht, iſt ein gekrönter ſchwarzer Kopf, der alle Minuten ſeine rothe lange Zunge heraus und herein bewegt.

Die Stadt ſelbſt iſt ſehr groß. Sie hat an 220 Straßen, ſechs Marktpläze, einige neunzig Springbrunnen, welche theils in der Stadt ſelbſt

thers iſt wahr, nur möchte ſie etwas ſanftmüthiger ſeyn. –

In einem andern Briefe drükt er ſich folgendergeſtalt aus: – Ich ſchlieſſe deswegen keinen von meiner Freundſchaft aus, weil er Luthero geneigt iſt; kündige ſelbige auch niemanden auf, wenn er wider Lutherum heftig iſt, denn beide thun es aus einer guten Intention. – –

Dieſe ſeine gelinde menſchliche Denkungsart zog ihm nicht nur die Feindſchaft vieler Geiſtlichen, ſondern ſogar öffentliche Beſchuldigungen zu, daß er ein Arianer, – ein Spötter, – ein Kezer, und gar ein Atheiſt ſey. – – Das gewöhnliche Schikſal rechtſchaffner offenherziger Männer. – – – –

Ich weiß alſo nicht, ob ein ſolcher Ton bitter genannt werden kann.

ihre Quelle haben, theils ihr Waſſer von den benachbarten Hügeln oder ſonſt von andern Oertern her erhalten; – ein und dreißig Mühlen, von denen ein und zwanzig Getraide- und zehn Papiermühlen ſind.

Die **große** Stadt hat 7500 Schritte im Umkreiſe, neun bis zehn Kirchen, und ſieben bis acht Klöſter, welche aber nicht mehr zur Ernährung der Mönche beſtimmt ſind. Die **kleine**, welche indeſſen auch groß genannt werden kann, hat faſt 3000 Schritt im Umkreiſe, drey Klöſter, eben ſo viel Kirchen, die Pfarrkirche des heiligen Theodors nicht einmal mitgerechnet. Beide ſind nicht ſonderlich befeſtigt.

Die Reinlichkeit der Straßen, und die Schönheit der öffentlichen ſowol, als der Privatgebäude erheben ſie zu einer der ſchönſten in der ganzen Schweiz. Die Prinzen von Durlach wählen ſie oft zu ihrem Aufenthalt. Sie haben einen prächtigen Pallaſt daſelbſt, der durch die nach dem unglüklichen Brand erhaltene neue Verſchönerungen das Auge noch mehr reizet. Der Garten iſt fürtreflich. Nach dem Andreä ſteht in demſelben ein Kirſchbaum, welcher dreimal Früchte träget. Die Kirſche ſelbſt iſt klein, von einem ſäuerlichen ſchlechten Geſchmak, hängt an den äußerſten Spizen der Zweige und kommt nie an der Mitte

derſelben vor. — Izt ſoll ſich auch der regierende Fürſt von Anhalt-Zerbſt mit ſeiner Gemahlinn daſelbſt aufhalten, ob er gleich das ſtrengſte Inkognito beobachtet.

Die Kirchen der großen Stadt ſind die Kathedralkirche, die auch gemeiniglich das Münſter heiſſet, — die Leonhards- — Peters- — Martins- — Albans- und Eliſabethskirche. Auſſerdem haben die Klöſter, z. B. die Franziskaner, Dominikaner ihre beſondere Kirchen. Die drey erſten ſind Pfarrkirchen. In einer jeden, ſo wie auch in der zum heiligen Theodor in der kleinen Stadt, wird alle Monate die Kommunion einmal gehalten, doch ſo, daß nicht immer ein Sonntag dazu genommen, ſondern in den verſchiedenen Kirchen abgewechſelt wird.

Die außerordentliche Menge von Grab- und andern Inſchriften in der Kirche, kann ich unmöglich der Reihe nach anführen. — Sie ſind zu lang, und ihrer zu viel, — auch manche in aller Abſicht unbedeutend. Man kann darüber folgende zwey Bücher vergleichen: Baſilienſium Monumentorum Antigrapha a *Simone Grunaeo*, Ligio-Lignicii 1602, und *Tonjolae* Baſilea ſepulta, 1661.

Folgende drey Kirchen liegen längſt dem Ufer des Rheines. — Die Kloſterkirche des heiligen Albans, — am mitternächtlichen Ende der

Stadt, — die Johanniskirche, welche aber eigentlich nichts weiter, als eine Maltheſer Ordenskapelle iſt, — und die Kathedralkirche, welche faſt in der Mitte von beiden liegt.

Die Kathedralkirche iſt groß, und hat zwey ſchöne, gegen einander ſtehende Glokenthürme von gleicher Form, welche an der Seite des großen Portals ſtehen, und mit vielem Geſchmak gebauet ſind, — die Bildhauerarbeit an der Kirche ſelbſt iſt hingegen ſehr übel gerathen. — In der Kirche ſteht ein marmorner Altar, und ein herrlicher Taufſtein. — Der Saal, in dem die Profeſſoren der Theologie ihre Vorleſungen halten, und in welchem die Doktorwürden ertheilet werden, hänget mit dieſem Gebäude zuſammen. — — Er iſt 1711 ganz neu wiederhergeſtellet worden. — Die Orgeln dieſer Kirche ſind, ihrer Bauart nach, fürtreflich, und werden durch die Gemälde von dem Pinſel des Holbeins noch mehr erhöhet. — Es liegen in der Kirche verſchiedene Perſonen vom höchſten Range, die Kaiſerinn Anna, — geborne Gräfinn von Hochburg, Gemahlinn Rudolphs von Habsburg, — des erſten Kaiſers dieſes Namens; — Arnold von Rothberg, Biſchof von Baſel; — und viele andre Gelehrten des ſechszehnten Jahrhunderts, — und unter dieſen der berühmte Erasmus. Das Epitaphium iſt auf

einer marmornen Tafel, an deren Ende ein *Deus Terminus* ſteht, den er zu ſeinem Pettſchaft, und zu ſeiner Deviſe gewählt hatte, mit der Ueberſchrift: – *cedo nulli.* – Dieſer große Mann war überhaupt der Stadt Baſel ſehr gewogen. Man ſehe darüber die kurz vorhero gemachte Anmerkung.

Hinter der Hauptkirche erhebt ſich eine prächtige Terraſſe, mit alten Mauern, welche von bewundernswürdiger Höhe ſind. – Die Ausſicht auf den Rhein, und jenſeit deſſelben in klein Baſel, und die benachbarten Ländereien iſt ungemein angenehm. — Der Plaz heiſſet auch die Pfalz. Ehemals ſtand eine herrliche Linde auf dem Plaze, welche dreihundert Fuß im Umfange hatte. – Izt zieret eine doppelte Reihe dieſen Plaz, auf welchem gegen die Rheinſeite zu die Statüe Kaiſers Heinrich des Heiligen ſtehet.

In einem gewiſſen Hauſe, welches Seidenhof genannt wird, iſt Rudolph von Habsburg in Stein gehauen. Er ſizt auf dem Throne, in der einen Hand hat er den Reichsapfel, in der andern das Reichsſcepter, und den Degen zwiſchen den Knien. Dieſe Statüe iſt zum Andenken der glüklichen Befreiung dieſer Stadt geſezt, welche 1273 von dieſem Fürſten, der damals nur noch bloßer Graf von Habsburg war, belagert wurde, und ihm freiwillig die Thore öffnete, als ſie von ſeiner

Wahl zum Kaiſer hörte, und auf dieſe Art unter allen Reichsſtädten ihm zuerſt huldigte.

Die Peterskirche ſteht an dem einen Ende der Stadt. — Hinter derſelben iſt der prächtige Petersplaz, welcher für den beſten Spaziergang in der großen Stadt gehalten wird. Er iſt in einem Viereke gebauet, ohngefähr 289 Fuß lang, und 255 Fuß breit. Zwey große, ſchöne Springbrunnen, und vierhundert und vier und vierzig theils Linden- theils Ulmbäume machen den Plaz nicht nur angenehm, ſondern ſchüzen auch durch den dichten Schatten, welche die Alleen von ſich werfen, für die brennende Sonnenhize. — Der Plaz ſelbſt iſt faſt immer voll gepfropft, — und die an der Seite ſizenden Obſthändler und andre Krämer löſen von dieſer Promenade nicht geringen Vortheil. — Ehedem verſchaffte eine außerordentlich hohe und dike Eiche dem Spaziergange viel Zierde und Anmuth. Aus einem ſieben Fuß hohen Stamme erhoben ſich zehn große Zweige, von denen ein jeder einen Baum hätte vorſtellen können. Sie theilten ſich wieder in verſchiedene Nebenzweige ein, welche ſich in ein künſtlich geſponnenes Gebüſche verloren, und dadurch dem Auge einen fürtreflichen Anblik gewährten. — Es waren drey Stokwerke auf derſelben errichtet. — Der Kaiſer

Friderich

Friderich aus dem Hauſe Oeſterreich wollte bey ſeiner Gegenwart in Baſel mit ſeinem Sohne Maximilian und ſeinem ganzen Hofe auf dieſer Linde ſpeiſen. — Eine dazwiſchen gekommene Krankheit hinderte ihn aber an dieſem Vorſaze. —

Auf der einen Seite dieſes Plazes ſtehet das Zeughaus, welches, nebſt vielen Harniſchen und andern aus den vorigen Zeiten übrig gebliebenen, izt völlig unbrauchbaren Kriegsgeräthſchaften, ohngefähr einen für 10000 Mann hinlänglichen Vorrath von Gewehren in ſich enthält. — Ein jeder Bauer muß vor ſeiner Verheirathung ſich aus demſelben bewaffnen. Man zeigt unter andern den Harniſch des Herzoges von Burgund, ſeine Trompeten, Zimbeln, — und ſein Reitzeug. — Gegen das Zeughaus über ſteht ein fürtrefliches Gebäude, in welchem das berühmte Feſchiſche Naturalienkabinet aufbehalten wird. Der bekannte Doktor der Rechte, Feſch, der 1667 ſtarb, ſammlete das Kabinet, und vermachte es in ſeinem Teſtamente als ein Fidei Kommiß dem Aelteſten der Familie, der aber allezeit ein Doktor oder wenigſtens ein Licentiat der Rechte seyn mußte. — Es beſteht aus einer großen Büchersammlung, — vielen Medaillen, — alten Steinen, und beſonders aus vielen Begräbnißlampen. —

Seit dem Tode des lezteren Beſizers iſt es in Unordnung gerathen, und das verurſachte, daß, ſeit einem gewiſſen darüber entſtandenen Streite, manches, was doch hätte angeſchafft werden ſollen, nicht angeſchafft worden iſt. — Der gegenwärtige Inhaber iſt, nach Bernoullis Nachricht, *) der Staatsrath und Scholarche, Herr Feſch, der es im vorigen Jahre hat in Ordnung bringen wollen.

In eben der Straße iſt der mediciniſche Garten, und noch weiter nach dem Rhein zu das Dominikanerkloſter, und ihre Kirche, in welcher die Franzöſiſch-Reformirten ihren Gottesdienſt halten. — Gegen über iſt an einer Mauer des Kirchhofs der überall bekannte Todtentanz gemahlt, in welchem der Tod zu allen Ständen und Ordnungen eilet, und ihnen in deutſchen Verſen eine kurze Einladung macht. Vor ohngefähr 100 Jahren hat man die Mahlerey wieder angefriſcht. Gemeiniglich hält man Holbeinen für den Mähler; — es iſt aber eines gewiſſen andern Werk, deſſen Namen Bok heiſſet, und dieſer hat lange vor Holbeinen gelebt.

Nicht weit von der Kathedralkirche ſteht das Rathhaus. Auf der Treppe zu demſelben fin-

*) In ſeinen franzöſiſchen Briefen, S. 233. im erſten Theil.

det man noch Spuren von einem merkwürdigen Gemählde. Es ſtellet das jüngſte Gericht vor, und iſt bereits 1510 verfertiget. — Es hat das Sonderbare, daß auch Päbſte, — Kardinäle, — Prälaten, — und Klerici von allerley Art, Rang und Ordnung in der Hölle anzutreffen ſind *). Auf dem Rathhauſe ſieht man die Paſſion von der vortreflichen Hand eines Holbeins. Es iſt in acht Stüken gemahlet, und ſteht auf zween Flügeln, oder hölzernen Laden, welche zuſammengelegt werden können. — Die acht Abtheilungen ſind folgende. — Chriſtus am Oelberge; — ſeine Gefangennehmung; — ſeine Verurtheilung; — ſeine Geiſſelung; — ſeine Krönung; — ſein Hingang zur Kreuzi-

*) Hier kann ich zu einer etwanigen Entſchuldigung; — oder Kommentar, — oder wie mans nennen will, folgendes aus dem deutſchen Muſeum, Julius 1777. S. 95. herſezen. Es lautet alſo.

Holberg in Paris.

„Holberg gab in Norwegen mit vielem Bei„fall im Franzöſiſchen Unterricht. — Er kam „nach Paris, und fand, daß er kein Franzö„ſiſch verſtand. — “

Ich hoffe, ſo wird es manchem Theologen im Himmel gehen. — Warum ich das hoffe? Je, es ſezt ja zum voraus, daß er in Himmel kommt.

Käſtner.

gung; — ſeine Kreuzigung und Tod; — ſein Begräbniß. Nach Herrn Andreä Geſchmak ſoll der erblaſſende Körper Christi am meiſten rühren. — Nach Keyßlers Urtheil iſt die Gefangennehmung Chriſti im Garten am beſten ausgedrükt. — Der Churfürſt von Bayern, Maximilian, ſoll der Stadt 30000 Gulden dafür geboten, es aber nicht erhalten haben. — Es ſteht izt auf der Univerſitätsbibliothek.

Im Hofe des Rathhauſes ſteht die Statüe des römiſchen Generals, Munatius Plankus, der die nahe bey Baſel gelegene Stadt Auguſta Raurakorum ohngefähr funfzig Jahr vor Chriſti Geburt geſtiftet haben ſoll. — Sie iſt erſt 1528 aufgerichtet, und hat folgende Unterſchrift, welche Beatus Rhenanus verfertigt haben ſoll. —

L. MVNATIO PLANCO CIVI ROMANO
VIRO CONSVLARI,
ET PRAETORIO ORATORIQVE AC
M. CICERONIS DISCIPVLO
QUI POST DEVICTOS RHAETOS AEDE
SATVRNI DE MANVBIIS
EXTRVCTA NON MODO LVGDVNVM
ET RAVRICAM
COLONIAM DEDVXIT, QVAE AVGVSTA
FVIT APPELLATA
AB OCTAVIO AVGVSTO TVM RERVM

POTIENTE. S. P. Q.
BASILIENSIS TAMETSI ALEMANNORVM
TRANSDVCTI
COLONI SVBACTIS ET DEPVLSIS
RAVRICIS AMORE TAMEN
VIRTVTIS, QVAE ETIAM IN HOSTE
VENERATIONEM MERETVR
VETVSTISSIMO TRACTVS HVJVS
ILLVSTRATORI, CVLPA TEMPORVM
PRORSVS ABOLITAM MEMORIAM
POSTLIMINIO RENOVARVNT.
ANNO. MDXXVIII.

Nächſt dem Rathhauſe zieht die Univerſität die meiſte Aufmerkſamkeit an ſich. — Pabſt Pius der Zweite ſtiftete ſie 1459, und ſeit der Zeit hat ſie, beſonders nach der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften, immer geblühet, — und hat in allen Arten der Wiſſenſchaften gelehrte, und große Männer dargeſtellet. — Unter dieſe Anzahl gehören die Zwinger, — die Platers, — die Wetſteine, — die Buxtorfe, — die Werenfelſe, — die Harder, — die Feſche, — die Battiere, — die Bernoullis, — die Grynäuſſe, — die Beke, — — — u. ſ. f.

Die Bibliothek enthält wenig neue, deſto mehr alte und ſeltene Bücher, und Handſchriften; — überdem befindet ſich daſelbſt das Hagenbachſche

Herbarium vivum, — eine ſtarke und wichtige Sammlung von Karten, Proſpekten, und was dahin gehöret. Römiſche Münzen, geſchnittene antike Achaten, Onyxe, Opalen, u. ſ. f. ſind auch vorhanden *). Unter den Gemählden nimmt ſich der

*) Ich werde Bernouillis Nachricht, die er im erſten Band ſeiner Briefe, S. 227-230, von der Basler Bibliothek giebt, im Auszuge überſezt liefern.

„ — An ſeltenen Bücher hat dieſe Bibliothek „eine große Anzahl; — die beſten Ausgaben „von den klaſſiſchen Autoren, von den Kirchen„vätern, u. ſ. f. Unter den Handſchriften zeich„nen ſich beſonders diejenigen hervor, die das „1431 daſelbſt gehaltene Koncilium betreffen. „Dieſe ſind größtentheils Originalſtüke, — „und die Kopien ſind auch von eben dieſer Zeit. „Die griechiſchen Manuſkripte des neuen Teſta„mentes hat der Profeſſor Bek beſchrieben. So „findet ſich auch eine anſehnliche Menge noch „nicht publizirter Briefe, von den Reformato„ren und andern Gelehrten des funfzehnten, „ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderts.—

„Die Paſſion von Holbein, die ehemals auf „dem Rathhauſe war, befindet ſich gegenwärtig „auf der Bibliothek. — Grooth, ein berühm„ter Mahler aus Stuttgard, hat es herrlich „angefriſchet. Dieſem Manne glüken beſon„ders die alten Köpfe.

„Die Zeichnungen von Holbein ſind bekannt „genug. Neuerlich ſind acht Bände ſolcher

erblichene Körper Chriſti vorzüglich aus. — Es iſt anderthalb Fuß hoch, aber ſechs Fuß breit.

„Zeichnungen von Holbein und noch andern „Künſtlern, z. B. eines Albert Dürers, Nik. „Man. Deutſch, | und Urſus Graf hinzuge„kommen.

„Von Holbeins Hand ſind noch folgende „Stüke: —

„1) Das lezte Abendeſſen Chriſti, bey wel„chem er das heilige Abendmahl einſezte.

„2) Eine Lais von Korinth.

„3) Venus mit dem Kupido, mit der Unter„ſchrift: *Verbum domini manet in ae„ternum.*

„4) Holbein ſelbſt mit ſeiner Frau. ꝛc.“

„Die Sammlung von einigen 1000 Kupfer„ſtichen iſt von ſehr hohem Werth.

„Unter andern befindet ſich hier ein höchſt „ſeltenes Werk, ein vollſtändiges Exemplar von „der erſten Ausgabe der *Biblia Pauperum*, in „40 Holzſchnitten, mit Text und Figuren. „Von dieſer wirklichen Seltenheit giebt der Herr „von Heineke, der ſie in dem nördlichen Deutſch„land und in Holland vergeblich ſuchte, in ſei„nem Werke von Künſtlern und Kunſtſachen „ausführliche Nachricht.

„Außer dieſen alten Stüken beſizt die Bi„bliothek noch einen beträchtlichen Vorrath neue„rer Kupferſtiche von den berühmteſten franzö„ſiſchen Kupferſtechern, ꝛc. — Sie hat den„ſelben größtentheils der Freigebigkeit eines

Holbein hat ihn gemahlet. — Andreä beſchreibt es fürtreflich. — Ein gewiſſer Rathsherr Huber hat eine Kopie davon veranſtaltet.

„Engländers zu danken, der in Baſel ſtudirt „hatte. Dieſer Gelehrte beſtimmte 10000 Li„vres dazu, ließ auch wirklich für dieſe Summe „Kupferſtiche ankaufen. Da er aber wegen „Unordnungen ſeines Hausweſens nur die Hälf„te bezahlen konnte, ſo trug die Stadt Baſel „die andere Hälfte.

„Auf dem Kabinet, was nach dem Tod des „Herrn Pfarrer d' Annone an die Bibliothek „gekommen iſt, befinden ſich folgende ſeltene „und ſchöne Stüke.

„1) Ein knotigtes, faſeriges, achatiſirtes Holz, „etwa acht Zoll lang, und vier Zoll dik.

„2) Ein Bruchſtük von einem Ammoniten, „welches ſo glüklich gebrochen, daß es genau in „ſeinen Vergliederungen aus einander gegan„gen, welches denn ſchon dendritiſch ausſiehet, „und ſo genau zu ſeiner Zubehörde paſſet, wie „ein Stük eines Hirnſchädels in ſeinen Näten.

„3) Ein Nautilite, der wohl 10 Zoll im „Durchſchnitt hat.

„4) Ein ſolcher kleiner, der um eine Art von „Zapfen eines andern ſehr viel größeren ſich „feſtgeſezt hat.

„5) Ein paar röthliche grobe Achaten, wor„innen eine Menge kleiner Muſcheln, u.ſ.f. nebſt „einem kleinen Echiniten, und Gloſſopetra zu„ſammengeſpület ſind, an der Birſe gefunden.

Das Kabinet des Herrn d'Annone iſt ſehr zahlreich. Es wird ganz gewiß dem Liebhaber der Naturkunde nicht entgegen ſeyn, und ich darf in dieſer Rükſicht gewiß nicht den Vorwurf der Weitläuftigkeit befürchten, wenn ich theils aus Herrn Andreä, theils aus Herrn Bernoulli Briefen das Merkwürdigſte ausziehe. — — Ich liefere die Erzählung ſo, wie dieſe beide Männer ſie gemacht haben, weil ich nichts hinzuthun, und nichts davon nehmen kann.

1) Ein drey Zoll diker, acht Zoll langer Bakkenzahn von einem Elephanten, der ſehr feſt und hart iſt.

2) Ein kleiner Belemnite mit gekrümmter Spize.

3) Ein *Oſtreum plicatum et dentatum* von Einfügungen, die an einer Stelle zwey Zoll

„6) Ein kieſeligter gelber Sandſtein mit „einem darauf ruhenden kleinen Encrino, deſ„ſen Stiel ſichtbar aus verſchiedenen trochiti„ſchen Gliedern beſtehet, und der Kopf oder „Körper ſeine Stralen, jedoch ohne Ordnung, „ausgebreitet hat.

„7) Ein außerordentlich ſchönes Stük, eine „verſteinerte Auſter, etwa 4 Zoll im Durch„ſchnitt, mit einer darinnen haftenden, noch ziem„lich glänzenden Perle, einer mäßigen Erbſe „groß. — “

tief, vier Zoll lang, drey Zoll breit, und drittehalb Zoll dik ſind. — Es kann geöffnet werden, und die eine Schale iſt inwendig erhoben, und nur die andere ausgehölet.

4) Ein *Calyx Encrini*, oder *Lapis Pentagonus*, der von der Seite, wo der Stengel geſeſſen, nicht, wie man gemeiniglich findet, von dem Mittelpunkt gegen die Spize der fünf Segmenten konvex, ſondern konkav iſt.

5) Ein *Monoculus, Cancer Moluccanus dictus*, in einem weiſſen Schiefer von Sohlenhofen im Pappenheimiſchen, ſechs Zoll in der Länge. Der Körper oder Mittelpunkt deſſelben iſt in dem Steine nicht zu ſehen, aber man ſieht ganz deutlich die Stralen, deren zwey oder drey ausgeſtrekt, die andern aber verborgen oder unordentlich liegen, insgeſamt 10 an der Zahl.

6) Zwey einzelne *Genicula* vom *Corallio equiſeti formi geniculato*, deren einer ganz und zwey Zoll lang, an beiden Enden aber zugeſpizt iſt, von Farbe weiß.

7) Eine ungemein ſchöne *Tubularia organum dicta*, ganz von Quarz, alle Röhren frey, und mit ihren Seitenverbindungen ſehr deutlich zu ſehen, über drey Zoll hoch, und gegen zwey Zoll dik.

8) Acht bis zehn Zoll dike Stůke vom *Corallita tubulario ramis perpendiculariter ex baſi adſcendentibus in ſuprema parte ſtellulis concauis decorato.*

9) Fürtrefliche achatiſche oder jaſpidaiſche Hölzer aus dem Piemonteſiſchen, darunter eins von La Morra, das halb in eine Kohle, halb in Stein verwandelt iſt, inwendig ſich gänzlich verändert, außerhalb aber übrig gebliebene noch holzigte Faſern zeiget. —

* * *

Nächſt dem Kabinet des Herrn d'Annone ſind die Naturalienſammlungen der Herren Frey, Bavier, Bruthner, Bernoulli u. ſ. f. nicht weniger berühmt. — Aus dem Kabinet des Herrn Brukners nennt Andreä folgende Stůke als ſolche, die den gröſſeſten Werth haben.

1) Ein ganz vollſtändiger Nautilite, der über anderthalb Fuß im Durchſchnitte ſtark, und gegen 50 Pfund ſchwer iſt.

2) Ein in ſeinen Vergliederungen ſehr glůklich gebrochener Ammonite, von einem Fuß im Durchſchnitte.

3) Ein andrer mit abgerůndetem Růken gegen drey Zoll dik, und fünf Zoll breit, ganz von Kies.

4) Eine Menge dergleichen kleinerer, auch ſteinerner, durchſchnittener, oder dergeſtalt zerbrochener, daß man ihre *Concamerationes* und den *Siphunculum* deutlich ſehen kann.

5) Ein ſehr ſchöner **Terebratulite,** über 2 Zoll groß.

6) Einige *Gloſſopetrae.*

Von dem **Mechelſchen** Kabinet giebt **Bernoulli** in ſeinen Briefen hinlängliche Nachricht, S. 204. ꝛc. — Es wäre zu wünſchen, (beſonders würde der Kenner der Kunſt, — der Natur und der Belletriſt dabey viel gewinnen) daß dieſe mit ſo vieler Schönheit und Geſchmak geſchriebene Briefe ins Deutſche überſezt würden. — — —

* * *

Folgende Nachricht von einigen Baſelſchen Gelehrten habe ich nicht weglaſſen wollen, weil ſie wirklich manche ſehr artige Anekdoten enthält.

Theodor **Zwinger** war aus Baſel gebürtig, und hatte einen Kürſchner zum Vater. Dieſer wollte ihn gleichfalls zum Kürſchner-Handwerk anführen; da aber der Sohn mehr Kopf zeigte, als dieſe Profeßion erforderte und dagegen einen Widerwillen äußerte, ſo entfloh er ſeinem Vater, gieng nach **Lyon**, lernte daſelbſt die Buchdrukerkunſt, wendete aber alle Zeit, die er ſeinen eigentlichen Arbeiten entziehen konnte und durfte, auf

das Studium der Wiſſenſchaften. Von da begab er ſich nach Paris, und lernte daſelbſt die Philoſophie, — dann gieng er nach Padua, wo er ſechs Jahre lang die Arzneikunde erlernte. Endlich kehrte er nach Baſel zurük, lehrte in ſeiner Vaterſtadt die griechiſche Sprache, dann die Moral und Politik, und endlich die Arneikunſt. Er ſtarb hieſelbſt 1588 in einem Alter von 54 Jahren. Seine Nachkommen haben ſich in dem guten Ruf, den er hatte, erhalten.

Felix Plater, oder Platner, ein baſelſcher Arzt, lehrte auf der Akademie in Baſel viele Jahre mit großem Anſehen, und ſtarb 1614 in einem Alter von 78 Jahren. Er hinterließ verſchiedene Werke, unter andern: *Praxeos medicae Tomi III. nouis aliquibus affectibus, obſeruationibus, et remediis locupletati, et ab innumeris mendis repurgati; cui acceſſit praefatio Emanuelis Koenig. 4. Baſil.* Dieſer Plater war ein Sohn Thomas Platers von Sion, welcher ſich in Baſel niederließ, und der Bruder eines andern Thomas, welcher nach ihm die Arzneikunde lehrte. Dieſer war nun wieder der Vater eines andern Felix Platers, welcher gleichfalls mit großem Anſehen lehrte. —

Das Platerſche Kabinet iſt nicht mehr vorhanden. Das dazu gehörige große Herbarium beſizt

der Leibarzt des Marggrafen von Baden-Durlach, der Doktor **Paſſavant**. Die Verſteinerungen hat ein baſeliſcher gelehrter Bürger und Künſtler, Herr Bavier, gekauft, und ein Theil davon iſt durch ihn nach Schweden gekommen.

Die Familie der Wetſteine iſt von je her in Anſehn geweſen. Rudolph **Wetſtein** kam in ſehr frühen *) Jahren zu der Ehre, als Burgermeiſter erwählt zu werden, und man hat, glaube ich, nur wenige Beiſpiele, daß in der Folge ſo junge Rathsperſonen gewählt worden ſind, als er war. Sein Sohn, Rudolph **Wetſtein**, lehrte die Theologie. Dem einen von den Söhnen dieſes Mannes, Heinrich **Wetſtein**, welcher den Buchhandel, und die Buchdrukerkunſt gelernt hatte, haben wir die herrlichen holländiſchen Edi-

*) Man kann es nicht mit Grunde tadeln, daß überhaupt zu den wichtigſten Aemtern auch Perſonen von gewiſſen geſezten Jahren genommen werden. — Beſonders bey dem obrigkeitlichen Amt.

Im geiſtlichen Stande hat man daher auch eine beſtimmte Anzahl von Jahren feſtgeſezt, unter denen keiner ein Biſchofsamt erhalten ſoll. — Bis zum 25ſten Jahr darf ſich eigentlich kein Kandidatus des Miniſteriums auf eine Gemeinde Rechnung machen. Aber auch davon gilt es: *Nulla regula ſine exceptione.*

tionen zu verdanken. Er gehörte zu den gelehrten Buchhändlern *). – Ein andrer Sohn eben dieſes Theologen war der große Johann Rudolph **Wetſtein**, der ſeinem Vater in der theologiſchen Profeſſion nachfolgte. — — Wir haben von ihm verſchiedene Werke, deren Werth entſchieden iſt. – Auf der Univerſitätsbibliothek finden ſich in einem Manuſkript Noten zum *Nomaconon* des *Photius*. Er gab 1673 das Geſpräch des Origenes gegen die Marcioniten und den Brief an den Afrikanus über die Suſanna, – den Homer, — eine gewiſſe Abhandlung über die Predigten der erſten Chriſten, — und verſchiedene andre Werke mehr heraus. Er verfiel in eine Augenkrankheit, die ihm 1711 das Leben koſtete.

Samuel **Werenfels** hatte das Glük, mit ſeinem Vater auf einer Akademie, und in einer

*) Wir haben in Deutſchland izt verſchiedene gelehrte Buchhändler, welche ſogar Schriftſteller geworden ſind, – z. B. in Berlin, – den Verfaſſer des Sebaldus Nothanker, Herrn **Nikolai**. Dieſer Mann hat wirklich viel geleiſtet. – Sein Buch hat zwar hie und da, beſonders bey dem hartgläubigen Theil des geiſtlichen Standes, nicht vollkommen Beifall erhalten; – es bleibt indeſſen allemal einer der beſten Romane, durch welchen in der That dem Aberglauben und der Dummheit ein großer Abbruch geſchehen iſt.

Fakultät zu gleicher Zeit Lehrer zu ſeyn. Er ſtarb 1740.

Jakob und Johann **Bernoulli**, die beiden Brüder, haben in der Mathematik durch ganz Europa entſchiedene Verdienſte, und man darf nur ihre Namen nennen, um ihren Werth zu beurtheilen.

In der ebräiſchen Sprache haben vier **Buxtorfe** hinter einander den Lehrſtuhl beſtiegen, und ein ganzes Jahrhundert hindurch und drüber viel in der Philologie geleiſtet.

Frey, ein ſehr gelehrter Philologe, der 1759 ſtarb, beſtimmte zur Beförderung des theologiſchen Studiums einen anſehnlichen Theil ſeines Vermögens, ſeine zahlreiche Bibliothek, und die Summe, welche Johann **Grynåus** ihm zu dieſem Behuf gelaſſen hatte. —

Noch izt lebt ein Gelehrter, mit Namen **Grynåus**, in Baſel, von dem wir ganz neuerlich eine Ueberſezung des neuen Teſtamentes haben. — Es iſt hier der Ort gar nicht, darüber zu urtheilen, oder dieſe mit den neueſten Offenbarungen Gottes, die Herr Bahrdt herausgegeben hat, zu vergleichen. Sonſt lieſſe ſich wirklich manches zum Vorzuge der lezteren Ueberſezung ſagen.

Zulezt will ich noch unter den izt lebenden großen Gelehrten die beiden **Iſeline** nennen. Der eine, Johann Rudolph, iſt Doktor und Profeſſor der Rechte, und hat im Jure publico und im Jure ciuili viel geſchrieben. — Der andere iſt der erhabene Menſchenfreund, Patriot und Menſchenkenner, — Iſaak **Iſelin**, deſſen weit ausgebreitete Verdienſte um die Philoſophie, — Politik, — um die Geſchichte der Menſchheit, — um das Erziehungsweſen, — ja um die ganze Menſchheit, keiner verkennen kann, dem es um das Glük ſeiner Mitbrüder zu thun iſt, und der noch Scharfſinn genug hat, den Weg zu beurtheilen, den Iſelin gehet, um unter ſeinen Landsleuten, — und das ſind ihm alle Menſchen, — den Saamen der Weisheit, und damit auch aller wahren Zufriedenheit, und des ſicherſten Glüks der Sterblichen auszuſtreuen. — Seine Ephemeriden, die er nun zwey Jahre lang herausgiebt, bleiben allein ein ſchäzbarer Beitrag zur Vermehrung der Gelahrtheit. — Er intereſſirt ſich noch immer fürs Deſſauiſche Philantropin. — Ein ſehr günſtiges Vorurtheil für dieſe menſchenfreundliche Stiftung! — Wohl ihr! ſie ſtehe bis ans Ende der Tage!! — — —

Aus der großen Stadt führt eine 250 Schritte lange hölzerne Brüke in die kleine, der ſich die Einwohner zum Spaziergang bedienen, und auf der das Auge eine prächtige Ausſicht auf den Rhein hat. – – Das kleine Baſel war ſonſt weiter nichts, als ein Dorf, welches gegen das Ende des **dreizehnten** Jahrhunderts, von einem baſelſchen Biſchof mit Mauern umgeben wurde. Etwa 120 Jahre darauf, 1391, kaufte es der Magiſtrat für eine gewiſſe Summe Geldes, und verband es mit der großen Stadt. An dem einen äußerſten Ende ſteht die Pfarrkirche des heiligen **Theodors**, und gleich dabey das alte Karthäuſerkloſter, welches ſo gebauet war, daß ein jeder Mönch ſeine eigene Celle, und ſeinen eigenen Garten hatte. – In der Kloſterkirche liegen viele, während der Haltung des Konciliums geſtorbene Geiſtliche begraben.

Ganz nahe vor der Stadt liegt die berühmte römiſche Kolonie, *Auguſta Rauracorum*, unter deren Ueberreſten man eine anſehnliche Anzahl Medaillen, und andere Merkwürdigkeiten von Zeit zu Zeit gefunden hat. – Dies mag auch vielleicht zu den vielen Naturalienkabinettern in Baſel Gelegenheit gegeben haben.

Baſel hat eben nicht ſo viel Einwohner, als man von einer ſo großen Stadt vermuthen ſollte

An dem einen gegen Mitternacht liegenden Ende derſelben iſt eine ganze Reihe von Gärten angebracht. — Hie und da ſtehen noch gewiſſe Steine, auf denen man hebräiſche Inſchriften findet, und die ohne Zweifel Grabſteine der Juden geweſen ſind. — Sie hatten ehemals die Freiheit, ſich in Baſel häuslich niederlaſſen zu dürfen; — ihre Synagoge ſtand auf dem ſogenannten Ochſenmarkte, und ihr Kirchhof nahe am Petersplaz, gerade da, wo izt das Zeughaus erbauet worden iſt.

Ohngefähr eine Viertelmeile, am Ufer der Birſe ſteht ein Siechenhaus, mit einer Kirche zum heiligen Jakob genannt. — Hier ward 1444 die blutige Schlacht geliefert, in welcher ſich 1600 Schweizer, zehn Stunden lang gegen 30000 Franzoſen vertheidigten. Ein ſolcher auffallender Heldenmuth erwarb den Eidgenoſſen die vertraute Freundſchaft Ludwig des Eilften, der ſie hernach als König ſehr hoch ſchäzte.

Ueber die Regierungsform.

Dieſe grenzt nahe an die Ariſtokratie. — Die höchſte Gewalt ſtehet bey dem kleinen und großen Rath, denen zween Burgermeiſtern, und den zween oberſten Zunftmeiſtern.

Die ganze Bürgerſchaft iſt in funfzehn Zünfte eingetheilet, aus denen der kleine und große

Rath gewählt und ergänzt werden, in gleicher ge, bundener Anzahl. Unter dieſen Zünften ſind die ſogenannten vier Herrenzünfte, und acht halbe, deren immer zwey zu einander gehören, und auch für eine gerechnet werden.

Der kleine Rath beſteht alſo aus den vier Herrenhäuptern, und ſechszig Gliedern, nämlich aus jeder Zunft vier, deren zwey Rathsherren, und zwey Meiſter genannt werden. Sowohl die Häupter, als auch die Rathsherren, werden von dem großen Rath gewählet.

Dieſer Rath wird in den neuen und alten abgetheilt, ſo daß allezeit der halbe Theil am Amt, oder regierend iſt, und alle Jahre am Johannistage abwechſelt. — Die neuen Räthe legen alsdann auf dem Petersplaz ihren Eid ab; — in der Rathsſtube ſelbſt ſizen zwar alte und neue Räthe zuſammen, die Stimmen der neuen Räthe ſind aber allein entſcheidend.

Vor dieſe Verſammlung gehören, neben die die Stände betreffende Sachen, alle Kriminalfälle, — auch Injurienſachen, — die Reviſion vom Stadtgericht, — die Beſezung der Gerichte und andrer Aemter, — die Beſtellung der Pfarrherren auf dem Lande.

Der große Rath beſteht

a) aus dem kleinen Rath.

b) aus zwölf Perſonen aus jeder Zunft.

c) aus ſechs und dreißig Perſonen aus den drey Geſellſchaften der kleineren Stadt, — woraus alſo 280 Glieder entſtanden. —

Dieſer Rath wird gewöhnlicherweiſe am erſten und mittleren Montag eines jeden Monats, und, ſo oft als es nöthig iſt, auch dazwiſchen verſammlet. — — Vor denſelben gehören alle öffentliche Stands- und Staatsſachen zu Friedens- und Kriegszeiten, — die Vergebung des Bürgerrechts, — die Beſezung der vornehmſten Aemter, — z. B. des **Burgermeiſters**, — des oberſten Zunftmeiſters, — der Rathsherren, — der Dreierherren-Deputaten, — der Kirchen- und Schulbedienten, — der Stadt- und Rathsſchreiber, — Landvögte, — u. ſ. f.

Beide Abtheilungen, der große und kleine Rath, haben 1692 einen gemeinſchaftlichen Vertrag mit einander gemacht, nach welchem entſchieden wird, was für Sachen vor den einen, und welche vor den andern Rath gehören. — — —

1) Alle Dinge von Wichtigkeit, die das gemeine Weſen, das Allgemeine, und das Beſte eines jeden Bürgers betreffen, ſollen allein von dem großen Rathe entſchieden werden. Z. B. Bündniſſe, Verträge, und ſonſtige Unterhandlungen mit fremden Fürſten,

Herren und Ständen, – wenn neue Steuern und Kontributionen, Umgeld, Akciſe anzulegen, oder die einmal gemachten zu erhöhen ſind, — Krieg- und Friedensſchlüſſe, neue Fundamentalgeſeze, u. ſ. w. In ſolchen Fällen ſoll herumgeſtimmt und *per plurima* entſchieden werden.

2) Die vornehmſten Bedienungen im Staate, als Burgermeiſter, u. ſ. w. wie auch die angehende neue Bürger, werden von dem groſſen Rathe erwählet, auch die Relationen und Abſcheide der eidgenoſſiſchen Verrichtungen vor eben demſelben abgelegt. — —

3) Daß zu gewiſſen Aemtern, als das Waiſenamt, – Kaufhausamt, – auch allezeit vom großen Rathe Glieder ſollen zugezogen werden, — doch daß, nach einem alten Herkommen und Gebrauch, dem Regimente des kleineren Rathes, ſie zu beſtellen, und darinnen zu verfahren überlaſſen ſeyn ſoll.

Seit 1718 iſt die Beſtellung der Aemter durch die Balotten abgeſchafft worden. Seit der Zeit gilt bey Beſtellung großer und kleiner Aemter, ſowol im weltlichen, als im geiſtlichen Stande das Loos. Das geſchieht folgendergeſtalt: —

Man ſchlägt drey zum Amt tüchtige Subjekte in der Wahl vor. Dies heiſſet ein Ternarium.

Hierauf werden die Namen dieſer drey vorgeſchlagenen Kandidaten auf drey gleiche Zettel geſchrieben, und dieſe wieder in ſo viel gleiche Kapſeln gelegt. — Hernach macht man wieder drey andre gleiche Zettel, auf deren einem das Amt geſchrieben ſteht, und dieſe werden in drey andere gleiche Kapſeln gelegt. — Die drey erſten Kapſeln mit den Namen werden in einen Sak geworfen, und die drey andern Kapſeln mit dem Amte in einen andern Sak, (alles geſchieht in Beiſeyn der drey Erwählten, oder jemandes der ihrigen) und wol unter einander gerüttelt. — Alsdann greifen die beiden präſidirenden Herren (wenn ſie nämlich mit keinem verwandt ſind,) mit dem Handſchuhe zugleich in die Säke, und ziehn aus jedem Sake eine Kapſel heraus, welche dann alsbald eröffnet, die Zettel herausgenommen, und öffentlich abgeleſen werden. Mit weſſen Namen nun der Zettel, darauf das Amt ſteht, herausgezogen wird, der hat eben dadurch das Amt. — — Sind noch etwa Kapſeln in den Säken zurükgeblieben, ſo werden ſie auch vollends herausgezogen, geöffnet, und die Zettel mit den Namen abgeleſen, damit auch der entfernteſte Argwohn irgend eines Betrugs vermieden und benommen werde. —

Das Ternarium geſchieht auf folgende Weiſe.

Beſezt der kleine Rath das vakante Amt, ſo werden ſo viele Kugeln genommen, als Ehrenglieder des Rathes vorhanden ſind, der halbe Theil ſchwarze, und alſo verworfne, — die andere Hälfte weiſſe, mit Nr. 1, 2, 3 bezeichnet. Ein jeder der anweſenden Rathsherren zieht hierauf, mit dem Handſchuhe an der Hand, eine Kugel aus dem Sake. — Diejenigen, welche die weiſſen Kugeln, mit Nr. 1, bezeichnet, herausgezogen, nennen den erſten in der Wahl, welches dann per Majora geſchieht. Die mit Nr. 2. nennen den andern, und die mit Nr. 3. nennen den dritten. Die aber, ſo die ſchwarzen herausziehen, haben zur Wahl nichts zu reden.

Beſezt hingegen der große Rath das ledige Amt, ſo werden zwey Drittheil ſchwarze verworfene, und ein Drittheil weiſſe mit den Nummern 1, 2, 3 bezeichnete Kugeln genommen, und auf die eben angezeigte Art damit verfahren.

Seit 1740 iſt, außer den Beſtallungen bey der Univerſität, und beim Miniſterium, wo das Ternarium beibehalten wird, das Senarium eingeführt worden. Hiemit wird, wie bey dem Ternarium, verfahren, doch mit dem Unterſchiede, daß in dem kleinen Rathe, wenn auf die bisher übliche Weiſe von dem halben Theile der anweſenden Glieder Kugeln mit Nr. 1, 2, 3, gezogen worden,

man noch einmal Kugeln mit Nr. 4, 5, und 6 ziehet, und dann ein jeder nach der Nummer, ſo er erhalten, ſeine Stimme giebt. – Wenn aber in dem großen Rathe eine Wahl vorzunehmen iſt, ſo werden ſämmtliche anweſende Ehrenglieder in zwey gleiche Theile getheilet, – für den einen Theil ſchwarze, oder verworfene, für den andern aber weiſſe, mit Nr. 1, 2, 3, 4, 5 und 6 bezeichnete Kugeln, in einen Sak zuſammengethan, und von denen, welche gute Kugeln gezogen, nach ihren erhaltenen Nummern die Stimmen gegeben.

Auf den Zünften und Geſellſchaften werden die Kugeln, und zwar von allen anweſenden Eligenten zweimal, das erſtemal mit Nr. 1, 2, 3, das anderemal mit Nr. 4, 5 und 6, in kleinern Kollegiis aber, wo nur ſechs oder weniger bey einer Wahl etwas zu ſagen haben, dreimal, das erſtemal mit Nr. 1 und 2, das anderemal mit Nr. 3 und 4, das drittemal mit Nr. 5 und 6 gezogen, übrigens die Beſtallungen, wie zuvor, nach abgelegtem gewöhnlichen Eid, und durch das Loos vorgenommen.

Außer dieſem großen und kleinen Rath iſt noch der geheime, oder dreizehn Herren Rath, weil er aus den vier Herrenhäuptern, und neun anſehnlichen Herren des kleinen Raths beſteht. Hier werden die wichtigſten Kriegs- und

Staatsgeſchäfte vorhero überleget, — die vorläufigen Meinungen darüber geſammlet, — und das gefaſſete Konſultum dem doppelten Rathe vorgelegt. — Dies Kollegium ward 1445 errichtet.

Die Einkünfte und der Schaz der Stadt, wie auch alle andre öffentliche Ausgaben, werden von drey Herren des kleinen Raths verwandelt, — welche deswegen auch die **Dreierherren** genannt werden.

Ueber die Kirchen und Schulen ſind **vier** Deputirte, nämlich drey Herren aus dem kleinen Rath, und der jedesmalige Stadtſchreiber. Dieſe ſizen auch in dem Univerſitätsrathe, und helfen die Profeſſoren erwählen.

Das **Ehegericht** beſteht aus zwey Herren des großen, aus drey des kleinen Rathes, und zwey Predigern. Hievor gehören alle Eheſachen, Strafen auf den Ehebruch, — die Hurerey, u. ſ. f.

Das **Stadtgericht** beſteht aus dem Schultheiſſen, welcher der Präſident deſſelben iſt, und zwölf Richtern, welche ſowohl aus dem großen, und kleinen, als aus der Bürgerſchaft genommen, und vom kleinen Rath beſtätigt werden. — Dieſe Richter ſind zweierley, zwölf neue, zwölf alte, — weil ſie alle Jahre auf den Johannistag abwechſeln. Zu dieſem Gericht gehören noch vier beſtellte, und beſoldete Redner, (**Amtleute** genannt)

von denen der älteſte der freie Amtmann heiſſet. — Dies Gericht kommt wöchentlich zweimal zuſammen, und richtet über Injurien- — Kredit- — und Erbſchaftsſachen. In wichtigen Dingen kann man davon weiter appelliren. — Sachen unter zehn Pfund richtet der Schultheiß allein in ſeinem Hauſe. — So werden auch die Teſtamenter vor dem Schultheiß, Gerichtsſchreiber, und den vier Amtleuten eröffnet, abgeleſen, und über ihre Form ein Erkenntniß gefällt. Der Schultheiß wohnt nebſt dem oberſten Knechte den großen Exekutionen der Miſſethäter bey.

Die Appellationskammer beſteht aus neun Herren, — aus ſechs des kleinen Rathes, unter denen der alte Burgermeiſter, und der alte Zunftmeiſter begriffen ſind, und aus drey des großen Rathes. Es giebt eine doppelte Appellationskammer, welche jährlich abwechſelt. Sie heiſſen Kommiſſarien in Appellationsſachen zu Stadt und Land, ſie verhören alle Appellationen von Stadt und Land, und entſcheiden eigenmächtig in der lezten Inſtanz.

Das Waiſengericht beſteht aus fünf Herren des kleinen, und drey Herren des großen Rathes. Dies richtet und erkennt in Waiſenſachen, zumal zwiſchen den Vögten und Waiſen, ſo etwa Klage oder Streit wäre. — Es verſammlet ſich alle Monat einmal.

Das Fünfergericht entſcheidet die wegen der Gebäude in der Stadt entſtehende Streitigkeiten. Es beſteht aus drey Rathsherren, zwey Herren vom großen Rathe, zwey von der Gemeinde, die Fünfermeiſter genannt, deren einer ein Mauermeiſter, der andere ein Zimmermann iſt. — — Man kann aber von ihren Urtheilen an die oberſten Bauherren appelliren.

Das Geſcheid ſchlichtet alle der Aeker, Marksteine, und Ländereien wegen, entſtandene Irrungen. — Der Präſident heiſſet Geſcheidmeiſter, und ſeine Bedienten ſind die Bannwarten. In der großen Stadt beſteht es (ohne dem Meier) aus drey Herren des kleinen Raths, und drey Herren aus der Gemeinde. — In der kleinen aus zwey Herren des kleinen Rathes, und drey von der Gemeinde, deren Präſident der Schultheiß iſt. — Dies Gericht hält alle Jahre, in Begleitung vieler jungen Bürger, und andrer jungen Leute und Knechte ſowol aus der Stadt, als aus den nächſt gelegenen Dörfern, um den Kreis ſeiner Stadt einen Umzug.

Die kleine Stadt hat ihren eigenen Stadtſchreiber, und einen untergeordneten Schultheiſſen.

Die Bürger ſind in 3 Geſellſchaften getheilt, über deren jede 12 Auſſeher geſezt ſind, deren Haupt oberſter Meiſter, und die übrigen Mitmeiſter genennt

werden. Sie haben alle Siz und Stimme im großen Rathe.

Sie hat auch außerdem noch ein eigen Gericht, welches mit neun Richtern beſezt iſt, und, ſo wie das Gericht in der großen Stadt alle Jahre abgeåndert wird. Einige Richter wohnen indeſſen auch in der großen Stadt. Der Schultheiß der kleinen Stadt führt das Pråſidium.

Die Univerſitåt hat ihre eigene Gerichtsbarkeit und Gericht, welches Konſiſtorium genannt wird, und aus dem Rektor Magnifikus, — Prorektor, — einem Profeſſor aus jeglicher Fakultåt, und einem Studioſus der Rechte beſteht. Dies iſt das Forum aller Glieder der Univerſitåt, Profeſſoren, Doktoren, — aller Geiſtlichen der Stadt ſowol, als auf dem Lande, aller Schulmeiſter, — ihrer Wittwen, und aller Studirenden in Civilſachen. — Injurienſachen werden in dem Konvent der Dekanen vorgenommen und entſchieden *).

*) Ueber den Charakter der Schweizer überhaupt habe ich mich bereits im erſten Bande S. 299 - 312. ſo ausführlich erklårt, daß ich des nåhern Details deſſelben bey einem jeden Kanton überhoben ſeyn zu können vermeine.

Beim Kanton Baſel will ich nur noch anführen, daß das ſchöne Geſchlecht in der Stadt Baſel ſeit geraumer Zeit in ſchlimmen Rufe geſtanden hat. — — (Es verſteht ſich von ſelbſt,

* * *

Ich kann unmöglich ſchlieſſen, ohne vorhero einer ganz neuerlich herausgekommenen kleinen Schrift zu gedenken, welche ich eben vor mir habe. Sie hat den viel verſprechenden Titel: — Das Jahr 1850, oder Gedanken über die Armenanſtalten, den öffentlichen Gottesdienſt, und den Huldigungseid eines ſchweizeriſchen Kantons. — Der Verfaſſer wirft dem Kanton Baſel verſchiedene Mängel vor, und macht beſonders den Eid lächerlich, der bey einem jeden Amte abgelegt werden muß. — Daraus ſcheint beinahe zu folgen, zumal, wenn man ſeine Erklärung des Verbotes Chriſti vom Eidſchwören dazu nimmt, daß er zu den Mennoniten gehöre. — Aber, ob er die Materie gehörig erſchöpft, aus dem Grunde hergeho-

daß ich den größeren ungeſitteten Theil deſſelben meine.) — —

Montagne ſagt in ſeinen Reiſen, im erſten Band, S. 148.

„Montagne (ſein Sekretär ſezte vieles auf,) „hörte in Geſellſchaft viele Klagen über die Lie„derlichkeit der Frauenzimmer, beſonders über „die Völlerey der Einwohner. Wir wohnten „der Operation eines Kindes bey, — dem ver„muthlich ein betrunkener Wundarzt den Bruch „ſchnitt. Das Kind war eine **Waiſe**, — „**er konnte es alſo wohl hart und grauſam „behandeln.**“

let, und in ihrem ganzen Lichte vorgeſtellet habe, iſt eine andere Frage. — Ich glaubte wenigſtens ganz andre Sachen, die den Schweizerſtaat näher beträfen, darinnen zu leſen, — fand aber zu meinem Leidweſen nichts, als fades Gewäſch, — elende Wiederkäuung abgedroſchner Materien, und erbärmlich ſchiefe Urtheile darinnen. — — Z. B. Wielanden, Göthen, ꝛc. ſpricht er ein gutes Herz ab, — Sophiens Reiſe zieht er der Triſtram Shandiade vor, — — doch was ſoll ich des elenden Dinges weiter gedenken, da es faſt unter aller Kritik iſt? — Ich wollte nur jedermänniglich warnen, daß er ſich dieſe verunglükte Träumerey nicht anſchaffe. Leider habe ich meine vier Groſchen verloren, und wünſchte, ſie wieder zurüknehmen zu dürfen, weil ich ſie beſſer gebrauchen kann. — Der geneigte Leſer verzeihe mir dies Intermezzo.

* * *

Augſt.

Hier war ehedem die berühmte römiſche Kolonie, *Auguſta Rauracorum*, welche Munatius Plankus längſt dem Rhein angelegt hatte. Folgende im Königreiche Neapel gefundene Inſchrift ſezt dies außer allem Zweifel.

L. MVNATIVS L. F. L. N. L. PRON.
PLANCVS COS. CENS. IMP. ITER.

VIR. EPVL. TRIVMPH. EX. RAETEIS
AEDEM SATVRNI
FECIT DE MANVBIIS AGROS DIVISIT
IN ITALIA
BENEVENTI IN GALLIA COLONIAS
DEDVXIT
LVGDVNVM ET RAVRICAM.

* * *

Izt iſt dieſe Stadt ungemein von ihrer Höhe geſunken. — Seit den im fünften Jahrhundert im römiſchen Reiche erfolgten Verwüſtungen, iſt ſie faſt weiter nichts, als ein unbedeutender Flekẽn. An beiden Ufern des Rheins erheben ſich noch einige Ruinen, — und alte Mauern, und dieſe ſind das einzige Denkmal ihrer ehemaligen Gröſʒe. Vor andern ſtehn noch neun Thürme in Form eines halben Cirkels da, welche ein Theil eines Amphitheaters geweſen zu ſeyn ſcheinen. — Man findet auch verſchiedene alte römiſche Münzen, und ſeltene Steine. Vor zwey Jahren fand man einen Stein mit folgender Inſchrift:

D. M.
LABERIAE TRENE
V. A. XI. DIEBVS XXVII.
VETVRIVS HELIX ET LABERIA
SYN.

SYNTICHE FILIAE PIENTISSIMAE
FECERVNT.

Er iſt hernach in das Feſchiſche Kabinet gebracht worden.

Die meiſte Aufmerkſamkeit ziehen indeſſen die unterirrdiſche Hölen nach ſich, welche von Augſt bis nach Liechtſtall führen. Sie ſind ſehr geräumig, haben ſchöne Mauern von geſchnittenen Steinen, und ſind ſo hoch, daß zwey Menſchen aufgerichtet darinnen gehen können. Der gemeine Mann nennt ſie **Heidenlöcher**. — Sie mögen wohl ehemals dazu gedient haben, um die Unreinigkeiten aus der Stadt nach dem kleinen Bach Ergelz zu führen. Baſel ſcheint ſich überhaupt aus den Trümmern dieſer Stadt in die Höhe geſchwungen zu haben.

Zehntes Hauptſtück.

Der Kanton Freiburg.

Von allen Seiten wird er vom Kanton Bern umgeben, ausgenommen, daß die Vogtey Eſtaveyer, die am Ufer des Sees von Neufchatel liegt, nicht in dies Bezirke gehöret. Denn ſonſt müſſen die Freiburger, auf welche Seite ſie auch nur gehn wollen, durch das Bernergebiet hindurch. — Es gehören ihm ſogar im Pais de Vaud einige Oerter. Dieſe beſizen ſie ſeit 1536, da ſie ſolche dem Herzog von Savoyen wegnahmen, mit dem die Berner Krieg führten, und ihnen ihres Vortheils wegen ſolche einräumten. —

Die Stadt Freiburg.

Sie liegt ſechs Meilen von Bern, längſt der Sane, welche ſie von zwey Seiten umſchlieſſet. — Groß und ſchön gebauet, gewährt ſie ihrer anmuthigen Lage wegen viel Vergnügen. Der geringſte Theil der Häuſer iſt gegen Abend zu in einer Pläne erbauet; die meiſten ſind zwiſchen ſteilen Felſen und Klippen gleichſam eingepferchet, ſo, daß man von allen Seiten her auf- und abſteigen muß, um in ſie hereinzukommen.

Die mehreſten Häuſer, beſonders die Klöſter und Kirchen, ſind nach einem guten Geſchmak gebauet, und mit vielen äußeren Zierrathen ausge-

ſchmükt. Sie wird in vier Theile abgetheilet, welche Panner heiſſen; — die Burg, die Aue, die Neuſtadt, und der Spital.

Vorzüglich zeichnet ſich die Kathedralkirche zu St. Nikolaus aus. Das große Portal ſchmüken viele Heilige in Bildſäulen, welche mit ihren Kronen auf dem Haupt, — (ſie ſind aber zum Glük nur von Goldpapier verfertigt) den andächtigen Haufen gemeiner Chriſten noch häufiger und in größerer Anzahl herbeiloken. Der Glokenthurm über dem Portal iſt 1283 gebauet und ungemein hoch. — In der Kirche ſelbſt ſteht folgende Grabſchrift:

SOLI DEO GLORIA.
SISTE VIATOR
MONVMENTVM VIDES MORTIS
TIBI
IMMORTALITATIS VIRO
QVEM POST MORTEM TVAM
SVA DECORA
AETERNABVNT
FVIT IS GENERE NOBILIS
VIRTVTE SERENVS
JACOBVS GELI
REGII ORDINIS DIVI MI-
CHAELIS EQVES
REIPVBLICAE FRIBVRGENSIS

SENATOR
CLARISSIMVS, PACE CONSVL-
TISSIMVS, BELLO FORT.
DVC ERAT MILITVM COHOR-
TVM CAPITANEVS
QVA AETATE VEL SEQVI ME-
MORABILE EST.
ANNIS NATVS DVODEVIGINTI
POSTMODVM
LEGIONIBVS HELVETICIS SVB
H. MAGNO ET LVDOVICO XIII.
CHRISTIANISSIMIS GALLIAE
REGIBVS
COLONELLVS MVLTOTIES
PRAEFVIT
DEMVM EJVS REGIS PRAEFEC-
TI PRAETORIO
VICES AGENS
HONORE VIRTVTE AETATE
PLENVS
INTER MORTALES ESSE
DESIIT
DIE X. JAN. A. D. N.
MDCXXIV.
AETATE LXVIII.

Hinter dem großen Altar ſteht eine Inſchrift, wo-
durch die Freiburger, und die anderen katholiſchen

Kantons ihrer Verbindung mit Spanien ein Andenken ſtiften wollten.

PHILIPPO II. HISPANIARVM REGI
TERRA MARIQVE VICTORI
FIDEI CATHOLICAE PROTECTORI
POMPONIVS
DE LA CROIX HELVETIOS FOEDERE
JVNXIT. ANNO MDLXXVII.

Ueber der Hauptthüre der Münſterkirche iſt das jüngſte Gericht ziemlich komiſch abgemahlt. — Beſonders fallen die Teufel mit ihren abgeſchmakten Geſichtern ſehr ins Auge. Einer von ihnen hat einen Schweinskopf, und trägt ein Paar Verdammte, in einem Korbe auf dem Nakken, in einen Keſſel, — worinnen ſchon mehrere liegen, welche in Pech gebraten zu werden ſcheinen, und von welchen nur noch die Köpfe zu ſehen ſind. Andre Teufel rühren die im Keſſel liegende, halbgebratene fleißig herum. — — —

Die Kirche zu U. L. Frauen ſteht nicht weit von jener; und es iſt nur eine Straße zwiſchen beiden. Sie iſt ſehr klein, und wenn man ſie mit jener vergleicht, ſo ſcheint dieſe ein Zwerg, und jene der Rieſe zu ſeyn.

Das Jeſuiterkloſter liegt auf einer Anhöhe, in dem erhabenſten Viertel der Stadt, und es könnte zur Noth zur Citadelle gebraucht werden.

Es ward 1604 mit dem Kollegium und der ſchönen Kirche geſtiftet. Ein großer und tiefer Teich umgiebt daſſelbe, — über dieſen muß man allemal herüber, wenn man in die Kirche gehen will. — — Eine Treppe von mehr als hundert Stuffen führt aus der Stadt herauf. In der Kirche iſt das Grab des ehrwürdigen Vaters **Caniſius**.

Die Sane flieſſet am Fuße ungeheurer Felſen, auf welchen die Stadt ruhet, von welchen ſie aber auch vertheidigt wird. Auf dem einen dieſer Felſen liegt das Rathhaus, welches 1505, gerade da, wo ehemals die ſogenannte Breyeburg war, erbauet worden iſt, und der erſte Anfang der Stadt war. Die hohe Linde, deren in einander geſchlängelte Aeſte einen kühlenden Schatten warfen, hat mit der in Baſel gleiches Schikſal gehabt.

Seit 1522 gewannen verſchiedene Perſonen in Freiburg, das Geſchäfte der Glaubensreinigung lieb, — nur Schade, daß es denen, die dieſelbe zuerſt predigten, nicht gelang. Die vornehmſten Vertheidiger derſelben waren Peter **Falk**, oder **Faucon**, ein ſehr angeſehenes Mitglied des Magiſtrats, und Zwingels vertrauter Freund; — Johann **Houlard**, Kanonikus, nachher Dechant des Kapitels; — Johann Vannius, Kantor, und Johann Kother, Organiſt.

Gegenwärtig iſt die ganze Stadt, ſo wie auch der ganze Kanton, der römiſch-katholiſchen Religion zugethan, und hängt in geiſtlichen Dingen von dem Titularbiſchof in Lauſanne ab, welcher ſeit der Zeit daſelbſt wohnet, als Sebaſtian von Montfaucon, der leztere Biſchof von Lauſanne, von den Bernern verjagt wurde, und ſeine Zuflucht nach Freiburg nahm.

Der Herzog von Zäringen, **Berchtold der Vierte**, bauete 1179 Freiburg aus eben dem Grunde, aus dem ſein Sohn Bern bauen ließ; — um es nämlich als einen Schuzort gegen die Beeinträchtigungen des Adels gebrauchen zu können. — Er war gerade dazumal in einer Lage, in der er Schuz gegen ihre Eingriffe in ſeine Rechte und Gewalt nöthig hatte. Auf der einen Seite war es durch den Fluß, auf der andern durch einen großen breiten Graben befeſtiget. — Man gab ihr den Namen Friburg, — ein Schloß der Freiheit. — Weil zu dieſer Zeit die Berchtolde verſchiedene Städte in der Schweiz erbauet haben, ſo wird es ſich der Mühe wohl verlohnen, wenn ich bey dieſer Gelegenheit etwas von dem Urſprunge dieſes Hauſes erwähne.

Berchtold der Erſte erhielt den Namen Herzog von Zäringen, weil er nahe bey Friburg im Brisgau ein Schloß gleiches Namens bauen ließ. —

Er war Herzog von Schwaben, und hatte drey Söhne. Berchtold der Zweite, der jüngſte unter dieſen Söhnen, ward darauf Herzog von Zäringen, — und hätte, wie ſein Vater, gleichfalls Herzog von Schwaben werden müſſen, wenn ihm nicht Friderich von Hohenſtauff, der Großvater Friderichs Barbaroſſa, dieſes Herzogthum entwandt hätte. — Um ihn nun einigermaßen zu entſchädigen, gab ihm Friderich das Patronatrecht über Zürch. — So ſind die Berchtolde in die Schweiz gekommen.

Berchtold der Zweite war der Vater Berchtolds des Dritten. Dieſer folgte ſeinem Vater nach, und überließ, weil er ohne Kinder ſtarb, ſeines Bruders Sohne Konrad das Herzogthum, der auch zu dem Ende den Namen Berchtold des Vierten annahm. — Dies war ein rüſtiger, ſtreitbarer Mann. — Er ſtand in den Kriegen wegen der Lombardie Friderich dem Rothbart bey, — von welchem er das Bisthum Sitten im Walliſerland, das zu Genf, und das zu Lauſanne zur Belohnung erhielt. — Die Fehden, die er vor ſeine Perſon mit Renault, Prinz von Burgund, hatte, endigte er durch einen Friedenstraktat, in welchem er das diſſeits des Jura gelegene Burgund, und jener das jenſeit des Jura gelegene erhielte. — Die Unordnungen, und die

Grauſamkeiten der Edelleute vermochten ihn, verſchiedene Städte in der Schweiz zu erbauen, und andre zu befeſtigen. – Er verließ nur einen Sohn, Berchtold den Fünften, der Bern erbauete. – Dieſer hatte zwey Schweſtern, Agnes und Anna. Die leztere vermählte ſich mit dem Grafen von Kiburg, der eben durch dieſe Verbindung nach Berchtolds Tod Friburg erbte. – Von den Grafen von Kyburg kam es an die Grafen von Habsburg, welche es lange Zeit beſeſſen haben. — Nach ihnen nahmen es die Herzoge von Savoyen in Beſiz, von deren Herrſchaft ſie ſich aber, nach dem Krieg mit dem Herzog von Burgund, theils durch Geld, theils mit Gewalt losmachte, und 1481 der Eidgenoſſenſchaft beitrat.

Die Regierung iſt, faſt ſo wie in Bern, ariſtokratiſch. Doch ſind nicht alle Geſchlechter derſelben fähig, ſondern nur diejenigen, welche das geheime Bürgerrecht haben.

Die höchſte Gewalt ſteht bey Rath und Bürgern, welche aus freier Wahl, ohne alles Anſehn der Perſon, gewählt werden.

Der kleine Rath beſteht aus 24 Ehrenmitgliedern, ohne die zwey Schultheiſſen, und die vier Venner. — Dieſer Rath richtet über das Blut und höret alle Appellationen an, — der Amtsſchultheiß hat hierbey die Entſcheidung, wenn die

Stimmen geſammlet ſind; in andern Sachen hat es aber der Großweibel.

Der große Rath hat LX Sechsziger, und 112 Bürger. Es kann keiner in den kleinen Rath gelangen, der nicht zuvor Sechsziger geweſen iſt. Die kleinen Räthe werden von den vier Vennern, Sechszigern und Bürgern mit blinder Wahl erwählet. – Man macht in einer Lade ſo viel Fächer und Löcher, als Kandidaten ſind, hernach vertheilt man die Namen derſelben in dieſe Löcher. Wer nun nach Eröffnung dieſer Lade die meiſten Kugeln hat, der iſt Rathsherr. – Hiernächſt wird auch an dieſem Tage, ehe der Rath ergänzt wird, eine ſtrenge Unterſuchung über den Lebenswandel der Rathsglieder und Sechsziger angeſtellt, – die unwürdigen werden ermahnet, – nach Befinden der Umſtände auch wohl gar abgeſezt.

Die Häupter der Stadt ſind zwey Schultheiſſen, welche alle Jahre abwechſeln, und nach dem Abgang des einen immer wieder aus der Bürgerſchaft beſezt werden. Ein Bürgermeiſter wird alle 3 Jahre, aus der Zahl der kleinen Räthe, von der ganzen Bürgerſchaft gewählet. Dieſer hat die genauere Aufſicht über die Bürgerſchaft und über die Unterthanen in der alten Landſchaft, auch einige Gerichtsbarkeit, beſonders über die Schlägereien.

Die heimliche Kammer beſteht aus vier Vennern und vier und zwanzig Sechszigern, aus jedem Panner werden nämlich ſechs hinzugethan. Sie werden auf eben die Art, als die Rathsherren, erwählt und beſtätiget.

Außer dieſen ſind noch folgende Gerichte in der Stadt.

1) **Das Stadtgericht.** Es richtet über Schulden, Erbſchaftsſachen, ꝛc. unter den Bürgern und Stadtleuten, und verhöret die Gefangenen. Der Großweibel führet im Namen des Amtsſchultheiſſen den Stab.

2) **Das Landgericht.** Unter dieſem ſtehn die Landleute der alten Landſchaft in ähnlichen Sachen.

3) **Das Appellationsgericht.** An dies wird von den zwey andern Gerichten appellirt, und in der lezten Inſtanz geſprochen. Es beſteht aus dem kleinen Rath. Die Welſche Appellationskammer beſtehet aus dem Präſidenten, vier Rathsherren, vier Sechszigern und vier Bürgern. Hieher gelangen die Appellationen aus den Welſchen Vogteien.

Die freiburgiſche Einſiedeley.

Dieſe Einſiedeley hat von je her Aufſehen erregt, und dient noch gegenwärtig den Reiſenden

zum Vergnügen und zur Bewunderung. Ohngefähr vor 90 Jahren wagte es ein Einſiedler, durch einen ſehr hohen Felſen hindurch eine Oeffnung zu ſchlagen, welche ſo groß war, daß er ſich hereinlegen, und auf dieſe Art gegen Wind und Wetter ſchüzen konnte. Nach ihm kam ein andrer, Johann du Pre', aus Gruyere gebürtig, (andre nennen ſeinen Namen Molitor). Dieſer bauete ſich innerhalb 30 Jahre durch Hülfe eines einzigen jungen Menſchen eine bequemere Wohnung. Dieſer gute Menſch verlor aber ſein Leben 1708, gerade am Stiftungstage ſeiner Kirche. — Es hatten ſich an dieſem Tage einige ſeiner Schüler bey ihm verſammlet, um mit ihm dieſen Antoniustag deſto feierlicher zu begehen. — Er wollte ihnen durch eine Waſſerfarth auf einem kleinen Kahn ein Vergnügen machen, — zum Unglük fiel aber der Kahn um, und er, und einige ſeiner Schüler verloren ihr Leben.

Die Wohnung ſelbſt beſteht aus einer Kirche mit einem Glokenthurm, einer Sakriſtey, einem Refektorium, einer Küche, einem großen Saale, zwey Seitenzimmern, zwey Treppen, und einem Keller. Alles iſt in den Felſen hereingehauen. Unten iſt ein ziemlich großer Keller, und noch ein

kleiner, wo der Einſiedler zu ſeinem Glüke eine reiche, hellflieſſende Waſſerquelle fand. Man ſteigt auf einer Treppe von einigen Stuffen in die Kapelle, welche 63 Fuß lang, — 36 breit, und 22 hoch iſt. — Die Sakriſtey hat 22 Fuß in der Länge, eben ſo viel in der Breite, und 14 in der Höhe. Zum größten Erſtaunen erhebt ſich der Thurm, 70 Fuß in der Höhe gerechnet, über den Felſen empor. Zwiſchen der Kirche und dem Refektorium iſt ein Vorſaal 44 Fuß lang, und 34 breit. Das Refektorium iſt klein, ſo wie es für einen Einſiedler ſeyn muß. Es hat 21 Fuß in ſeiner Länge; — ein Bett, und ein Ofen ſind alles, was man darinnen ſieht. Auf der Seite iſt die Küche mit einem 90 Fuß hohen Schornſtein. Von der Küche kommt man in einen groſſen, 93 Fuß langen, und 22 breiten Saal, mit groſſen Fenſtern, die man auch im ganzen Hauſe antrifft. Oben drüber ſind noch 2 andre Zimmer, ohngefähr 54 Fuß lang, und an der Seite des großen Saales iſt eine heimliche Treppe.

Herr Andreä hat 2 Einwohner angetroffen, von denen der eine 7 Jahre in ſpaniſchen, und 3 Jahre in franzöſiſchen Dienſten geweſen iſt. Ihre Beſchäftigung iſt leider! eine heilige Unthätig-

keit; allenfalls bauen ſie den kleinen, vor der Einſiedeley liegenden Garten, um zu ihrer Ernährung das Nöthige zu erlangen. — Uebrigens bemerkt Herr Andreä, daß der Felſen kaum ſo hart ſey, als der in Bern zum Bauen angewandte mürbe Sandſtein, daß man von den innern ſowol, als den äußeren Wänden ohne alle Mühe ganze Stüken abbrechen könne, und daß der Stein hin und wieder ſchon von ſelbſt abſchelfere.

Die Freiburger haben ihren Kanton in drey innre, und dreizehn äußere Landvogteien getheilt. Jene ſind ſolche, welche nahe an der Stadt liegen, deren Vögte indeſſen nicht gezwungen ſind, in derſelben zu wohnen.

Eilftes Hauptſtük.

Der Kanton Solothurn.

Er grenzt gegen Mitternacht an den Kanton und das Biſthum Baſel; gegen Morgen und gegen Mittag an den Kanton Bern, gegen Abend zum Theil auch an den Kanton Bern, und an das Biſthum Baſel. — Er iſt ziemlich groß, aber nicht ſonderlich breit, und liegt zum Theil in einer Pläne, zum Theil auf dem Gebirge Jura. Im ganzen genommen iſt es ein fruchtbares Land, dem es an den nothwendigſten Dingen des Lebens keinesweges fehlet. In den Landvogteien Gösgen und Dornek befinden ſich viele Weinberge, und man könnte daſelbſt eine noch weit größere Anzahl pflanzen, wenn man das Erdreich nicht zum Anbau andrer Früchte gebrauchte. — Ueberdem kann man vermittelſt der Aar, und der Seen, — mit denen ſie im Zuſammenhange ſteht, aus dem Pais de Vaud, und aus Neufchatel gute Weine für einen billigen Preis bekommen. Auch aus dem Elſaß, und aus Argau, ſo an den Ufern der Aar liegt, werden dergleichen Weine verſchrieben, welche aber eben nicht von den beſten ſind. — Man findet in dieſem Kanton eine herrliche Vermiſchung von Feld, — Wieſen und Holzung; — beſonders ſcheint man vom Berge Jura herunter

ein irrdiſches Paradies zu erbliken. — Der Aker trägt viel Getraide, — die Wieſen ſind ungemein grasreich, und der Baumfrüchte giebt es gleichfalls eine anſehnliche Menge. — —

Die Stadt Solothurn.

Sonder Zweifel iſt ſie von einer celtiſchen Kolonie erbauet worden, die einen Kanton der Gallier zwiſchen dem Meer, der Rhone, und den Alpen im Beſiz gehabt haben. Der eigentlich alte Name mag wohl Solodurum geweſen ſeyn *).

Sie iſt nicht nur ihrer Schönheit, ſondern auch ihres hohen Alters wegen berühmt. Nach einer alten Tradition ſoll ſie bereits zu Abrahams Zeiten, gleich nach der Erbauung der Stadt Trier in Deutſchland, erbauet worden ſeyn. Ein alter römiſcher Thurm, der ſchon 450 Jahre vor Chriſti Geburt geſtanden haben ſoll, urkundet dieſes durch folgende, von dem bekannten ſchweizeriſchen Dichter Glareanus verfertigte Inſchrift:

In Celtis nihil eſt Soloduro antiquius, vnis
Exceptis Treuiris, quarum ego dicta ſoror.

Es

*) Man ſehe den erſten Theil der memoires critiques &c. vom Bochat nach, wo er S. 102-105 über das Alter, den Namen, und die Einwohner dieſer Stadt viel ausführliches ſagt.

Es ſind noch andre Denkmäler des Alterthums dieſer Stadt vorhanden. Z. B. das ſogenannte Caſtrum Salodurenſe, woraus erhellt, daß es ſchon zu der Römer Zeit eine Feſtung müſſe geweſen ſeyn. Hieher gehören die vielen alten Münzen, — Inſchriften, u. ſ. f.

Nahe bey der Halle der Jeſuiterkirche lieſet man folgende Inſchrift:

DEAE EPONAE MAX.
OPILIVS RESTIO. M.
LEG. XXII. ANTONI
NIANAE P. P. F. IMMV
NIS. COS. CVRAT. SALENS.
VICO SALOD.
XIII. KAL. SEMTEMBR.
D. N. ANTONINO.
ET. SACERDOT.
COS.
V. S. L. M. *)

*) Keyßler erklärt den *Reſtio Miles Legionis XXII. Immunis Conſulis* durch einen ſolchen, der *beneficio Conſulis* von dem beſchwerlichen Dienſte der gemeinen Soldaten befreiet worden iſt.

Ueber den *Curator Salenſis* oder *Salenſium* erklärt er ſich nicht. Er führt aber folgende

Dies iſt eben die Epona, die über die Pferdeſtälle die Aufſicht hatte *), ſo wie die Bubona über die Ochſenſtälle.

Stelle aus dem Reineſius an l. c. Epiſt. XXII. p. 85. –

Curator Kalend. Vico Solodor.

i. e. *qui pecuniam vel publicam municipii, vel priuati cuiusque foenori locatam curabat, et Calendis quibusque modo caput ipſum non vſuris, modo prouentum tantum vſurarum exigebat.*

*) Minucius Felix in Octav. p. m. 166. c. 28. ſagt: *Niſi quod vos et totos Aſinos in ſtabulis cum veſtra vel (ſua) Epona conſecratis et eosdem aſinos cum Iſide religioſe decoratis.* Beim Tertullian, aus welchem Oktavius dieſes genommen, und *veſtra* nur zum Spott hinzugefüget hat, ſpricht Septimius: *Vos tamen non negabitis, et jumenta omnia et totos cantherios cum ſua Epona coli a vobis.* APVLEJVS III. Metam. meldet, er habe der Epone Bild im Stalle geſehen. Juvenal nennet ſie in der achten Satire *Hippo. Hippona* ἐςι Θεὸς προνοιαν ποιουμένη ἵππων ex Ageſ. 3. Ital. Plut. Parall. min. und gehöret hieher die kapuaniſche Inſchrift ap. GRUTER p. CXCV. welche *Reineſius ad Rupert.* Ep. LII. p. 495. alſo lieſet:

HIPPONAE. EGNATiae. NEPTVNO
CERERI. ERINNYI.
AEDiles II. VIRI Juri DICVNdo
INFRA ACTAM. Haec SacSa
ERIgVNT.

Die Herren Sourry haben einen alten Stein mit folgender Inſchrift:

MERCVR. AVG.
VALER. HISPANVS IIIIII VIR
AVG. LVGD. EX. S. VOTO.

Man findet auch verſchiedene Silbermünzen mit den Buchſtaben B. A. Gemeiniglich hält man dafür, daß dadurch *Bertbrada Auguſta* angezeigt werde, weil dieſe Berthrade, Pipins Gemah-

— Hieher rechnet Keyßler auch den Stein, der zu Pinburg, oder Ponburg in Baiern an der Donau gefunden worden, wenn man nicht lieber ein *numen locale* daraus machen will, welches ſeinen Namen von Pinburg, oder Ponburg, welches noch in *inſtrumentis publicis Epinaburgum* geſchrieben wird, herleitet. Die Schrift davon iſt folgende:

CAMPES. ET. EPONAE
ALA. IST. N. G. H. P. C. R. QVI. ET.
AEL. BASSIANVS. PRAEF.
V. S. L. L. M.

Das erſte Wort heißt *Campeſtribus. Grut. LXXXVII.* 6. und kommt auch vor ap. Grut. MXV. n. 2.

Die andere Zeile lieſt *REINES. Inſcr. I.* 16. *Ala prima ſingularium ciuium Romanorum Quiritium.*

Des *Aelii Baſſiani* wird als *Proconſulis Africae* beim *Capitol. in vita Clodii Albini* gedacht. conf. Gud. ad Grut. l. c.

linn, und Karls des Großen Mutter, für die erſte Stifterinn der Hauptkirche zu St. Urſus ausgegeben wird. Ohngefähr 1570 ward eine Venus von Marmor zu Solothurn ausgegraben, welche anizt noch in den Händen der Herrn von Beſenval iſt, und in ihrem Schloſſe Valdek aufbewahret wird. —

An der Mauer einer alten, der heiligen Katharine gewidmeten Kapelle ſteht folgende Inſchrift:

D. M. V. J.
TILI APRONI M.
TVGENAE MARCELLI
NAE STAFILI PATERN.

Außer dieſen angeführten römiſchen Inſchriften, ſind in Solothurn wohl noch zwölf andere aus dem erſten, zweiten und dritten Jahrhundert, — welche 1762 bey der Niederreiſſung der alten Kirche zu St. Urſus ausgegraben worden ſind. — —

Solothurn ward von den Hunnen, Gothen, Vandalen, und andern Nationen, die die Schweiz verheerten, von Grund aus zerſtöret. Noch ein alter Thurm iſt indeſſen aus jener Verwüſtung ſtehen geblieben. Er ſteht mitten in der Stadt, und viele glauben, daß die Stadt daher eben ihren Namen erhalten habe, daß man aus *Sola turris* Solothurn gemacht habe. Die Steine dazu ſind mit einem ſo feſten Kitt zuſammengefügt,

daß man ſogar mit einem Eiſen viele Mühe anwenden muß, um ein Stük davon abzureiſſen. Auf dieſem Thurme iſt noch eine Uhr, die nicht nur die Stunden, ſondern auch den Lauf des Mondes, und einige andre Figuren zeiget.

Die Kollegiatkirche zum heiligen Urſus ſteht an einem etwas erhabenen Orte der Stadt. Urſus und Viktor, zwey Soldaten der thebaniſchen Legion, hatten ſich aus dem vom Kaiſer Maximian angeſtellten Blutbade gerettet, und waren nach Solothurn geflüchtet, wo ſie, auf Befehl des Hirtakus, des kaiſerlichen Statthalters, mit noch 66 andern enthauptet wurden. — Kaiſer Karls des Großen Mutter, Berthrade, ſtiftete zur Ehre des heiligen Urſus dieſe Kirche, und Bertha, des burgundiſchen Königs Rudolphs des Zweiten Gemahlinn, errichtete ein Fräuleinſtift und dotirte es ungemein reichlich. — Die Kirche ſelbſt wird von einem in Form einer Terraſſe erhabenen Kirchhofe umgeben, auf den man von der Straße auf einigen Stufen ſteigt. Zwey Säulen, welche Piedeſtale heidniſcher Gottheiten geweſen seyn müſſen, zieren ihn. Drüber ſteht eine lateiniſche Inſchrift, welche ſich folgendergeſtalt anfängt: *Geminas haſce columnas, Paganiſmi tempore, in vicino colle Hermetis, &c.*

Ueber der Kirchthüre ſteht eine lange, den Urſprung der Stadt und der Kirche urkundende Inſchrift. — Sie fängt folgendergeſtalt an: —

ORIGO SOLODORI ET ECCLES. COLLEG.

D. URSI.

Terra ferax multos Solodoria recta per annos,
Sic docuere Patres, circa aurea tempora Nini, &c.

Bey der Ausbeſſerung des vornehmſten Altars fand man die Reliquien von zween Körpern, von denen der eine ein ſilbernes Blech auf der Hirnſchaale hatte, mit dem Verſe:

Conditur hoc ſanctus tumulo Thebaidos Urſus.

Zur Erhaltung dieſer merkwürdigen Begebenheit hat man folgendes eingegraben:

VENERABILIS TVMBAE S. VRSI SVB ALTARI CHORI ANNO DOMINI 1519. INVENT. VETVS TEGMEN.

In eben dieſer Kirche liegen viel berühmte Leute begraben; — unter andern Franz **Hottomann** de la Mortfontaine, der franzöſiſche Geſandte, — beſonders ſticht der ſchöne Grabſtein der beiden Söhne Berchtholds des **Fünften** hervor, — die von den Edelleuten vergiftet wurden, mit denen das ganze fürſtliche Haus ausſtarb. —

Die Kirche der Jeſuiten iſt ungemein ſchön. Das bloße Frontiſpiz koſtete Ludwig dem Vierzehnten, der es bauen ließ, 10000 Livres. Das Franziskanerkloſter, welches 1664 von Grund aus umgebauet ward, enthält in der Kirche verſchiedene Monumente franzöſiſcher Geſandten, z. B. von Wilhelm von Montholon, — Michael Vielard, — Robert von Gravelle, u. ſ. f. Es iſt ſo geräumig, daß ſie einen Theil davon dem franzöſiſchen Geſandten vermiethen können.

Das Rathhaus iſt gut gebauet. Es hat verſchiedene Gemählde, welche die von den Schweizern gelieferten Schlachten vorſtellen. Die eine Treppe iſt ſehr prächtig.

Das Zeughaus behält unter andern Merkwürdigkeiten den Küraß eines burgundiſchen Ritters auf, welcher, um ſich aus der Schlacht bey Morat zu retten, mit ſeinem Pferde in den See ſprang, und glüklich hindurchſchwamm.

Jenſeits der Aar iſt eine kleine Vorſtadt, welche aber mit der Stadt ein Ganzes ausmacht. Zu derſelben führen zwey hölzerne Brüken mit einem Geländer, quer über den Fluß. Der Pallaſt des franzöſiſchen Geſandten, der, wie bekannt iſt, ſeit zwey Jahrhunderten hier wohnet, hat viel äußere Pracht und Zierrathen. Im Hofe deſſelben iſt ein Brunnen, mit einem weiten Bekken,

welches aus einem einzigen Steine gehauen iſt. Des ehemaligen Kanzlers, Herrn von Boeſenwald, am Ufer des Fluſſes gebautes Haus übertrifft jenen Pallaſt beinahe noch an Pomp und Pracht; — es ſoll ihm 100000 Thaler gekoſtet haben.

Die Gegenden um die Stadt herum ſind anmuthig genug; beſonders gewähren die längſt den Bergen gepflanzten Alleen nicht wenig Vergnügen. — — Es fehlt der Stadt auch nicht an Befeſtigungen. Baſtionen, — tiefe mit hohen Mauern umgebene Graben, und dieſe aus geſchnittenen, zehn Fuß langen, und zwey bis drey Fuß hohen und diken Steinen errichtet, verſprechen die erſten zwey Jahrhunderte hindurch unwandelbare Dauer. — Der einzige Fehler, der allenfalls an dieſen Feſtungswerken ſichtbar wäre, iſt der, daß die Graben zu ſchmahl ſind. — —

* * *

Am 25ſten Auguſt 1777 ward allhier die zwiſchen der Krone Frankreich und den Schweizerkantonen geſchloſſene Generalallianz feierlich vollzogen. Erſt warden in dem Pallaſte des franzöſiſchen Geſandten bey verſchloſſenen Thüren die Ratifikationen ausgewechſelt, hernach aber begaben ſich ſämmtliche Geſandte nach der Kollegiatkirche St. Urſus, wo in der Mitte des Chors auf einem er-

habenen Altare das offene Evangelienbuch lag. — Der franzöſiſche Geſandte ward von den beiden Zürchiſchen, — Zürch hat auf den Landtagen das Direktorium, — geführt, und rechts und links trug man die Originalinſtrumente, eines franzöſiſch, das andre deutſch und franzöſiſch. Der Statthalter von Eſehen, als erſter zürcheriſcher Geſandte, legte zuerſt die Hand aufs Evangelienbuch, und ſchwur im Namen aller Stände in deutſcher Sprache die heiligſte Beobachtung des Traktats. Dieſen Schwur wiederholte hierauf der franzöſiſche Geſandte in ſeiner Sprache im Namen ſeines Königs, und ſodann legten ihn auch alle übrige Abgeordnete der Kantone für die Stände, die ſie vorſtellten, ab. Die Solennität wurde unter dem Lerm der Gloken und der Artillerie vollzogen, und von einem Herr Gott dich loben wir begleitet. —

Nachdem der franzöſiſche Geſandte in ſeinen Pallaſt, und die Schweizeriſche auf das Rathhaus zurükgekehrt waren, ſandte der erſtere den lezteren und ihrem Gefolge goldene Ketten, und ſilberne Medaillen, die ſein König auf dieſen glüklichen Vorfall hatte ſchlagen laſſen. — Es wurden auch zwey Tage lang Feuerwerke, — Bälle, Illuminationen, — und Freudenbankette gegeben, — das

ſchlechteſte Zimmer koſtete eine Nacht einen Louisd'or.

Am 27ſten giengen die Abgeordnete der Kantone nach **Baden**, (wo ſie ſich verſammlen,) um ſich allda über die Austheilung der 6000 Mann zu berathſchlagen, die die Republik nach der neuen Allianz an Frankreich zu ſtellen ſich anheiſchig gemacht hat.

* * *

Solothurn war ehedem eine der vornehmſten burgundiſchen Städte, und ward in der Folge unter den deutſchen Kaiſern eine Reichsſtadt. — Das Kollegium der Domherrn hatte daſelbſt viel Anſehn, und große Gewalt. — Die Herzoge von Schwaben wurden indeſſen von dem Reiche zu Statthaltern beſtellt. — Im vierzehnten Jahrhundert verband ſie ſich mit den Kantons zum Krieg gegen die Oeſterreicher, — ob ſie gleich ſchon vorhero und faſt ſeit undenklichen Zeiten mit Bern in genauer Allianz geſtanden hatte. Im funfzehnten trat ſie dem Bund der Eidgenoſſenſchaft gegen den Herzog von Burgund bey, und nach dem Kriege ward ſie 1481 in die Zahl der Kantone aufgenommen.

Die Regierungsform iſt eine ariſtokratiſch gemäßigte **Demokratie**, und die Gewalt ſteht beim groſſen und kleinen Rathe zugleich.

Zwey Schultheiſſe, deren jeder ein Jahr um das andere im Amte iſt, regieren als Vorgeſezte die Stadt. Sie werden auf dem Johannistag von der ganzen Bürgerſchaft durch eine freie Wahl gewählt, oder der alte beſtätigt. Die Bürgerſchaft beſteht aus eilf Zünften, aus welchen der kleine und große Rath, von jeder nämlich drey, ein alter und zwey jüngere Räthe, erwählt werden. Der kleine Rath beſteht alſo, die Schultheiſſen ausgenommen, aus 33 Ehrenmitgliedern, aus eilf alten, und zwey und zwanzig jungen Räthen, von denen die einen die andern erwählen und beſtätigen. Standesſachen, Kriminal- und andre bürgerliche Händel werden vor dieſem Gericht verhandelt, und entſchieden. — Doch kann die Partey, welcher Unrecht gegeben iſt, ein neues Recht kaufen, oder gegen Bezahlung von fünf Pfund Pfennigen an den großen Rath appelliren. — Zu dieſem kleinen Rath kommen noch aus jeder Zunft ſechs, (die der kleine Rath erwählt,) folglich ſechs und ſechszig Mann. Dieſe alle machen den großen Rath aus, vor welchen nebſt den höchſten Standesſachen auch die Appellationen gehören, der Sekelmeiſter erwählt, und die Vogteien beſezt werden. Ohne Einwilligung und Beſcheid des kleinen Raths kann ſich der große nicht verſammlen.

Die **jungen Räthe** erwählen auch aus ihren Mitteln einen ſogenannten Gemeinmann, den die ganze Bürgerſchaft beſtätigen muß. Er hat über das ganze gemeine Weſen und das Intereſſe der Stadt die Aufſicht, — und deshalb auch Siz in dem geheimen Rath; — eben ſo ſtehen alle Viktualien, welche feil ſind, unter ſeiner Beſorgung.

Der **geheime Rath**, der aus den zwey Schultheiſſen, dem Venner, dem Sekelmeiſter, dem Stadtſchreiber, dem Aelteſten von den alten, und dem Gemeinmann von den jungen Räthen beſteht, hat über die wichtigſten Staats- und Standesangelegenheiten die vorher anzuſtellende Berathſchlagungen, und trägt das Nöthige dem kleinen Rathe vor.

Das **Stadtgericht** wird von den Zünften mit 18 Perſonen beſezt. **Zwey** alte, vier junge und zwölf große Räthe beſezen es. Der Großweibel als des Schultheiſſen Statthalter präſidirt. — Die geringen Schuld- und alle Injurienſachen werden auf demſelben verhandelt, — — man kann auch davon weiter appelliren.

Das **Konſiſtorium** beſteht aus **neun** Perſonen, drey alten, drey jungen, und drey aus dem großen Rathe. Sie entſcheiden alle die Hurerey und den Ehebruch betreffende Sachen.

Der Waiſenrath beſteht aus dem Stadtvenner, — einem alten, einem jungen Rath, dem Gemeinmann, und vier großen Räthen. Er verwaltet Vogtey- und Waiſenſachen, Vogtrechnungen, u. ſ. f.

* * *

Einige kleine Oerter im Kanton.

Olten.

Die über den Fluß gehende hölzerne Brüke von 372 Fuß, und in eiſernen Gewinden ruhende Brüke iſt beinahe das Merkwürdigſte hieſelbſt. Der kleine Fluß Dinnere, der ſich in die Aar ergieſſet, hat ganz rothe Krebſe, welche man neben den gekochten auf die Tafel zu ſezen pflegt, wenn man etwa den Fremden ein Vergnügen machen will. Es fällt ungemein auf, dergleichen Vergnügung beizuwohnen. Der bekannte Junkerbrunnen iſt, wegen der vielen Mineralien, die er hat, gegen die rothe Ruhr ſehr gut zu gebrauchen.

Dornek.

Dies kleine, aber feſte Schloß hat ſich durch die zwiſchen den Schweizern und Deutſchen daſelbſt geliefertе Schlacht im Jahre 1499 bekannt gemacht, in der die Schweizer einen vollkomenen Sieg gegen jene erhielten. In der benachbarten Kapelle liegen noch ſehr viele deutſche Knochen. Kaiſer Maximilian, vom alten öſterreichſchen Haß

gegen die Schweizer entflammt, hatte ihnen den Krieg angekündigt, und zu dem Ende den ſchwäbiſchen Kreis gegen ſie aufgebracht. Zu ſeinem eigenen Schaden hatte er indeſſen dieſen ganzen Krieg angefangen. Er bat um Frieden, und den ſtanden ihm die Schweizer, die ohnedem nichts ſehnlicher wünſchten, gar leicht zu.

Thierſtein.

Eine andre Landvogtey, die den Grafen dieſes Namens zugehöret. Seit ohngefähr 240 Jahren iſt dies ehedem mächtige, blühende Haus, welches in der ganzen Nachbarſchaft umher viele Dörfer beſaß, ausgeſtorben. In dem dazu gehörigen Dorf Buſſerach hat der Prediger in ſeinem Keller eine mineraliſche Quelle.

Zwölftes Hauptſtück.

Der Kanton Schafhauſen.

Dieſer Kanton iſt freilich nicht ſonderlich groß, aber deſto wichtiger für die ganze Schweiz, weil er ihr zur Schuzwehr gegen Deutſchland dient. — Er liegt ganz jenſeits des Rheins auf deutſchem Boden, grenzt gegen Mitternacht, und gegen Abend an Schwaben, gegen Morgen an Zürch, — gegen Mittag zum Theil auch an Zürch, zum Theil an Thurgau, wovon ihn der Rhein nur trennt. Er hat ungemein fruchtbares Erdreich, und fette ſchöne Weiden, — muß aber demohnerachtet, weil das Getraide nicht hinlänglich iſt, eine anſehnliche Zufuhr aus Schwaben kommen laſſen. Der Rhein macht den Handel blühend. — Hohe Gebirge findet man in dieſem Kanton faſt gar nicht, — man müßte denen das eine, welches Randen genannt wird, und an den Schwarzwald ſtößet, darunter rechnen.

Die Stadt Schafhauſen.

Sie liegt an der mitternächtlichen Seite des Rheins auf einem ſehr ungleichen Erdreiche, und iſt groß und ſchön gebauet. Sie iſt eben ſo alt noch nicht; — ihren Wachsthum hat ſie zum Theil ihrer vortheilhaften Lage, zum Theil einem gewiſ-

ſen Kloſter zu verdanken, welches Eberhard, Graf von Nellenburg, im Jahr 1052 daſelbſt ſtiftete. – Sie war anfänglich ein ſchlechtes Dorf, wo man die Schiffe, die aus dem Rhein kamen, ausladen mußte, und welches aus dieſem Grunde Schiffhauſen hieß. Burchard erweiterte die Stiftung ſeines Vaters, ſchenkte dem Kloſter das Dorf Schiffhauſen, und nannte es zur Ehre der Mönche, die er in das Kloſter legte, Schafhauſen. Daher beſteht auch das Wapen der Stadt in einem ſpringenden ſchwarzen Widder, welcher mit Gold gekrönt iſt, in weiſſem oder ſilbernen Felde. Nach und nach ward aus dem Dorfe ein Fleken, und endlich eine große ſchöne Stadt. Der Kaiſer Ludwig, aus dem Hauſe Baiern, übergab 1330 dem Erzherzog von Oeſterreich, dem er in dem mit ihm geſchloſſenen Frieden 12000 Thaler verſprochen hatte, als ein Aequivalent für dieſe Summe, die vier Städte, Zürch, Schafhauſen, St. Gall und Rheinfelden. Nachdem aber das Koncilium zu Koſtniz den gedachten Herzog exkommunicirt, (weil er die Flucht des Pabſtes Johann begünſtigte,) und alle geiſtliche und weltliche Fürſten wider ihn aufgeredet hatte, ſo nahm ihm der Kaiſer Sigismund die Städte Stein, Dieſſenhofen, Schafhauſen, u. ſ. w.

mithin

mithin ward die leztere eine Reichsſtadt. In der Folge war ihr ihre Freiheit immer ſehr theuer, und ſie that alles, ſich mit den Kantons aufs genaueſte zu verbinden, ſo wie ſie auch 1501 in die Eidgenoſſenſchaft aufgenommen wurde.

Die Straßen ſind groß, ſchön, geräumig, breit und ungemein reinlich. Faſt alle Häuſer ſind gemahlt, und mit einem Wahrzeichen verſehen; — ſie werden wohl unterhalten.

Der Münſter, oder die Kirche des alten Kloſters, iſt ein prächtiges Gebäude, welches auf zwölf großen ſteinernen Säulen, welche alle aus einem Stüke gehauen ſind, ruhet. Sie haben neunzehn Fuß in der Höhe, drey im Durchmeſſer, und neun im Umfang, und ſtellen die zwölf Apoſtel vor. Diejenige, welche den Judas vorſtellt, hat einen zerſpaltenen Kopf. Auf dem Thurm ſteht unter andern eine Gloke, welche 96 Centner wiegt, und 29 Fuß im Umfange hat. Sie ward 1486 gegoſſen, und hat folgende Inſchrift: *Viuos voco, Mortuos plango, fulgura frango.* — So lange die Stadt noch der römiſch-katholiſchen Religion unterworfen war, ſtand in der Kirche, unter einem Bogen, eine 22 Fuß hohe Säule, der große gute Gott von Schafhauſen genannt. Sie ward 1447 aufgerichtet, und von den Pilgrimmen fleißig

beſucht, die ſich durch die Menge von Indulgenzen, die daſelbſt ausgetheilt wurden, gar gern loken lieſſen. Als ſich im Jahre 1529 die Stadt zur Reformation bekannte, ſo riß man auch dieſe Säule nieder.

Die ehemalige Pfarrkirche zum heiligen Johannes iſt die gröſeſte in der ganzen Schweiz. — Sie iſt ein gewaltig groſes Gebäude, aber ſehr dunkel, — und hat zwölf Kreuzgewölbe nebſt einem Chore. Man bemerkt an ihr dies beſondre, daß, wenn man auf die Kanzel kommen will, man einige Stuffen heruntерſteigen muß, da man ſonſt heraufſteiget. Dieſe Kirche beſitzt eine Bibliothek, welche die Predigerbibliothek *) heiſſet, weil ſie

*) Es wäre ſehr gut, wenn die Kirchen ſo dotirt wären, daß wenigſtens die Hauptkirchen anſehnliche Bibliotheken hätten. Das würde den Geiſtlichen außerordentlich unter die Arme greifen, — wenn ſie ſelbſt keinen groſſen Büchervorrath hätten. Dieſer Fall aber eräugnet ſich leider! gegen das gemeine Sprüchwört: Prediger haben nichts als Kinder und Bücher ꝛc. ſehr oft. Beſonders auf dem Lande. Hier lehret die Erfahrung, daß die Landgeiſtlichen zuweilen eben aus Mangel der nöthigen Bücher in ihren Kenntniſſen immer weiter zurükkommen, anſtatt vorwärts zu gehen.

Wollte man allenfalls einen gewiſſen Fond zu dergleichen Predigerbibliotheken nachgewieſen haben, ſo will ich ihn hiermit nachweiſen.

zum Gebrauch der Prediger ganz zunächſt beſtimmt iſt. Außerdem iſt noch eine in der Stadt vorhanden, der ſich die Bürgerſchaft bedienen kann. Die erſtere enthält einige ſehr wichtige Manuſkripte, z. B. des Chryſoſtomus Homilien über den **Matthäus**, — eine alte Bibel in böhmiſcher Sprache, u.ſ.w.

Bald nach der Reformation ward hieſelbſt eine ſchöne Schule, eine Art von Akademie geſtiftet, in welcher die heiligen Sprachen, und alle einem künftigen Gottesgelehrten nöthige Kenntniſſe gelehret werden. Die Prediger ſind zu gleicher Zeit Profeſſoren. Daher hat Schafhauſen ſeit der Reformation immer gelehrte Männer gezogen.

1) Ein jeder Kandidat, der ins Predigtamt kommt, müßte, — ſeine Stelle nach Hunderten berechnet, ein vor allemal ein Procent erlegen, und ein Buch in die Bibliothek ſchenken.

2) Ein jeder im Amte ſtehender Landgeiſtlicher müßte jährlich der Diöces ein halb Procent, und ein Buch geben.

3) So oft ſich ein junger Prediger verheirathete, müßte er gehalten ſeyn, von dem Eingebrachten ſeiner Frau ein vor allemal 3 Procent zu geben, u. ſ. w.

Die Bibliothek müßte in der vornehmſten Stadt einer Provinz ſeyn, und der Hauptpaſtor an der Kirche dieſer Stadt, nebſt einer obrigkeitlichen Perſon, die Aufſicht darüber haben. — — — —

An Naturalienſammlungen fehlet es allhier nicht. Tobias Hollender, von Berau, ein großer und berühmter Antiquarius, hat vor mehr als funfzig Jahren ein koſtbares Medaillenkabinet geſammlet.

Das Ammanſche Kabinet verdient nach Andreä Meinung allein eine Reiſe nach Schafhauſen. Folgende waren ihm vorzüglich ſchöne Stüke.

1) Mit ſpizigen Hervorragungen verſehene, oder dornigte Seeigelſtachel, von Giengen in Schwaben.

2) Sägenförmige dreiſeitige, eben daher, und kleinere dergleichen vom Rande.

3) Zwey in der Größe und ſonſt unterſchiedene Arten von kleinen, noch auf ihren Knöpfchen ſizende, die man Nadeln nennet.

4) Echiniten ſelbſt, mit noch aufliegenden Nadeln und Stacheln.

5) Andre zerborſtene, die mit Oolithen ausgefüllt ſind. —

6) Ein platter Echinite mit einem erhabenen Stern auf dem Rüken aus Spanien.

7) Ein anderer noch platterer mit einem platten Stern von Malta.

8) Ein gewarzter runder, mit nicht gemeinen Warzen.

9) Andre mit gemeinen Warzen, drey Zoll im Durchſchnitte, vom Rande.

10) Verſchiedene kleine Krebſe von bräunlichem Geſtein, außer ihrer Matrix, von Koromandel.

11) Blätterabdrüke in Sandſtein, von Winterthur.

12) Blätterabdrüke in weiſſem Schiefer, von Oeningen.

13) Ein ſehr ſchönes Ichthyolit, einen und dreiviertel Fuß lang, eben daher, nebſt andern auch ziemlich großen, in ſchwarzem Schiefer, von Glaris.

14) Zwey ſchwarze kieſigte Schiefer, aus dem Würtembergſchen, mit denen von Hiemer beſchriebenen Meduſen. Der eine derſelben iſt mit den verborgenen Meduſenſtrahlen, die aus dem Steine hervorragen, bedekt, — der andre zeigt an ſeinem, dem bekannten Seemeduſenhaupte ähnlichen, ſich aber gleich aus dem Mittelpunkt zu theilen anfangenden Körper einen geraden und unverbogen dahin geſtrekten Stiel, deſſen halbe Dikke aus dem Schiefer hervorragt, und welchen lauter fünfſeitige, auf ihrer platten Fläche Blumen- oder Sternförmige Trochiten zuſammengeſezt haben. — —

15) Einige einer Fauſt dikke *Specimina* von den ſo ſchön zu polirenden, und, wenn ſie in Tafeln geſchnitten werden, halbdurchſichtigen achatiſi-

renden *Madreporis aggregatis aſtroiticis*, aus Sardinien.

16) Eine verhärtete Kompaßmuſchel *ex Valle d'Andona*.

17) Ein zweiſchaligtes kalcinirtes, aber noch glänzendes ganzes *Oſtreum polyeptoginglimon*, auch daher.

18) Eine ganze Maſſe von höchſt ſchönen durchſichtigen *nucleis Strombulorum*, *Cochlearum*, *Buccinorum chalcedonizantibus*.

19) Malteſiſche, und piemonteſiſche Seegewürmröhren, eines Fingers dik.

20) Die etwa eine Linie dikke und acht Linien lange *Ortoçemtitae foſſiles*, davon *Qualtieri* Originalien aus dem Meere beſchrieben, und aus dem Kupfer vorgeſtellet hat.

21) Ein an der Spize gekrümmter Belemnite, aus den Gruben von Sichem bey Maſtricht.

22) Ein Belemnite an beiden Enden zugeſpizt, und ein andrer gemeiner, deſſen Oberfläche Blätterweiſe abſchilfert, dergleichen man von ſeiner Struktur nicht vermuthen ſollte, weil er aus Strahlen und Fäſern beſteht, die nicht der Länge nach laufen, ſondern ihn in der Queere durchſtreifen.

23) Einige, wie Linſen, kleine Heliciten, mit ſehr deutlichen Gyris, aus Spanien.

24) Andre in einem mit grünlichem Talk durchwachſene Sandſteine von Rivalta.

25) Kieſigte Ammoniten mit deutlich ſichtbaren Verkammerungen und dem Siphone, von Rhetel Mazarin.

26) Noch kieſigte, deren einer neun Zoll im Diameter, von Fürſtenberg. —

27) Ovale Ammoniten von Neufchatel.

28) Ein durchſchnittenes Cornu Ammonis, worinnen alle Verkammerungen aus dem Mittelpunkte heraus bis zu dem Umfange offen, und mit kriſtallirtem Spathe oder Quarz zart und ſchön inkruſtirt ſind, zehn Zoll im Durchſchnitte, aus Frankreich.

29) Eine Menge koburgiſcher, böhmiſcher, franzöſiſcher, chemnizer, und piemonteſiſcher Hölzer vom ſchönſten Achat oder Jaſpis.

30) Ein Karpolit, oder vielmehr ein Abdruk eines Pfirſigkerns, den vielleicht jemand für eine Art eines Korallenſchwammes zu halten geneigt ſeyn möchte.

Das Rathhaus verdient geſehen zu werden. Der gewöhnliche Audienzſaal iſt prächtig getäfelt; ein Tiſchler hat hieran ſein Meiſterſtük gemacht. — Hinter dem Rathhauſe ſind die Archive. Auf dem ſogenannten Fronwagthurm befindet ſich eine Uhr, welche nicht nur die Stunden, ſondern auch den

Lauf der Sonne und des Mondes, und die Sonnenfinſterniſſe anzeigt.

Die Stadt iſt ziemlich feſte. Sie hat rings umher eine Mauer, — und Thurm, ſelbſt nach der Rheinſeite zu. Auf der einen Seite liegt eine Art von Citadell, oder eine Feſtung nach antikem Geſchmak, welche Munotto, oder Unnoth heiſſet. Sie iſt in einer Runde gebauet, — oben iſt eine Batterie, um daſelbſt im Fall der Noth Kanonen anzubringen, — ſie hat überdem ſehr ſtarke Mauern. — Das Zeughaus iſt gut beſezt, und im Stande, die Bürger und die dazu gehörige Unterthanen ſogleich zu bewaffnen.

Schafhauſen *) hatte ehedem eine ſteinerne Brüke über den Rhein. Der bey dieſer Brüke vorbeifliesſende Strom, welcher beſonders im Sommer, wenn ihn der auf den Bündtnergebirgen geſchmolzne Schnee größer macht, ſehr ſchnell läuft, verurſachte, daß durch die ſtarken Waſſerwirbel, (die dadurch unten an der Brüke verurſacht wurden, daß die Pfeiler dem gewaltſamen Strome ein Hinderniß machten,) das Bette deſſelben ausgewühlet, und die Pfeiler untergraben wurden.

*) Die folgende Beſchreibung der Brüke in Schafhauſen iſt faſt Wort zu Wort aus dem Andreä genommen. — Dies habe ich zur Steuer der Wahrheit hier anzeigen wollen.

Mithin, da ſie ſich nothwendig auf dieſer untern Seite ſenken mußten, wurde ihre Feſtigkeit geſchwächt, und der Bogen ſelbſt etwas zerriſſen. Dieſer Schaden ward von Jahr zu Jahr größer, und endlich ſtürzten den ſechsten May 1754 drey Bogen ein. Hiebey bemerke man, daß der Rhein gemeiniglich im Sommer ſechs Schuhe höher iſt, als im Winter, — und daß in jener Zeit ſeine Tiefe oben an der Brüke achtzehn bis zwanzig Schuhe, und unten an derſelben acht und zwanzig bis dreißig Schuhe betrage. Man fand daher unmöglich, wenigſtens nicht wohl thunlich, in einer ſo beträchtlichen Tiefe eines ſo ſchnellen und gewaltſamen Stroms wieder neue Pfeiler auf den unebenen und ausgewühlten Boden zu ſezen, und neue Bogen darauf zu wölben, und weil ſich die andern Pfeiler faſt alle auf der untern Seite ebenfalls geſenkt, und daher ſchadhaft waren, ſo wurden ſie vollends abgebrochen.

Anſtatt jener ſteinernen Brüke wurde eine hölzerne an eben dem Orte über den Rhein gebauet, die in ihrer Art eben ſo ſchön und in der That viel künſtlicher genannt werden kann. Ein Zimmermeiſter *) von Appenzell entwarf den Plan, und

*) Dieſer große Künſtler hieß Hans Ulrich Grubenmann, von Tüffen aus dem Kanton Appen-

führte ihn innerhalb zwey Jahren mit 90000 Gulden Koſten aus. Er wagte es, ſie von einem einzigen flachen Bogen machen zu wollen, ſprengte alle die ſteinernen Pfeiler, die von der alten Brüke noch ſtanden, weg, bis auf einen einzigen, den er auf des Rathes ausdrüklichen Befehl ſtehen laſſen mußte. Sie iſt an 200 Schritte lang, trägt ſich mit ihren großen, ſchräg und queer liegenden Balken ſelbſt, und iſt ein Hängewerk. Von beiden Seiten iſt ſie mit Brettern zugemacht, woran Fenſter ſind, und mit einem Dach von Schindeln zugedekt. Oberhalb derſelben in dem Rhein ſind an einem ſteinernen Pfeiler zwey kleine Schiffe befeſtigt, woriunen Feuerſprizen ſind, mit denen

zell. Sein Bruder, Johannes Grubenmann, bauete zu gleicher Zeit ein ſolches Hängewerk bey Reichenau in Graubündten. Hernach machten ſie beide bey Baden über die Limmat eine hölzerne Brüke, die kein Hängewerk, ſondern ein ſehr wohl zuſammengeſeztes und ſtarkes Gewölbe iſt. „Dieſe zwey Brüder,“ ſagt Herr Andreä, „haben ihr Handwerk meiſtentheils „von ſich ſelbſt gelernt, nichts ſtudirt, nichts „auf Reiſen geſehen, und können deswegen wohl „Originalgenies heiſſen. — — — Welche „Männer hätten ſie nicht werden können, wenn „ihre fürtrefliche Anlage und Fähigkeit durch die „Mathematik kultivirt worden wäre?“ — —

man ihr, wenn ſie etwa einmal Feuer fangen ſollte, zu Hülfe kommen kann. Man darf übrigens nach einem ausdrüklich gegebenen Geſez auf derſelben nicht ſtill halten. Sonſt wird ſie ſehr ſtark gebraucht. — Das ganze Jahr durch fahren ſchwer beladene Wagen über dieſelbe; beſonders aber wird eine außerordentliche Menge Wein darüber geführt. — Es ſcheint fürchterlicher, wenn man herübergeht, als es wirklich iſt, — ſo kracht der Boden unter den Füßen.

Der Leſer würde verlieren, wenn ich hier nicht des unweit Schafhauſen befindlichen großen Rheinfalles gedenken wollte. Der Anblik iſt majeſtätiſch furchtbar. Zerſtreute Felſenthürme beengen hier auf einmal das Bette des ſchnellen Rheins, und zertheilen ſeine mit Schaum ſich überziehende Fluthen. Unten an dem Schloſſe Laufen, welches dem Dorfe Neuenhauſen gegen über liegt, machen die Klippen eine ſteile Felſenwand von 40 Fuß aus. Ehemals war ſie mit Fichten bewachſen, welche aber izt nicht mehr vorhanden ſind. Auf dieſer feſten Wand ſtehen drey oder vier ſeltſam geſpizte Felſen; zwiſchen ihnen ſtürzt ſich, mit einigen ſpielnden Waſſerbächen durchſchlängelt, der faſt in lauter Schaum aufgelöſte Strom mit einem entſezlichen Geraſſel in die Tiefe herunter, ſteigt und ſiedet plözlich wieder in die Höhe, wirft ſprudelnde

Wogen, von denen ein Theil, zu Staub und Dunſt gerieben, zu den Wolken hinaufeilet, und die ganze Gegend mit ewigem Regen und Nebel anfüllet. Hier muß freilich Schreken und Schauer die ganze Seele einnehmen, — und eine heilige Furcht ſie erfüllen.

Hier, Sterbliche, hier ſpricht die Gottheit
aus den Wellen:
Hier brauſen Strudeln ſie, wie dorten Bäch'
und Quellen
Sie flüſternd predigen; wie jeder Stern ſie
ſtrahlt,
Und ieder Tropfen Thau ſie ſchön, ſie gü-
tig mahlt.
Doch hier ſpricht ſie ganz Macht aus tauſend
Waſſerwogen;
Ihr Stoß hat ſchon den Fels, wie Wachs,
dahin gebogen; —
Schon ſchwankt ihr ſtolzes Haupt vor ihrer
Furchtbarkeit;
So fühlt denn, Sterbliche, wie ſchwach, wie
Nichts ihr ſeyd!

* * *

Die Regierungsform iſt, wie in Zürch und Baſel. Der kleine und große Rath beſizen die höchſte Gewalt gemeinſchaftlich. Beide beſtehen aus 85 Gliedern. Die Ehrenglieder werden von den zwölf

Zünften in gleicher Anzahl genommen. Hier werden die wichtigſten und meiſten Dinge berathſchlagt, abgehandelt, und beſchloſſen.

Die Häupter der Stadt ſind die zwey Burgermeiſter, ein Statthalter, und zwey Sekelmeiſter, die von beiden Räthen erwählt werden, und ein Jahr ums andre auf den Pfingſtmontag abwechſelungsweiſe regieren.

Der kleine Rath beſteht aus 25 Ehrengliedern, aus dem Bürgermeiſter, zwölf Rathsherren, und zwölf Zunftmeiſtern, deren jene von beiden Räthen, dieſe aber auf den Zünften von den ſämmtlichen Zunftbrüdern erwählt werden. Von dieſem kleinen Rath gehen die Appellationen an den groſſen, und zwar alſo, daß der **kleine** Rath völlig abtritt, den regierenden Burgermeiſter ausgenommen. Die Stelle der abgetretenen Rathsherren wird aus den großen Rathsgliedern, und dieſer Zahl aus der gemeinen Bürgerſchaft erſezt, ſo daß es zuſammen 84 Mann ausmachen. Die Wahlen auf dem Rathhauſe geſchehn mit Zetteln.

Der große Rath beſteht aus 60 Mann, von jeder Zunft nämlich fünf, welche von allen Zunftbrüdern erwählet werden.

Der **geheime** Rath beſteht aus **ſieben** Männern, aus den zwey Burgermeiſtern, dem Statt-

halter, zwey Sekelmeiſtern, einem Rathsherrn und dem Stadtſchreiber.

Das Stadtgericht wird aus 24 Richtern beſezt, nämlich aus zwölf vom Rathe den Zünften nach, und zwölf aus der Bürgerſchaft. Schuldſachen, die nicht über 60 Gulden gehen, werden hier geſchlichtet, — höhere Forderungen gehören vor den großen Rath.

Das **Vogt-** oder **Buſſengericht** hat zwölf Richter, welches die Aelteſten des großen Rathes und jeder Zunft ſind. Kleine Kriminal- beſonders Injurienſachen werden vor demſelben entſchieden. Von beiden Gerichten gehen die Appellationen an den Rath.

Das Chorgericht iſt, wie in andern evangeliſchen Städten. Der jedesmalige Statthalter iſt Präſident in demſelben; und hat neben ſich drey Pfarrer und fünf Rathsherren.

Vor der Rechenſtube legen die Amtleute ihre Rechnungen ab, und es werden überhaupt daſelbſt alle Finanzſachen abgehandelt.

Dreizehntes Hauptſtük

Der Kanton Appenzell.

Einer der kleinſten unter allen. Gegen Norden grenzt er an die Stadt und Abtey St. Gall; gegen Abend an die Grafſchaft Toggenburg, gegen Mittag zum Theil an eben die Grafſchaft, und die Landvogtey Gams, gegen Morgen an Rheinthal.

Das ganze Land liegt mitten in den Alpen drinnen; — und muß folglich aus der Viehzucht alle ſeine Einkünfte hernehmen. Doch legen ſich auch die Einwohner aufs Spinnen der Seide, die ſie nach St. Gall hin verkaufen.

Die Einwohner ſind groß, wohlgewachſen, lebhaft und verſprechen ſehr viel. Ihre Sitten grenzen freilich mannigmal an das Bäuriſche, ſie wiſſen ſie aber, beſonders in Geſellſchaften mit Ausländern, ſo ſehr nach dem modernen Fuß zu formen, daß man ihnen ihre Grobheit ſo bald nicht anmerken kann.

Ehemals gehörte dies Land den Aebten von St. Gall, und dem Adel. Im Jahr 1401 beunruhigte der damalige Abt Kuno von Stauffen die Einwohner ſo ſehr, daß ſie, entrüſtet über den Verluſt aller ihrer Freiheiten, das Joch, das ſie ſo lange geduldig getragen hatten, mit Gewalt abſchüttelten.

Der Krieg, den ſie mit ihm führten, dauerte faſt ſieben Jahre. Die Städte, die am Koſtnizerſee herum liegen, Friderich, Herzog von Oeſterreich, der Biſchof von Koſtniz, der Graf von Wirteberg, und verſchiedene Edelleute unterſtüzten den Abt. Aber die Landleute in Appenzell waren ſo wenig furchtſam, daß ſie mit den Waffen in der Hand, von der Stadt St. Gall unterſtüzt, verſchiedene Schlachten gewannen, fünf Städte einnahmen, und sechszig Schlöſſer, unter andern das ſehr befeſtigte Schloß Klanx, eroberten. In dieſem Jahre verbanden ſich die Appenzeller zum erſtenmale mit den übrigen Kantons. Indeſſen vermittelte der Kaiſer Rupert, daß ſich die ſtreitige Parteien in Koſtniz vereinigten, und 1408 Frieden ſchloſſen. Unmittelbar darauf richteten ſie ihre Regierungsform auf dem Fuß ein, auf welchem ſie izt eingerichtet iſt, und verbanden ſich zu einer ſo engen Vereinigung unter einander, daß ſie ſämmtlich nur ein Ganzes ausmachen wollten. Drey Jahre drauf trafen ſie mit den ſechs benachbarten Kantonen eine Allianz, worüber ſich der Abt außerordentlich erzürnte, und es 1425 bey dem Kaiſer ſo weit brachte, daß er ſie in den Bann that, und von dem Pabſt die Exkommunikationsſentenz erlangte. Von dem Reichsbann hatten ſie indeſſen

weiter

weiter keinen Nachtheil. Ihre Gebirge waren ihnen die glüklichſte Schuzwehr gegen alle Drohungen. Des heiligen Vaters Bannſtrahlen verſpotteten ſie vollends; — und mit den Geiſtlichen machten ſie kurzen Prozeß. Sobald ſie ſich weigerten, ihnen die Sakramente zu ertheilen, ſo jagten ſie ſie fort, und tödteten verſchiedene derſelben. Der Abt nahm zu den Churfürſten ſeine Zuflucht, erhielt aber keine Hülfe. Endlich ward, nach Verlauf von vier Jahren, durch die Vermittelung der Schweizer der Friede geſchloſſen. Im Jahre 1452 verbanden ſie ſich mit den ſieben Kantonen, und 1513 wurden ſie in die Eidgenoſſenſchaft aufgenommen.

Seit 1531 ſind die Einwohner theils der reformirten, theils der römiſch-katholiſchen Religion zugethan; doch ſind die Reformirten weit zahlreicher. Das Land ſelbſt wird in zwölf Diſtrikte eingetheilet, welche ſie Roden nennen, in ſechs innere, die gegen Morgen, und ſechs äuſſere, welche gegen Abend liegen. Im Anfange der Reformation waren die äußeren Roden reformirt, wiewol mit katholiſchen Einwohnern vermiſcht; — die inneren hingegen katholiſch, mit Reformirten vermengt. Dieſe Verfaſſung blieb bis 1587 in ihrer ungeſtörten Ruhe. In

dieſem Jahre fiengen die Katholiken des Flekens Appenzell an, die Reformirten zu verfolgen, tödteten einige, andre jagten ſie aus dem Lande, und verurſachten durch dieſe muthwillige Unruhen eine ſolche Disharmonie unter ihnen beiderſeits, daß von der Zeit an, um Ruhe und Frieden zu erhalten, die Reformirten in den äußeren, und die Katholiken in den inneren Roden wohnen, — und daß alle diejenigen, welche ihren Glauben abändern wollen, nun auch gehalten ſind, ihren Wohnſiz zu ändern, und in eine Rode zu ziehen, wo ihr Glaube gäng und gebe iſt. Mithin wurden die inneren Roden von Katholiken, und die äußeren von Reformirten leer gemacht. Seit der Zeit machen beide Parteien auch verſchiedene kleine Republiken aus, die ihre eigene Juſtiz, — ihre beſondre Polizey, und ihre Flaggen haben. Hingegen in geiſtlichen Dingen, ich meine in Eheſachen, gehören die Katholiken vor den Biſchof von Koſtniz, die äußeren aber haben ihr eigenes Ehegericht. Die jährliche Landesgemeinde wird am lezten Sonntage im April gehalten.

Zum Schuz und zur Beſchirmung des Vaterlandes iſt nicht nur ein eigener Kriegsrath beſtellt, ſondern es muß auch ein jeder Landmann ſeine Flinte, Pulver und Bley zu allen Zeiten in Bereitſchaft halten. Die junge Mannſchaft wird nicht

nur von Zeit zu Zeit in den Waffen geübt, ſondern es werden auch die Waffen von Haus zu Haus beſichtiget; und in jeder Gemeinde ſind fünf Ausſchüſſe von der jungen Mannſchaft, ſamt ihren Ober- und Unteroffiziers verordnet, daß ſie nöthigenfalls ſogleich marſchiren können. — Die Hochwachten, Loſungsfeuer, oder Feuerzeichen auf den Bergen und Höhen ſind in den äußeren Roden 1708 dergeſtalt eingerichtet worden, daß in wenigen Stunden einige tauſend Mann beiſammen ſeyn können. — Herr **Büſching**, — den ich weit richtiger finde, als viele andre ſonſt bewährt ſeyn ſollende Nachrichten, hält dieſen Kanton für den mächtigſten nach Zürch, Bern, Freiburg und Lucern.

Die innern katholiſchen Roden heiſſen Schwendi, — Reutin-Lehn, Schlatt, — Gonten und Riggebach. Zu dieſen gehören noch verſchiedene andre Dörfer und Fleken, als Appenzell, Brulliſau, Winkelbach, Haßlen, und Indergrub, welche zwey Kirchſpiele ausmachen, **Appenzell** und **Indergrub**.

Die äußeren reformirten Roden heiſſen Trogen, Heriſau, Teuſſen, Urneſchen, Huntweil und Gays oder Abgays, wozu gleichfalls noch verſchiedene Dörfer und Fleken gehören.

* * *

Der Kanton Appenzell hat verſchiedene merkwürdige Höhlen. Die merkwürdigſten ſind auf dem großen Berge Kamor, oder Gimmor, an den Grenzen der Herrſchaft Sax. Auf demſelben iſt eine ſolche Höhle, welche überall mit Spiegelſpath, oder ſogenanntem isländiſchen Kriſtall von weiſſer, gelber und grauer Farbe eingefaſſet iſt. Er iſt in ſo großer Menge vorhanden, daß man viel tauſend Zentner von da fortführen kann. Sie liegt in einem Felſen, eine Viertelſtunde über dem Bade Kobelweis, und hat die Größe einer Kapelle. Der Eingang in dieſelbe iſt ſo enge, daß man dreißig Schritte rükling, oder auf dem Bauche hineinkriechen muß. Aus dieſer ſteigt man beſſer hinauf in eine zweite Höhle, in der man das Waſſer zu gedachtem Bade aus dem Felſen hervorrauſchen hört. — Von dieſer kommt man in eine dritte, die ſehr lang und breit, und bey zwölf Fuß hoch, aber ſehr finſter iſt. — Beſſer oben auf dem Berge befindet ſich noch eine kleine Höhle, welche ſchöne ganz helle Kriſtalle enthält. — — Sie iſt 186 Fuß lang, 20 Fuß breit, und 10 bis 14 hoch. —

Jenſeits dem Hauptfleken **Appenzell** liegt die ſogenannte **wilde Kirchlein**, eine natürliche

Berggruft in einem Felſen, welche zu einer Kapelle dient, — und dem Erzengel **Michael** gewidmet iſt. — — Oben ein ſenkelrechter Felſen, — und unten ein ſteiler und gefährlicher Abgrund. Unter den Füſſen ein Felſen, der vier bis fünf Schuhe breit iſt. — — In dieſem ungeheuren Felſen ſind viele Höhlen, von welchen ſich drey neben einander gegen Südoſt öffnen. — Die erſte iſt weit und hell, oben wie ein Trichter geſchloſſen, aus welchem ein ſtarkes zum Trinken geſundes Schwefelwaſſer hinunterrinnet. — — Aus dieſer kommt man in eine zweite, in der ſich ein Schwefelbrunnen befindet, der aber geringer iſt, als der erſtere. — — In dieſer Höhle wohnt ein Einſiedler.

Hieraus führt der Weg zu einer dritten, in aller Abſicht beträchtlicheren Gruft. — Oben iſt ſie mit dem ſchönſten weiſſen Tropfſtein von verſchiedenen Geſtalten ausgeziert; — rechter Hand aber ſind große Lagen von Monmilch. — Dieſe und andere Höhlen mehr ſind faſt mit Steinen verlegt; und es ſcheint ſehr glaublich, daß ſie ehemals bewohnt geweſen ſind. — — Wegen der vielen Spaltungen iſt es ungemein unſicher, darinnen zu gehen.

Bey Hoßenſletſchen iſt noch eine andere nicht weniger merkwürdige Berghöhle, in die man anfänglich hineinkriechen muß; — ſie öffnet ſich aber bald bis auf 76 Schritte in die Länge, 20 in die Breite, und 9 Fuß in die Höhe. — Oben iſt ſie mit den ſchönſten weiſſen Tropfſteinen geziert, die von reiner weiſſer Farbe ſind, und unendlich veränderte Geſtalten vorſtellen. — An zwey Stellen trieft ein inkruſtirendes Waſſer herunter, welches große Steinlagen anlegt. — Sie hat verſchiedene Gänge; — und nicht weit von ihr öffnet ſich eine andere mit Monmilch gefüllte Bergkluft. —

Vierzehntes Hauptſtück.

Die Unterthanen der Schweizer-kantons.

Die ſogenannten Unterthanen der Schweizer-kantons machen in dem geographiſchen Zuſtand Helvetiens ſowohl, als in ſeiner politiſchen Verfaſſung einen anſehnlichen Titel. — Unterthanen ſind ſolche Landvogteien, oder Grafſchaften, welche außer dem Bezirk der Kantone liegen. — Zwey oder mehrere Kantone beſizen ſie ungetheilt. In den gegen das Haus Oeſterreich geführten Kriegen haben ſie die Herrſchaft darüber erhalten.

Einige von ihnen liegen in der Schweiz, andre außerhalb derſelben.

I. In der Schweiz liegen folgende:

1) Die Grafſchaft BADEN.

Sie enthält folgende Oerter.

Erſtlich, die Stadt Baden.

Zweitens, die Stadt Keyſerſtuhl.

Drittens, die Stadt Klingnau.

Viertens, der Fleken Zurzach.

2) Die alte Grafſchaft RORE. Sie iſt ſonſt auch unter dem Namen die freien Aemter bekannt.

Sie hat zwey Städte.

Erſtlich, Bremgarten.

Zweitens, Mellingen.

3) Die Grafſchaft THURGAU.

In dieſer Grafſchaft liegen folgende Oerter.

Erſtlich, die Stadt Dieſſenhoffen.

Zweitens, die Stadt Frauenfeld.

Drittens, die Stadt Arbon.

Viertens, die Stadt Biſchofszell.

4) Die Landvogtey RHEINTHAL.

Erſtlich, das obere Rheinthal.

Zweitens, das untere Rheinthal.

In dem obern Rheinthal liegen:

1) Altſtetten.

2) Oberried.

3) Marbach.

4) Bernung, oder Bernek.

In dem untern liegt

Rheinek.

5) Die Grafſchaft SARGANS und WAHLENSTATT.

6) Folgende Landvogteien.

SCHWARZBURG.

ORBE.

MORAT.

GRANSON.

Sie gehören theils dem Kanton Bern, theils dem Kanton Freiburg. Es wäre unnöthig, und

würde unnüze Langeweile machen, ſie hier noch einmal im Detail geſchildert zu leſen, da ich ihrer ſchon im erſten und auch zum Theil in dieſem Bande erwähnt habe.

7) Folgende Landvogteien.

GASTER.

UZNACH.

GAMS.

WERDEBERG. } Beide liegen in der
WARTOU. } Grafſchaft Sargans.

8) Die Stadt RAPPERSCHWYL.

II. Außerhalb der Schweiz liegen jenſeits des großen Gotthardsberges:

1) LUGANO. Im Deutſchen, LAUIS.

2) Die Landvogtey LOCARNO, im Deutſchen, LUGGARIS.

3) VALMADIA. – Deutſch, MAYTHAL.

4) MENDRISIO. — Deutſch, MENDRIS.

5) BELLINZONE.

6) RIVIERA.

7) VAL-BREGNA.

Die gemeinſchaftlichen Landvogteien in der Schweiz.

Ehe ich mich in die ausführlichere Zergliederung der Merkwürdigkeiten dieſer Landvogteien einlaſſe,

will ich zwey allgemeine Anmerkungen vorausſchiken.

1) Durch den 1712 zwiſchen den Kantonen Zürch und Bern auf der einen, und den fünf katholiſchen, Lucern, Uri, Schweiz, Unterwalden Zug auf der andern Seite geführten Krieg entſtanden, was den Beſiz dieſer gemeinſchaftlichen Landvogteien betrifft, vielfache Veränderungen.— Denn in dem Frieden wurden die Grafſchaft Baden, die Hälfte der freien Aemter, und die Städte Bremgarten und Rapperſchwyl den beiden proteſtantiſchen Kantons überlaſſen, mit dem Vorbehalt, daß Glaris den Strich, über den es ſchon vorher die Hoheit gehabt hatte, behalten ſollte, weil es bey den Kriegsunruhen neutral geblieben war.

2) Die Landvogteien werden ſämmtlich durch Landvögte regieret. — Die Kantone, denen ſie gehören, wählen ſie wechſelsweiſe, nicht, wie der Verfaſſer der *Delices* ſagt, alle fünf, oder wohl gar alle ſechs, ſondern alle zwey Jahre. — Sie ſelbſt brauchen nicht, denen Kantonen, von denen ſie gewählt worden ſind, ſondern allen zuſammengenommen, denen die Oberherrſchaft zuſteht, von ihrem Verhalten Rechenſchaft abzulegen.

I.

Die Grafſchaft BADEN.

Sie gehört unter die fruchtbarſten Provinzen der Schweiz. — Drey Flüſſe bewäſſern ihren Boden, die Limmat, die Reuß, und die Aare. — Getraide, Baumfrüchte, und längſt der Limmat herunter auch Wein, ſind die Produkte derſelben. Sie verbindet durch ihre Lage Zürch und Bern mit einander, indem ſie zwiſchen den beiden äuſſerſten nördlichen Enden beider Kantone liegt. Auf der einen Seite erſtrekt ſie ſich bis an die Aar, oder bis dahin, wo dieſe in den Rhein ſtürzt, und auf der andern gehet ſie nicht nur bis an den Rhein, — denn Keiſerſtuhl und Zurzach liegen an ſeinen Ufern, — ſondern ſie läuft noch bis über den Rhein herüber, und hat jenſeit deſſelben verſchiedene Fleken und Dörfer unter ihrer Gewalt.

Ehemals war dieſe Provinz eine Grafſchaft, ob man gleich von ihren Grafen nicht viel Zuverläßiges weiß. — Im zwölften Jahrhundert war Werner, als Graf von Baden, bekannt. — So viel ſcheinen die einſtimmigen Nachrichten zu beſtätigen, daß die Grafen von Kiburg durch Heirathen dieſe Grafſchaft überkommen haben. — Hartmann trug ſie dem Biſthum Straßburg zur Lehn auf; nach ſeinem Tode erbte ſie Rudolph von Habsburg. Sie blieb bis auf Friderich, der

vom Kaiſer 1415 in die Acht erklärt, und von dem Koncilium in Koſtniz in den Bann gethan wurde, bey dem Hauſe Oeſterreich. — Da nahmen die Eidgenoſſen Stadt und Grafſchaft ein; — Kaiſer Sigismund verpfändete ſie in eben dem Jahre für 4500 Fl. an die Stadt Zürch. — Die Orte Lucern, **Schweiz**, **Unterwalden**, **Zug** und **Glaris** traten gleichfalls in die Pfandſchaft mit ein, und **Bern** und **Uri** wurden auch mit darinnen aufgenommen. Dieſe **acht** alte eidgenoſſiſche Städte und Orte beſaſſen die Grafſchaft bis 1712, und ſezten ihr wechſelsweiſe einen **Landvogt** vor. Die übrigen Veränderungen habe ich in der vorausgeſchikten Anmerkung S. 570. kürzlich berühret.

Der Landvogt wohnt auf dem Schloſſe bey der Stadt **Baden**, ſpricht allein in Civilſachen, welche durch die Appellation von den Gerichten an ihn gelangen, die ſich beinahe in einem jeden Dorfe befinden, welches keine niedere Gerichtsherren hat, und aus den Gliedern einer jeden Gemeinde unter dem Vorſiz der in den Aemtern befindlichen obrigkeitlichen Untervögte beſezt werden. — Alle ſtrafwürdige Sachen ſtehen unter ihm; — auch in den niederen Gerichten diejenigen, welche der Gerichtsherren Recht zu ſtrafen überſteigen, wobey ſich indeſſen der Landſchreiber, und die von den Städten Bern und Zürch wechſelsweiſe aus den Bürgern

zu Baden alle zehn Jahre ernannten Untervögte befinden, die jedoch keine Stimme, ſondern nur den verlangten Rath geben. – Von ſeiner geſprochenen Sentenz gehet die Appellation an die Geſandten, welche die regierenden Orte jährlich auf die Jahrrechnung abſchiken, und von den Geſandten an die regierenden Orte ſelbſt. — — Er hat überdem auch das Recht, den kleinen und großen Rathsverſammlungen der Stadt Baden von Zeit zu Zeit nach Belieben beizuwohnen, er hat auch die Schlüſſel zu den Stadtthoren. —

Das ſogenannte Maleſizgericht wird aus den Untervögten der a ch t Aemter, und von dem Landvogte bey jeder Veranlaſſung nach eigenem Belieben, von Zurzach, Klingnau, Keiſerſtuhl und den acht Aemtern mit ſechszehn andern Richtern beſezt, und beſteht alſo aus 24 Perſonen. — Der Landvogt übet auch in den Aemtern des Biſchofs zu Koſtniz und auf den Jahrmärkten zu Zurzach die Rechte aus, die den regierenden Orten als eigentlichen Landesherren allein zukommen, — und an verſchiedenen andern Oertern thut er eben daſſelbe.

Die Stadt Baden.

Ihr lateiniſcher Name iſt *Aquae Helueticae*, und ſie giebt der ganzen Grafſchaft den Namen. – Sie liegt längſt der Limmat in einer umgränzten

Pläne zwiſchen zwey ziemlich hohen Hügeln, von denen der eine diſſeits, der andere jenſeits des Fluſſes iſt.

Sie iſt mittelmäßig groß, und ziemlich gut gebauet. — Ihr graues Alterthum, — ihre Bäder, — ihre Privilegien, — und die Ehre, daß einſt der Landtag der dreizehn Kantone in ihren Ringmauern gehalten wurde, machen ſie überall bekannt und berühmt. — Sie hat ihren Urſprung und ihre Größe ihren Bädern zu danken, die ſchon zu den Zeiten Chriſti, wenigſtens, nach dem Berichte des Tacitus, bald nachher bekannt waren. — Dieſe Bäder haben ſich, welches allerdings Bewunderung verdient, durch ſo viel Jahrhunderte hindurch bis auf unſre Zeiten erhalten.

Bochat ſezt ihren Urſprung noch weiter herauf, und läſſet ſie noch weit eher, als die Römer ſich in Helvetien feſtſezten, von einer Volſciſchen Kolonie bevölkert werden.

Man fand vor mehr als dreihundert Jahren eine ziemlich große Menge alter Monumente, die die ehemalige Pracht und Schönheit dieſer Stadt vollkommen beſtätigen. — Als man 1420 die große Quelle der Bäder öffnete, ſo fand man verſchiedene Bilder von heidniſchen Gottheiten, einige alabaſterne Statüen alter Römer, und einige römiſche Münzen von Bronze. — Die Statüen

des Auguſts, des Veſpaſians, des Decius waren vorzüglich ſchön. Dies läſſet ſich aus dem alten Aberglauben ſehr füglich erklären, da man Münzen, und andre koſtbare Steine in die Seen und Flüſſe warf, und dadurch die Gottheit, welche über die Seen und Flüſſe geſezt war, zu ehren vermeinte. — In den Wäldern, auf dem Felde, und auf den benachbarten Gebirgen grub man verſchiedene heidniſche Idole, und viele mit dem Bildniß der römiſchen Kaiſer gezierte Medaillen aus. — Z. B. einen Auguſt von Gold, — einen Germanikus von Kupfer, — einen Kommodus und Aurelian von Bronze, — — einen Auguſt, Philipp, Klaudius, Alexander Severus, Konſtans, u. ſ. w. von Kupfer; — Antonin den Frommen, und einen Tribonian vom Silber.

Im Jahr 1553 ſtieß ein Landmann, der eben das Feld beakerte, mit dem Pflugeiſen auf einen Topf, der viel antike Münzen enthielt. Unter den vielen heidniſchen Inſchriften will ich nur folgende anführen:

M. AVRELIO ANTONINO
CAES. IMP. DESIGNATO
M. L. SEPTIMI SEVERI
PERTINACIS AVG. FIL.
RESP. *) AQV.

*) *Aquenſis.*

* * *

Die Stadt hat zwo Kirchen, — eine unten in der Tiefe, welche geräumig und ſchön gebauet iſt. Sie iſt eine Kollegiatkirche, und der Lieben Frauen gewidmet. — Die andere zu St. Nikolai liegt auf der Höhe. — Die Kapuziner beſizen ein Kloſter darinnen.

Das Rathhaus beſteht aus zwey beſondern Gebäuden. In dem einen werden die Tageſazungen gemeiner Eidgenoſſen und dort regierender Orte, in dem andern aber die Raths- und Gerichtsverſammlungen der Stadt Baden gehalten. In jenem, wo die Tageſazungen ſind, wird folgende feierliche Ordnung beobachtet. — In der Mitte des Saales ſizen die Zürcher Deputirten, als die Vornehmſten, um einen kleinen Tiſch herum; — auf der rechten Seite die Geſandten der auswärtigen Mächte, — die Deputirte der andern Kantone nehmen um beide Seiten herum ihren Plaz, wo ſie ledige Stühle finden. — Sämmtliche Glieder der Verſammlung ſizen und haben das Haupt bedekt. — Aber der Landvogt von Baden und der Untervogt ſtehen, und haben ihr Haupt entblößt. — Bey der Gleichheit der Stimmen kann der Langvogt durch die ſeinige der ganzen Sache die Entſcheidung geben.

Das

Das Schloß, auf dem der Landvogt wohnt, iſt 1488 gebaut, und heiſſet, im Gegenſaz eines andern auf dem gegenüber liegenden Hügel erbaueten ältern, das **neue**. Das alte, welches auch der Stein zu Baden hieß, ward 1414 von den Schweizern zerſtöret. — Die Einwohner, welche von ihren alten Privilegien, und ihrer ehemals gehabten Gröſſe und Macht noch immer eine zu hoffärtige Meinung hatten, und ſich gern unabhängig machen wollten, erbaueten es 1659 und befeſtigten daſſelbe in dem folgenden Jahre. In dem Kriege, der 1712 geführt wurde, iſt es zum Theil zerſtöret worden, weil ſich die Stadt auf gut Glük, ohne zu kapituliren, übergeben hatte. Vor dem neuen Schloſſe ſteht auf einem runden ſteinernen Pfeiler eine römiſche Inſchrift zur Ehre des Kaiſers Trajan. Zum Andenken deſſelben war auch ein fünf und vierzig italiäniſche Meilen langer Weg gepflaſtert, von dem man in einem Eichenwalde zwiſchen Wildek und Arau noch einige Ueberreſte entdekt.

Die Einwohner ſind gröſtentheils katholiſch, — doch haben die Reformirten daſelbſt auch eine Kirche.

Das ſchöne Geſchlecht in Baden charakteriſiret der ſchlaue Montagne folgendergeſtalt: *)

*) Man vergeſſe nicht, daß er 1580 reiſete. — Die Stelle iſt aus ſeinen Reiſen genommen. In der

Die gewöhnliche Frauenzimmertracht, ſagt er, ſcheint mir eben ſo gut, wie die unſrige zu ſeyn. Selbſt ihr Kopfpuz, der in einer mit Seide oder Pelzwerk ausgeſchlagenen Müze beſteht, die hinten und vorne unterm Halſe zugebunden wird, ein wenig von der Stirne abſteht, und unter welcher die Haare hintenherunter in Loken zuſammengelegt ſind, — kleidet ſie ſehr ſchön. — Wenn man ihnen dieſe Müze zum Spaß abnimmt, — worüber ſie auch eben nicht böſe werden, ſo ſieht man ſie im bloßen Kopfe. Die ganz jungen Mädchen tragen ſtatt dieſer Müze eine Art von Kranz auf dem Kopfe. Kleiderordnungen haben ſie eben nicht; daher kann man auch daran nicht wiſſen, wes Herkommens oder Standes jemand ſey. — Man küſſet ihnen bey dem Gruße die Hand. — Wenn man ihnen nur im Vorbeigehen ein Kompliment machet, ſo rühren ſie ſich nicht, ſondern ſtehen unbeweglich. Wenigſtens machen es die mehreſten ſo. Vermuthlich iſt dieſe Gewohnheit alt, und hat ſich deswegen bey ihnen erhalten. Einige niken den Kopf, wenn ſie danken. — — Man

deutſchen Ueberſezung ſteht ſie im erſten Band, S. 166. 167.

findet hier faſt lauter ſchöne Frauenzimmer. Sie ſind groß, — und von einer blendenden Weiſſe. —

Die Bäder, die die Stadt ſo berühmt gemacht und viele Jahrhunderte hindurch berühmt erhalten haben, liegen an beiden Ufern des Fluſſes, ohngefähr eine Viertelſtunde unter der Stadt. Die, welche an der Limmat zur rechten liegen, heiſſen die kleinen Bäder. – Die großen Bäder liegen zur Linken in einem niedlich gebaueten Fleken auf einem abhängigen Felſen, in welchem eine katholiſche Kirche zu den heiligen drey Königen iſt.

Die großen Bäder befinden ſich in Gaſt- oder auch in Privathäuſern, in die man das Waſſer vermittelſt der Kanäle hinleitet. Zwey oder drey liegen mitten im Fleken, und ſind ganz offen. Sie ſind zum Beſten der Armen angelegt, welche ſich daſelbſt unter freiem Himmel, umſonſt baden dürfen. — Ich finde dieſe Anſtalt ganz gut, — nur ſcheint mirs wenig Achtung für die Armuth zu ſeyn, daß ſie nicht, wie die andern, bedekt ſind. — Wenn auch der Anblik dieſer Elenden keine wollüſtige Gedanken und Begierden bey den Vorübergehenden erwekt, ſo verurſacht er doch Ekel, und eben, weil er dieſen verurſachet, ſollte man billig die ohnehin ſchon traurigen und beklagenswerthen Menſchen nicht noch tiefer herabwürdigen wollen. –

Das heiſſet, mit der einen Hand eine kleine Gabe geben, und mit der andern ſie wieder wegreiſſen. — Menſchliche Schweizer, ſchaffet doch dieſe Gewohnheit ab!! wollt ihr euren armen kranken Brüdern freie Bäder ſchenken, ſo thut es nicht auf Unkoſten ihrer Schamhaftigkeit. — Heitert ihnen ihre kranke Tage auf, nur vergällt ihnen dieſe Wohlthat durch keine Verachtung!!

Die Bäder haben ſieben verſchiedene Quellen, welche nicht an einem Orte, ſondern zerſtreuet ſind. Eine befindet ſich mitten im Fluß, die andere ganz an dem äußerſten Ende des Flekens, welche ſo warm iſt, daß man ſich die Hände darinnen verbrennen kann. — Das Bad für die Armen ſoll die ſehr gute Eigenſchaft haben, daß es unfruchtbaren Weibern zu Kindern hilft. Das Waſſer überhaupt iſt beſtändig ſehr warm, und enthält viel Schwefel, etwas Alaun, und Salpeter. — Die Quellen geben einmal ſo viel, wie das andre; — nur bemerkt man, daß ſie im May und September mehr verfeinerte Schwefeltheilchen haben, als ſonſt, woraus man den richtigen Schluß macht, daß ſie alsdann kräftiger wirken als ſonſt. — Das Waſſer iſt zum Trinken eben ſo geſund, als zum Baden. Ihre heilende Kraft iſt außer allem Zweifel geſezt. Kopfſchmerzen, Schwäche der Nerven, — Schwindel, — Bruſtkrankheiten, — Zerrüttung der Eingeweide, —

aſthmatiſche Zufälle, Verſtopfungen, u. dgl. ſind die Krankheiten, von denen die Bäder befreien. — Die Frauenzimmer können vor allen andern gegen ihre mannichfachen weiblichen Krankheiten Linderung und Geneſung in denſelben finden.

Montagne bemerkt ſchon zu ſeiner Zeit, daß die Bäder ſehr gut angelegt, und zum Vergnügen eingerichtet geweſen wären.

Das Waſſer aus den Bädern, ſagt er S. 161. riecht ſo angenehm, wie unſere modiſche wohlriechende Waſſer. Die Hize desſelben iſt auch ſehr gemäßigt, ſo wie das Geſundbrunnenwaſſer in der Grafſchaft ARMAGNAC, und dies iſt die Urſache, warum ſie ſo fleißig beſucht werden, und mit ſo vielen Annehmlichkeiten verknüpfet ſind. — Wer das Vergnügen hat, eine Dame bey ſich zu haben, die ſich baden will, der kann ſie ſich hier mit der größten Zärtlichkeit und ohne roth zu werden baden laſſen. Sie braucht ſich nicht vor Zuſchauern zu fürchten. Sie iſt ganz allein in einem Kabinetchen, welches ſehr ausgeſchmükt, hell, und mit vielen Fenſtern verſehen iſt, vor die aber während der Zeit, daß ſie nakend im Bade ſizt, Gardinen gezogen werden können. Es ſind auch Stühle und Ti-

ſche da, wenn ſie etwan während des Badens leſen oder ſpielen wollte. Sie kann hier alles haben. Man hat ſeine Kammer gleich neben dem Bade an, und die Spaziergänge ſind ſehr angenehm, weil ſie längſt des Fluſſes heruntergehn. Man kann auch noch verdekt ſpazieren gehen. Dieſe Bäder liegen in einem Thale, welches rund herum mit hohen, aber fruchtbaren Bergen umringt wird. — —

Das Trinkwaſſer ſchmekt nicht ſonderlich. Es hat ſehr viel Salz bey ſich. Man bedient ſich auch hauptſächlich dieſes Waſſers nur zum Baden, und die gebornen Schweizer laſſen ſich in demſelben zur Ader, und ſchröpfen; und dies thun ſie ſo ſtark, daß ich zwey öffentliche Bäder, worinn ein ſolcher geweſen war, geſehn habe, wo das Waſſer Blut zu ſeyn ſchien. Die ſich an das Waſſer gewöhnt haben, trinken täglich nicht mehr davon, als zwey bis drey Gläſer.

Man hält ſich gemeiniglich allda fünf oder ſechs Wochen auf, und auf dieſe Art iſt es den ganzen Sommer durch niemals leer an Badegäſten. — Die mehrſten, welche hinkommen, ſind Deutſche, die ſich recht haufenweiſe einfinden. — Von andern

Nationen trifft man nicht ſo viele an. — Das Waſſer iſt nicht ſo klar, wie wir es an andern Orten geſehen haben; — wenn man es in ein Glas ſchöpfet, ſo iſt es ganz trübe, und ſieht aus, als wenn Spinnengewebe darinnen wären. Man ſiehet nicht die Perlen, die man ſonſt in dem klaren Waſſer gewahr wird, und noch weniger ſieht es ſo hell aus, als das Spaawaſſer. — — —

Das Bad für die Armen, welches den Zunamen zur heiligen Verena hat, iſt der Wunder wegen berühmt, welche durch Vermittelung dieſer Heiligen alle Tage daſelbſt geſchehen ſollen. Die ganze Sache aber iſt Betrügerey und Einbildung.

In einem der Bäder ſteht in der Mitte eine große Säule, auf derſelben eine Statüe von Stein, die die Einwohner für die heilige Verena halten. — Seit einiger Zeit hat man indeſſen die Entdekung gemacht, daß die Säule ſchon zu der Römer Zeiten aufgerichtet geweſen und bis izt ſo geſtanden habe, wie ſie izt ſtehet. Oben drauf ſtand ſonſt eine Statüe der Iſis, welche die Göttinn der Arzneikunde, und die Beſchüzerinn der Geſundbrunnen war. Dieſe Statüe hatte mit der ſogenannten Verena die größeſte Aehnlichkeit. Die Figur alſo, die die alten Schriftſteller der Iſis geben, und die Inſchrift, welche noch bis izt geleſen werden kann, und die der

Iſis Erwähnung thut, erweiſen, daß die Statüe ſo alt als die Säule ſey. Unterſucht man nur die Sache ſo, wie ich es izt gethan habe, ſo erhellet, daß die Einwohner, anſtatt der Verena, einer heidniſchen Göttinn dienen.

Eine ähnliche Geſchichte liefert die ehemals ſo berühmte Stadt Avenche. — Vor nicht gar langer Zeit fielen die Akersleute darauf, weil ſie mit ihrer Pflugſchaar immer an große Steine ſtieſſen, in dem Aker zu graben. Sie entdekten darauf einen fürtreflich gepflaſterten Boden, welcher ſehr groß und mit ſchöner moſaiſcher Arbeit ausgeſchmükt war. In der Mitte ſahen ſie einen gutgearbeiteten Satyrkopf. — Die Nachbaren liefen herzu, um dieſe Seltenheit zu ſehen, und, da ſie einen Kopf mit Hörnern gewahr wurden, ſo glaubten ſie, daß es Moſes wäre. — Dies zog einen gewaltigen Zulauf von Menſchen hin, welche ſich einbildeten, Moſes läge hier begraben. — Der Landvogt mußte endlich, um dem Gelärm ein Ende zu machen, den vorgegebenen Moſes tief eingraben laſſen.

Die berühmten **Würfel**, die bey **Baden** gefunden werden, haben nicht nur die Neugierde aller Zeiten erregt, ſondern es hat auch wirklich viel Mühe gemacht, zu beſtimmen, wie ſie unter die Erde haben kommen können. Die Würfel an ſich

ſind von Knochen, und nicht von Stein. — Sie werden auch in der Erde gefunden, — die Einwohner ſpielen alſo, wie man geglaubt hat, mit ihnen keinen Betrug. — Herr Andreä erzählt, daß einſt ein Bauer, der einen Nußbaum gefället, und ſich Mühe gegeben, die Wurzel herauszubekommen, im Graben mit der Schaufel zwiſchen und unter der Wurzel des Baums auf einen Klumpen Erde voller Würfel geſtoßen ſey, und ihn herausgeworfen habe. — Der Bauer habe ſie einem vorübergehenden Fremden für ein ſehr geringes Geld gegeben. —

Die wahrſcheinlichſte Meinung iſt wohl die, die Herr Altmann vertheidiget hat. — Zu den Zeiten der Römer ſtanden hier Wirthshäuſer, in welchen man mit dieſen Würfeln zu ſpielen pflegte. — Die Würfel dazu lieſſen ſich die Gaſtwirthe aus der Inſel Samos, die dieſerwegen berühmt war, kommen. — Dieſe Würfel wurden zu Vitellius Zeiten, der die Stadt Baden zerſtörte, in die Erde gegraben. — Dabey geht alſo alles natürlich zu, und man hat gar nicht nöthig, zu einem Spiel der Natur ſeine Zuflucht zu nehmen, welches nicht viel weniger als ein Wunderwerk wäre.

Klingnau.

Eine kleine niedliche Stadt an der Aar, welche zu den vier Waldſtädten gezählet wird. — Sie hat zwey Kirchen, eine Kollegiat- — und eine Pfarrkir-

che. — Das Kloſter für die Johanniterritter iſt nicht mehr da, und die Kommende des Johanniterordens nach Luggeren verlegt worden. In der Vorſtadt iſt ein Kloſter für die Wilhelmiten, welches Sion, oder Sionen heiſſet.

Ehedem gehörte Klingnau den Baronen von Klingen. Von dieſen kaufte es Eberhard, Biſchof von Koſtniz, und ſeit der Zeit beſizen es dieſe Biſchöfe ohne Störung, doch nur als ein Lehn und ohne die Gerichtsbarkeit, — denn die Oberherrſchaft kommt den Kantonen, denen Baden gehöret, zu. —

Kaiſerſtuhl.

Liegt auf einem ziemlich hohen Hügel nahe am Rhein. Ueber den Fluß iſt eine Brüke geſchlagen, und am Ende der Brüke, nach Deutſchland zu, ſteht ein Schloß. — Man glaubt gemeiniglich, daß die Römer ehedem hier eine anſehnliche Feſtung gehabt und ſie dazu gebraucht hatten, den Deutſchen den Uebergang über den Rhein zu verbieten. — Es iſt dies aber eben ſo, wie die andere Sage, daß Kaiſerſtuhl und Forum Tiberii einerley geweſen ſey, weiter nichts als ein Gerücht. Bochat hat es im erſten Band ſeiner Memoires critiques S. 381. ꝛc. widerlegt.

Nahe am Thore ſteht ein alter Thurm, der dem zu Solothurn an Gröſſe, Höhe und Bauart ſehr gleich iſt.

Im Jahr 1530 bekannten ſich die Einwohner von Kaiſerſtuhl zur Reformation. — — Seit 1294 gehöret die Stadt den Biſchöfen von Koſtniz. Ein gewiſſer Biſchof Heinrich von Klingeberg kaufte es von den Herren von Regenſpurg. — Die Brüke, die über den Rhein gehet, macht die Stadt wichtig. — Sie iſt, die von Baſel ausgenommen, die lezte, welche über dieſen Fluß gehet. — —

Zurzach.

Die Meſſen machen dieſen Ort berühmt. Sonſt iſt er nur ein ſehr mittelmäßiger Fleken. Die eine wird den Montag nach dem Trinitatis-Sonntag, die andre den erſten September gehalten. Es finden ſich allemal viel Kaufleute ein, ſelbſt deutſche und franzöſiſche.

Die Stadt iſt ſehr alt. Sie hatte ehedem drey Brüken über den Rhein, welche aber ſchon ſeit geraumer Zeit nicht mehr da ſind. Dafür ſtehen am Ufer beſtändig Kähne, auf welchen die Reiſenden überfahren können. — Wenn man aus Deutſchland kommt, findet man ſie gleichfalls in einem kleinen Dorfe, Rhinen genannt, das Zurzach gerade gegenüber liegt. — Man ſieht viele antike Monumente daſelbſt, — desgleichen römiſche Münzen, — die Ruinen einer alten Feſtung, welche man für eine von den vierzigen hält, die Druſus längſt dem Rhein erbauen ließ.

In Zurzach ſind beide Religionen gleich ſtark beſezt, — in der ſchönen Pfarrkirche halten die Reformirten und Katholiken gemeinſchaftlichen Gottesdienſt. In der Kirchmauer iſt ein alter zerbrochner Stein, auf welchem man folgendes Fragment einer Inſchrift ſieht.

M. JVNIO. M. F. VOLT. CERTO.
DOM. VIEN. VETERAN.
MIL. LEG. XIII. GEMINAE
CERTVS ET AMIANTVS
PII HAEREDES FECERVNT.

Dieſe Inſchrift gab zu der Meinung Gelegenheit, daß Certus dies Zurzach, wo nicht gegründet, doch wieder aufgebauet habe.

Der Pfarrkirche zur Seiten ſtehet eine andre, welche doppelt ſo groß, und noch höher iſt, als jene. Karl der Große ſoll ſie geſtiftet haben. Sie iſt eine Kollegiatkirche, — die Kanonici haben daſelbſt fürtrefliche Einnahmen.

Zurzach gehört dem Biſchof von Koſtniz, und hängt von einem Landvogt ab, den er in Klingnau ſezt. Dieſer hat aber an keinem von beiden Oertern das Recht über Leben und Tod. — Er muß einen zum Tode verdammten Delinquenten jedesmal dem Landvogt in Baden überliefern. Während der Meſſe hört die Herrſchaft des Biſchofs ohnedem

auf; — und der Landvogt von **Baden** hat alsdann ein unumſchränktes Anſehen.

Koblenz.

Dieſes Dorf liegt gerade da, wo die Aare in den **Rhein** fällt. — Die Römer ſollen daſelbſt Kohorten gehabt haben, um Helvetien gegen den Einfall der Deutſchen zu beſchüzen. Bochat wiederlegt dieſe Meinung weitläuftig, — und leitet den Namen aus der celtiſchen Sprache her, von **Cob**, der **Kopf**, und Len-tihr, ein voller Fluß.

Zwiſchen Zurzach und Koblenz findet man in dem Rhein eine Stelle, wo der Strom durch eine Felſenkette, welche von einem Ende zum andern querdurch gehen, aufgehalten wird. Zwiſchen denſelben iſt ein ſehr ſchmaler Weg, wodurch höchſtens zwey kleine Fiſcherkähne gehen können. Wenn der Fluß klein iſt, ſo gehen alle Waaren durch dieſen Weg; — im Sommer hingegen, wenn das Schneewaſſer den Rhein anſchwillt, ſo ſteigt es wohl gar über die Felſen, — und alsdann iſt er nicht ſchiffbar. — Die Waaren müſſen in dieſem Fall auf der obern Seite aus — und auf der untern wieder eingeladen werden. —

Wettingen.

Dieſe reiche, ſchöne Abtey liegt über Baden in einer angenehmen Gegend längſt des Fluſſes. Sie füllt beinahe die kleine Inſel ganz aus, die der Fluß

daſelbſt macht. — Sie iſt mit Ciſterciermönchen beſezt, und 1227 von dem Grafen Heinrich von Rapperſchwyl geſtiftet.

Dieſer Graf hatte den Orient, beſonders das heilige Land durchpilgert, und daher den Namen Wandelbar, oder Wandler davon getragen, und ſtiftete nach ſeiner Rükkehr ſonder Zweifel aus Dankbarkeit für den Schuz, den ihm Gott auf ſeinen Reiſen hatte angedeien laſſen, dies Kloſter. — Er nannte es Meerſtern. — Daher heiſt es noch izt im Lateinſchen *Maris Stella.* Zu dem Ende kaufte er von dem Grafen Hartmann von Kiburg den zum Gottesdienſt beſtimmten Plaz der Mönche von Scheunis, und das Dorf oder den Fleken Wettingen mit allem ſeinen Zubehörde für 660 Mark Silber, und 300 Mark wandte er ſonach an die Erbauung des Kloſters.

Nach und nach ward die Stiftung immer reicher. Manche Edelleute gaben Geldſummen für daſſelbe her. — Die beiden Grafen Kiburg ſchenkten ihm einige Ländereien, jedoch unter der Bedingung, daß ſie über den **Limmat** nie eine Brüke ſchlagen ſollten. — Das haben ſie auch bis izt gehalten, — man muß daher allemal über eine ſogenannte Fähre den Fluß herüber fahren, welche an der entgegenſtehenden Seite an einem großen Tauſeile befeſtigt iſt.

Die Kirche iſt groß, in einem doppelten Kreuze erbauet, und hat drey prächtige Thürme. Die ſieben

Grafen von Habsburg liegen in derſelben begraben. Nicht nur die Zimmer des Abtes und der Mönche ſind wohl eingerichtet, ſondern ſie haben in dem Kloſter ſelbſt alles, was ihr Herz wünſchet. – Das iſt gewöhnlich das Loos der Mönche, daß ſie nichts thun, und dabey demohnerachtet ein bequemes, wollüſtiges Leben führen, — daß ſie ſich allem Müſſiggang überlaſſen, und doch die ſorgenloſeſten Tage zählen.

Der Fleken **Wettingen**, von dem das Kloſter ſeitwärts liegt, iſt wegen ſeines Alterthums, und der koſtbaren Denkmäler deſſelben berühmt.

An dem Thurm lehret ein Stein mit nachfolgender Inſchrift, daß die Kirche ehemals ein Tempel der Iſis geweſen ſey:

DEAE ISIDI TEMPLVM A SOLO
L. ANNVSIVS MAGIANVS
DE SVO POSVIT VIR AQVENSIS
AD CVJVS TEMPLI ORNAMEN-
TA ALPINIA ALPINVLA CON-
JVNX ET PEREGRINA FIL. XC.
DEDERVNT L. D. D. VICANO-
RVM.

Im Jahre 1663 fand man nicht weit von **Wettingen** einen Topf, der nach aller Wahrſcheinlichkeit vor 1300 Jahren eingegraben war. – Er enthielt die ſilberne Medaillen des **Gordianus**, des Maxi-

mins, des Maxentius, des Maximians, Konſtantins, ſechs ſilberne Schüſſeln, und einiges Geſchirr mehr, welches dem Anſchein nach in dem Tempel der Iſis gebraucht worden war. — In der einen Schüſſel waren die ſieben Gottheiten der Heiden unter der ſymboliſchen Figur eines Vogels, den ſie vorſtellte, abgebildet. Die Sonne, der Mond, der Mars, Merkur, Jupiter, u. ſ. f. Auf einer andern Schüſſel ſtand Mercuri Mani. — Auf noch einigen andern waren unleſerliche Inſchriften. Alles dieſes Geräthe mit den Medaillen wog vierzehn Mark und zwey Unzen Silber.

Wie dieſe Antiken in die Erde gekommen ſind, läſſet ſich ſchwerlich beſtimmen. Vermuthlich vergruben ſie die Prieſter der Iſis in jenen barbariſchen Zeiten des fünften Jahrhunderts, da fremde Völker einfielen, in die Erde. Da ſie auch hernach ſelbſt ermordet wurden, ſo blieben ſie ſo lange Zeit verborgen.

* * *

Mit Schilderung eines jeden Flekens will ich mich nicht abgeben. In dem Dorfe Gebisdorf hat man zwey römiſche Inſchriften gefunden. — Die lezte, die man 1698 an der Mauer des Predigerhauſes entdekte, heiſſet folgendergeſtalt:

CLAVDIO

CLAVDIO PHMNO
MEDICO LEG. XXI.
CLAVDIA EQVILEJA EJVS
ATTICVS PATRONVS.

Ueber die Beſchaffenheit des Bodens habe ich bereits das Nöthige geſagt. — Anizt will ich nur noch hinzufügen, daß man an verſchiedenen Orten Eiſenminen findet.

II.

Die ſogenannten freien Aemter.

Sie begreifen außer den zwey Städten **Bremgarten** und **Mellingen** drey große Fleken, Meienberg, Richenſee, und Niderwyl, verſchiedene Dörfer, als Filmeringen, Wollen, Hеglingen, u. ſ. w. und die Klöſter Muri, Hermetſchwyl und Gnadethal unter ſich.

Der ganze Diſtrikt, der unter dem Namen der Grafſchaft RORE bekannt war, ward von den **ſieben** alten Kantonen mit der Grafſchaft Baden dem Hauſe Oeſterreich zu gleicher Zeit entriſſen. In dem Frieden zu Arau iſt er in die obere und niedere abgetheilet worden. — Jene gehört den Kantonen Zürch, Bern und Glaris, dieſe den acht alten Kantonen. — Die Einwohner ſind ohngefähr 20000 Köpfe ſtark, alle römiſch-katholiſch, und ſte-

hen in geiſtlichen Sachen unter dem Biſchof von Koſtniz. —

Ich werde das Wichtigſte, was zum Statiſtiſchen gehört, anführen. Die Regierung der oberen Aemter ſteht bey den acht alten Orten. Der Landvogt wohnt nicht daſelbſt, ſondern kommt alle Jahre gemeiniglich zweimal, im Frühling und im Herbſt dahin, da er die ihm zugehörige Geſchäfte verrichtet, und den Strafwürdigen die Strafe allein beſtimmet. Verlangen etwa die Parteien in der Zwiſchenzeit ſeine Gegenwart, ſo gehet die Reiſe auf ihre Koſten. — Sonſt läſſet er bey unvermuthet vorfallenden Geſchäften, und bey denen, welche nicht ſo eilfertig ſind, den Landſchreiber vorläufige Verordnungen geben, welcher zu dem Ende auch ſein Siegel hat. — Civilſachen kommen zuerſt an die in allen Aemtern befindliche Gerichte, in welchen die von dem Landvogt geſezte Untervögte den Vorſiz haben, die Richter aber werden von dem Amtsgenoſſen erwählet. Von ſolchen Gerichten geht die Appellation zuvörderſt an den Landvogt, welcher darüber allein ſpricht. Alsdann kann der Theil, der ſich für beſchwert hält, an die Geſandten der regierenden Orte, welche auf die Jahrrechnung kommen, und von den Geſandten an die regierenden Orte ſelbſt appelliren. In Malefizfällen ſtattet der Landſchreiber zuerſt

von den Maleſizperſonen an den Landvogt Bericht ab, dieſer aber trägt gemeiniglich dem erſteren und einem Untervogte auf, ſie zu verhören, und läſſet hierauf entweder ein halbes oder ganzes Gericht halten, und von demſelben in ſeiner Abweſenheit ein Urtheil über den Uebelthäter fällen, welches ihm hierauf zur Milderung oder Beſtätigung überbracht und eröffnet wird. — — Iſt es ein Todesurtheil, ſo begiebt er ſich nebſt den Landrichtern an den gewöhnlichen Ort des Blutgerichts, auf öffentlicher Landſtraße zwiſchen Bremgarten und Wollen, woſelbſt das Urtheil öffentlich ausgeſprochen, und zugleich vollzogen wird. — —

In den untern Aemtern iſt es mit den Civil- und Kriminalſachen gerade ſo beſchaffen, als in den oberen.

Bremgarten.

Die Stadt beſteht aus der ſogenannten oberen auf einem Hügel, und der unteren am Ufer des Fluſſes gelegenen Stadt. — Sie iſt wohl gebauet, und hat begüterte Einwohner. — Ihre Lage macht ſie einigermaßen feſt, — indem ſie auf drey verſchiedenen Seiten von dem Fluſſe umgeben wird. —

Der Handel iſt anſehnlich, beſonders iſt die daſelbſt befindliche Papiermühle von einigem

Belange. Nahe bey Bremgarten ward 1712 zwiſchen dem Kanton Bern und den katholiſchen Kantonen eine Schlacht geliefert. — — Die von Bern gewannen ſie, und ſeit der Zeit hat ſie hernach immer unter der Herrſchaft von Bern, Zürch und Glaris geſtanden. — Die Einwohner ſind dem Pabſt bis zum Aberglauben unterthänig. — — Sie waren erſt reformirt; ſie haben ſich aber nachher ſo geändert, daß ſie izt den Lehrſäzen der katholiſchen Kirche eifriger anhängen, als irgend andre Katholiken.

Der große und kleine Rath, welcher Rath und Vierziger genannt wird, verwaltet die Regierung der Stadt.

Der kleine Rath hat zwölf Glieder, unter denen zwey Schultheiſſen als Häupter der Stadt ſind, welche bey dem Anfange ihrer Amtsverwaltung denen auf der nächſten Jahrrechnung anweſenden Geſandten der regierenden Orte Zürch, Bern und Glaris die Huldigung leiſten.

Der große Rath beſteht aus vierzig Gliedern, aus welchen auch das Stadtgericht beſezt wird, von welchem man an den kleinen, von dieſem an den kleinen und großen Rath, von dieſen an die auf die Jahrrechnung kommende Geſandte der regierenden Orte, und von dieſen an die regierenden Orte ſelbſt appelliren kann. — Alle Kriminal-

und Malefizſachen gehören ſogleich und unmittelbar für beide Räthe, zumal die Stadt auch nach ihrer Kapitulation die hohen und kleinen Gerichte, auch Stok und Galgen hat. —

Die Stadt hat auch die niederen Gerichte in dem ſogenannten Kelleramt, welches unter der hohen Landesobrigkeit der Stadt Zürch ſtehet. — —

Muri.

Dieſe groſe, und herrlich dotirte Abtey der Benediktiner liegt eine halbe Meile über Bremgarten, an dem kleinen Fluſſe Binz. — Das Jahr ihrer Stiftung wird verſchieden angegeben. Einige ſezen ſie ins zehnte, andere ins eilfte Jahrhundert. — Einige laſſen ſie von einem gewiſſen Radpoto, andere von Werner, Biſchof zu Strasburg, dem Enkel des Grafen Guntramo, geſtiftet werden.

Das Kloſter iſt groß, und beſteht aus vielen Zimmern. — Der Saal iſt ſeiner Länge und Pracht wegen berühmt. Die groſe und ausgeſuchte Bibliothek enthält unter andern vielen Manuſkripten verſchiedene, die das Haus Oeſterreich betreffen. — In dem Schaz wird neben andern Seltenheiten das Jagdhorn Albert des Weiſen aufbewahret. — Es ſoll ein Elephantenzahn ſeyn, und hat folgende Inſchrift: — —

Notum ſit omnibus Cornu iſtud adſpicientibus, quod Comes
Albertus Alſatienſibus Landgrauius de Habisburg natus, — —
Sacris Reliquiis Cornu iſtud ditauit.
Haec acta ſunt Anno MCXCVIII.

In der Kirche, die dem heiligen Martin gewidmet iſt, findet man die Grabmähler des Stifters, — der Ita, ſeiner Frau, einer Tochter Karls, Herzogs von Lothringen, — der Hedwig, einer Tochter Ulrichs, Grafen von Kiburg, der Gemahlinn des Grafen von Habsburg, Albert des Weiſen, und der Mutter Rudolph des Erſten, der nachhero Kaiſer ward. —

* * *

III.

Das Thurgau.

Das Thurgau hatte ehedem einen größeren Umfang, als es izt hat. — Es begriff einen Theil des Kanton Zürch, den ganzen Kanton Appenzell, die Ländereien der Republik und des Abts St. Gall, — die des Biſchofs von Koſtniz und das Gebiet der ſieben alten Kantons in ſich.

In dem gewöhnlichen Sinn genommen, wie es izt iſt, verſteht man darunter blos die von der gemeinen Oberherrſchaft der Kantone abhängende Landſchaft. — — Gegen Morgen grenzt ſie an

den Bodenſee, gegen Mittag an das Gebiet des Fürſten und Abts von St. Gallen, gegend Abend an Zürch und Schafhauſen, – und gegen Mitternacht an Schwaben und an den untern See, welcher von einigen für einen Theil des Bodenſees gehalten wird. – – Die größeſte Länge macht **zehn**, und die größeſte Breite macht **fünf** deutſche Meilen aus. — —

Das Thurgau iſt eine alte Landgrafſchaft, welche nach Abgang der Grafen von Alt- oder Hohen-Frauenfelden an die Grafen von Kiburg, von dieſen an die Grafen von Habsburg und dadurch an das öſterreichiſche Haus kam. – Dies blieb bis 1460 in dem Beſiz derſelben, in welchem Jahre es die Eidgenoſſen dem Kaiſer Sigismund wegnahmen. — Der Friede zu Koſtniz beſtätigte ihnen ihren Beſiz. — —

Die ſogenannten **acht** alten Orte haben die Oberherrſchaft und Landeshoheit über dieſe Landſchaft. Sie ſezen auch wechſelsweiſe alle zwey Jahre einen Landvogt nach Frauenfeld. An dem Landgericht haben ſeit 1499 die Kantone Freiburg und Solothurn auch einen Antheil. —

Die Oerter ſtehen zum Theil unter den **acht** Kantonen, die meiſten aber gehören 73 geiſt- und weltlichen Herren. Dieſe haben in ihren Herrſchaften und Oertern die **niedern** Gerichte. —

Sie halten alle Jahre eine Zuſammenkunft zu Weinfelden. — Da hat der Landeshauptmann, den die Kantone als Oberherren aus den von den Gerichtsherrn aus ihrem Mittel vorgeſchlagenen Perſonen erwählen, den Vorſiz.

Die Gerichtsherren können mehrentheils nicht höhere Gebote anlegen, als bis auf ein Pfund Pfennig, und nicht höher als fünf Gulden ſtrafen, davon die Hälfte dem Landvogt in Thurgau gebühret, der auch aus dieſem Grunde einen ſeiner Landgerichtsdiener in dem Buſſengerichte der Gerichtsherren ſizen hat. Die Appellation geht an den Landvogt oder an das Landgericht.

Die geiſtlichen Stände ſind folgende:

I. Der Biſchof von Koſtniz.

II. Das Domkapitel des Bisthums Koſtniz.

III. Das Kloſter Reichenau.

IV. Das Kloſter Rhynau.

V. Die Abtey Einſidlen.

VI. Der Abt zu St. Gall.

VII. Verſchiedene andere Klöſter.

Die weltlichen Stände und Gerichtsherren ſind:

I. Der Kanton Zürch.

II. Verſchiedene andere Vornehme der Nation, z. B. die von Salis, die Eſchere in Zürch, das Geſchlecht Giel von Glattburg,

die Egloſſe, — Meyere und Engwilere, u. ſ. w.

Arbon.

Nach dem Ammianus Marcellinus und der antoniniſchen Reiſebeſchreibung ſoll dieſe Stadt ſehr alt, und nach andern der ſogenannte Arbor Felix ſeyn. Galliman glaubt, daß die Fruchtbarkeit des Erdreiches den Römern Gelegenheit gegeben habe, den Ort ſo zu nennen, wie ſie überhaupt die Bäume, welche viel trugen, *Arbores felices* nannten. — Nach dem Bochat war Arbon der celtiſche Name dieſer Stadt, ehe ſie die Römer unter ihre Herrſchaft bekamen. — Dieſe ertheilten ihr, nach ihrer Gewohnheit, nach der ſie die Städte, die ſie vergrößerten, oder verbeſſerten, auch anders nannten, den Namen *Arbor felix*. — — Dergleichen Städte trugen alsdann zwey Namen, — das gemeine Volk, welches überdem mehr ans Alte gewöhnt iſt, behielt den älteſten Namen bey. — Der neue, der auch mehr wie ein Zuname anzuſehen war, ſchien ihm zu fremd zu ſeyn, — er pflegte ihn alſo nicht zu gebrauchen. — Daher kommt es z. B., daß die mehreſten Städte in Spanien, denen die Römer lateiniſche Namen gaben, die alten beibehielten. — So machten es die Einwohner von Arbon, und die Helvetier überhaupt. Sie behielten den celtiſchen Namen.

Man ſieht noch das alte Schloß, welches die Römer erbauet. — Auf demſelben ſoll der heilige Gallus im fünf und neunzigſten Jahre geſtorben ſeyn. — Nach anderen Nachrichten, denen ich auch gefolgt bin, hat er in einer Kapelle ſeine Augen geſchloſſen. (Siehe S. 51 in dieſem Bande.) Auf dieſem Schloſſe wohnt izt der biſchöfliche Obervogt. — Doch können zu Kriegszeiten die Schweizer als Oberherren auch Garniſon herein legen.

Ehemals war die Stadt weit größer, als ſie izt iſt. Zu der Römer Zeiten lag unter der Regierung des Gratians eine römiſche Beſazung darinnen. — Man ſieht auch noch unter dem Waſſer die Ueberreſte von den alten Mauern. In den folgenden Jahrhunderten war ſie gleichfalls berühmt genug.

Sie hat, ihrer Abhängigkeit von dem Biſchof von Koſtniz ohneradhtet, viel und ſchöne Freiheiten. Sie kann die Civil- und Kriminalſachen beurtheilen, und hat ihr eigenes Gerichte. Den Vorſiz in demſelben hat der Stadtamman, welchen der Biſchof ernennt, und der biſchöfliche Obervogt alle Jahre der ganzen Gemeinde vorſtellt. Er iſt allezeit von der katholiſchen Kirche, hat aber keine Stimme. Der Stadtrath

beſteht aus zwölf Räthen, von denen die **Hälfte** katholiſch, die andere **Hälfte** evangeliſch iſt. Der Stadtſchreiber iſt immer ein Evangeliſcher. — Dieſer Stadtrath behandelt die Geſchäfte der Stadt, und alle ſtrafbare Sachen. — Er wird alle Jahre in Gegenwart des Stadtammans und Stadtſchreibers von den Räthen und Ausſchüſſen von jeder Religion beſonders erwählet, und von dem Biſchof von Koſtniz beſtätigt. —

Die Stadt gehörte unter den Herzogen von Schwaben unter die Freiſtädte. Weil ſie aber dem lezten unglüklichen Herzoge Konrad anhieng, ward ſie in die Acht erkläret, — und die Stadt ſelbſt denen Edlen von Kemnaten, die **Vorſtadt** aber denen von Bodmann verkauft. Das Hochſtift von **Koſtniz** hat 1282 und 1285 beider Gerechtſame an ſich gekauft.

Im ſechszehnten Jahrhundert fiel es einem Biſchof von Koſtniz einmal ein, die Reformirten zu verfolgen; — die proteſtantiſchen Kantone vermittelten indeſſen in einem 1600 geſchloſſenen Traktate, daß ihre Glaubensgenoſſen ſo gut, als die Katholiken, zu öffentlichen Aemtern und Würden zugelaſſen werden, — daß man den Katholiken zwar die Kirche einräumen, — daß hingegen der Biſchof von Koſtniz jenen auf ſeine eigene

Koſten eine andre außerhalb der Stadt aufbauen ſollte. —

Biſchofszell.

Dieſe Stadt hat ihren Urſprung einem Kloſter zu verdanken, welches Salomo, Biſchof von Koſtniz, ohngefähr gegen das Jahr 900 ſtiftete, und welches nach und nach ſo viel Familien an ſich zog, daß Biſchofszell 940 ſchon ein anſehnlicher Fleken war, den Otto der Erſte mit vielen Freiheiten beſchenkte. In der Folge wurden die Mönche ſtolz genug, um weltliche Domherren ſeyn zu wollen, und machten aus der Abtey eine Stiftskirche.

Die Stadt gehöret freilich dem Biſchof von Koſtniz, — aber ſie ſteht gegen ihn in eben dem Verhältniſſe, als Arbon, ſowohl in Religions- als in Civilſachen. — Der biſchöfliche Vogt wohnt auf dem Schloſſe, zieht von allen Strafen die Hälfte, — hat aber der Stadt weiter nichts zu befehlen. —

Der Stadtrath iſt aus den vier ſogenannten alten Räthen, von denen zwey der evangeliſchen und zwey der katholiſchen Religion zugethan ſind, — zuſammengeſezt. Von denſelben iſt jährlich ein Evangeliſcher, und ein Katholiſcher im Amte. Außer dieſen vier Räthen beſteht er noch

aus ſechs evangeliſchen und ſechs katholiſchen Gliedern. Das Stadtgericht hat ebenfalls ſechs evangeliſche, und ſechs katholiſche Richter. Alle dieſe Perſonen werden von dem Biſchof beſtätigt. In Rechtsſachen zwiſchen Bürgern findet weder von dem Rathe, noch Gerichte eine Appellation ſtatt. Die Malefizſachen werden in dem Schloſſe von dem biſchöflichen Obervogte, welcher zwey Stimmen hat, und den beiden regierenden alten Räthen, welche aber beide nur eine Stimme haben, abgethan. — Die Strafgelder werden unter den Biſchof und die Stadt dergeſtalt vertheilt, daß jener zwey Drittel und dieſe ein Drittel erhält.

Die gelehrte Geſchichte erwähnt verſchiedener großen Männer, die vornehmlich zur Zeit der Reformation daſelbſt geboren worden ſind; — Eines Theodors Bibliander, — welcher als Theologe und Philoſoph zugleich bekannt iſt, — eines Theodor Zwingers, — Johann Jung, Philipp Scherb, und Melchior Goldaſt, welcher leztere ſich um die Schweizergeſchichte verdient gemacht hat. —

Frauenfeld.

Sie iſt die Hauptſtadt des Thurgau, und die Reſidenz des Landvogtes, den die Kantone dahin

ſchiken. — Die Lage iſt gleichfalls ſehr vortheilhaft, weil ſie auf einer Höhe gebauet iſt, an deren Fuße ein kleiner Fluß, die Mürk genannt, vorbey ſtrömet. Das Schloß des Landvogtes liegt an dem Ende der Stadt auf einem Felſen.

Sie hat zwey Kirchen, — eine für die Katholiken, die andere für die Reformirten, welche leztere 1649 erbauet worden iſt. Vorhero hielten beide Religionsparteien ihren Gottesdienſt wechſelsweiſe in einer Kirche; — die Reformirten fanden dies aber für ſich zu läſtig, — überlieſſen zu dem Ende dieſe Kirche den Katholiken, und bauten ſich eine neue. — Die katholiſche Kantone ſezten ſich zwar anfänglich dagegen, und unterſagten ihnen den Bau; — auf erhaltene Unterſtüzung aber von Glaris und Zürch konnten ſie ihr Vorhaben fortſezen und ausführen.

Im ſechszehnten Jahrhundert ward allhier eine Synode gehalten, wohin auch die umliegende Städte und Herrſchaften, Zürch, Appenzell, Gallen, Rheinthal, Toggenburg gerufen wurden. — Man beſprach ſich daſelbſt unter andern von dem Bann — hörte die Gründe der thurgauſchen Wiedertäufer an, — man ſezte viele ungelehrte Kirchendiener ab, und ſtiftete überhaupt manches Gute in Helvetien. —

Die Abtey **Reichenau** übt in dieſer Stadt manche Gerechtſame aus. — Ihre Einwohner waren ihr ehedem ganz unterworfen: — izt ſchwören ſie freilich dem Abte noch immer den Eid der Treue; aber unter der ausdrüklichen Bedingung, daß er ſeine Gerechtſame über ſie weder jemand abtrete, noch ſie auf irgend eine andere Art veräußere.

Die Regierung derſelben beſteht aus einem kleinen und großen Rathe; jener hat zwölf, dieſer, die eben gedachte zwölf mit eingeſchloſſen, dreißig Glieder. — Seit dem Landfrieden 1712 ſind zwey Theile des Raths der evangeliſchen, und ein Theil der katholiſchen Religion zugethan. — Die Schultheiſſen ſind die Häupter der Räthe. Einer derſelben iſt evangeliſch, der andere katholiſch. — Beide, nebſt noch einem andern evangeliſchen Bürger, welcher, wie die Schultheiſſen, von der Bürgerſchaft erwählt und beſtätigt wird, heiſſen die **drey** Räthe, und haben über die Policey, — Steuern, — Zölle, und das Umgeld die **Oberaufſicht.** Der große Rath macht für die Stadt und für die ganze Landgrafſchaft das Blut- und Malefizgericht aus. — In dieſem, und in dem Stadtgerichte, welches aus acht evangeliſchen und vier katholiſchen Beiſizern beſteht, hat der Land-

amman des Thurgau den Vorſiz. — Wenn ein Miſſethäter zum Tode verurtheilt werden ſoll, ſo nehmen ſich die zwölf gewöhnlichen Richter noch zwölf Bürger, oder Landleute zum Beiſtand. — Eine Freiheit, die ihnen Kaiſer Sigismund ertheilte! Frauenfeld ſoll ſehr alt ſeyn. Die Fabel ſagt, daß die Mutter Konſtantins des Großen öfters hieſelbſt gewohnt habe. (S. Seite 263.) — —

Dieſſenhofen.

Vor Zeiten gehörte ſie dem Grafen von Kiburg. — Graf Hartmann umgab ſie 1179 mit Mauern. — Sigismund riß ſie 1415 zum Reich; — im Jahr 1442 ergab ſie ſich indeſſen freiwillig in die Gewalt des Kaiſer Friderich des Vierten und des Hauſes Oeſterreich. — Die eidgenoſſiſche acht alten Orte, und die Stadt Schafhauſen eroberten ſie 1460, die ihnen ihre bisher genoſſene Freiheiten, — Pfandſchaften u. ſ. f. zu laſſen verſprachen. — Der Landvogt des Thurgaus hat in der Stadt und ihrem Bezirk nichts zu befehlen, wenn er auch beim Antritt ſeines Amtes die Huldigung hieſelbſt einnimmt. — Die Stadt hat alle hohe und niedere Gerichte, außer daß die Appellationen in Civilſachen vom Gericht

und Rath ſogleich an die Geſandten der regierenden Kantonen auf die Jahrrechnung, und hierauf an die regierende Kantone ſelbſt ergehen. — — Der kleine Rath hat zwölf Glieder, acht Reformirte, und vier Katholiſche. Zwey davon ſind Schultheiſſen, von jeder Kirche einer, — da der abgehende Schultheiß Statthalter, Reichsvogt, auch Obervogt über Unter- Ober- und Mittelſchlatt iſt. Das Stadtgericht beſteht aus acht reformirten, und vier katholiſchen Gliedern, und ſizt in Schuldſachen, — in Beleidigungen, die gegen den Vogt verübt werden, — in Kriminal- und andern Sachen neben dem kleinen Rath. — Der große Rath beſteht aus zehn evangeliſchen, und fünf katholiſchen Gliedern, — hilft die Aemter beſezen, Rechnungen abnehmen, die Weinrechnungen machen; — man zieht ihn auch zu andern Städteſachen zu Rathe. —

Pfin.

Das Alterthum möchte dieſe kleine Stadt berühmt machen, ſonſt nichts. — Cecinna, ein Offizier Kaiſers Vitellius, ſchlug mit Hülfe der Graubündter oder Rhätier im Jahre 69 nach Chriſti Geburt die Schweizer nahe bey Baden. —

Dieſe leztere giengen bey dieſer Gelegenheit bis nach Pfin vorwärts, und zogen ſich daſelbſt ganz eigenmächtig Grenzen. — Im ſechszehnten Jahrhundert waren die Grafen Eberſtein Eigenthumsherren dieſer Stadt, — von welchen der lezte 1576 ertrank. — **Wambold**, ein Edelmann aus Zweibrüken, kaufte ſie von den Erben des Verſtorbenen, — und die Edlen von Wambold verkauften ſie in der Folge wieder an die Herren von Zürch. — Man findet noch zum öftern in den Gegenden von Pfin römiſche Medaillen, — und in den Weinbergen und Feldern derſelben verſchiedene Antiken. — Gegenüber liegt das alte, befeſtigte Schloß **Welleberg**.

Stekborn.

Der Biſchof von **Koſtniz** hat über dieſe Stadt die Gerichtsbarkeit, — doch nur unter gewiſſen feſtgeſezten Bedingungen. — Sie bekannte ſich 1528 zur **Reformation**.

Eine der Gloken am Kirchthurme hat folgende ſeltſame Aufſchrift:

COLO DEVM VERVM,
PLEBEM VOCO,
CONGREGO CLERVM,
DIVOS ADORO,

FESTA DECORO,
DEFVNCTOS PLORO,
PESTES DAEMONEMQVE FVGO.

Ich kann mich hier unmöglich folgendes kleinen Räſonnements über die Gloken auf den Kirchthürmen erwehren. Es paſſet auf alle — Oerter — lieber, guter Leſer!! wo du biſt, und wo du Glokengetöſe höreſt. — —

Ehrwürdig iſt mir allerdings das dumpfe Geheul derſelben, wenn eine Leiche zu Grabe getragen, — oder gefahren wird. — Wäre beſſer, wenn man die Menſchen wegtrüge, — nicht in einem ſchwarzen Wagen wegführe; — Menſchen ſollten Menſchen in ihre Gruft führen, damit ſie lernten, wie leicht, oder wie ſchwer ein Leichnam ſey. — — — Alſo trage man lieber die Todten. — — Ihr Gelehrten!! tragt eure Mitgenoſſen in einer Barriere zur Wahrheit!! — wie die engliſchen Lords einen NEWTON trugen!! — es läſſet auch beſſer, — und ſelbſt dem unſterblichen LAMBERT würdet ihr BERLINER, — denen man ſonſt das EDLE nicht abſtreiten kann, mehr Ruhm erwieſen haben, wenn ihr S** — M*** — B*** — — ihn zu ſeiner Ruheſtätte getragen hättet. — — — — Ihr Gewerbe, — — Geſellſchaften, —

Zünfte, — kurz, wie ihr heiſſet, — wenn ihr eure Todten mit einigem Vorzug vor andern begraben wollet, — ſo laſſet den Leichenwagen dahinten. — — — — — —
Doch, wieder auf die Gloken!!

Bey Todtenbegleitungen würde ich alſo gern das Geläute der Gloken geſtatten. — — Es macht bey den Lebendigen wirklich einen gewaltigen Eindruk. — Der Todte, der in den Staub der Vernichtigung zurükgekehrt iſt, (ich meine ſeinen Körper,) — hört ohnedem nichts. — — Man rufe der Jugend, wenn das ganze Glokengetöſe allen Einwohnern der Stadt die Beerdigung eines Geſtorbenen verkündigt, — daß ſie höre, und lerne. — Schade, daß in großen Städten, wie z. B. BERLIN, — WIEN, — DRESDEN, — — — ſind, das Geläute nicht immer bey den Leichen erſchallt. — Die Menge der Einwohner, welche tagtäglich ſterben, erlaubt dergleichen Feierlichkeiten nicht. Aber manchmal ſollte man doch billig auch in dieſen großen Behältniſſen des Menſchengeſchlechts mit den Mitgliedern einer und derſelben Menſchengeſellſchaft Ausnahmen machen. —

Ich denke nun einmal über dergleichen Materien ganz ſeltſam. Irre ich mich, ſo iſt

mein Verſtand Schuld daran, aber gewiß nicht mein Herz.

Ich würde folgende Feierlichkeiten bey der Beerdigung eines Verblichenen vorſchlagen. — Ein freier Staat, — wie der Eurige iſt, — edle Schweizer, — deren Land ich izt zu durchwallen wage, — würde allenfalls noch eher ſein Jawort dazu geben, das ein monarchiſcher bey größeren Hinderniſſen nicht geben kann. — —

Man ſollte wahrlich bey unſern Leichenbegleitungen mehr Würde und Anſtand beobachten, als man leider! in unſerm Deutſchland beobachtet. — Knaben, — junge Mädchen, — Greiſe, — und — — — Verblichene ſollten einen hohen Grad der Ehre von den Menſchenkindern erwarten können. —

Was für ein prächtiger Proſpekt, wenn die Einwohner einer jeden Stadt, ſie ſey ſo klein, als ſie wolle, in einer gewiſſen wohlgeordneten ernſten Feierlichkeit ihren heimgeholten Brüdern folgten. — — Dann bedürfte man der lächerlichen Kondukte der Küſter, — der ſchwarzen Männer mit den Citronen, — und andrer halb beſoffner Tagediebe nicht!! — — — — — — Wenn auch der Gedanke übertrieben würde, daß man

einem Todten die lezte Ehre erzeige, wenn man ihm zu Grabe folge, ſo weiß ich doch nicht, ob man nicht der Ehrerbietung wegen, die man dem Menſchen, als MENSCHEN ſchuldig iſt, mit williger Zufriedenheit den auf vernünftige Art eingerichteten Leichenbegleitungen folgen müſſe. — — — —

Die Verdienſte, die der Todte bey ſeinem Leben um ſeine Mitbrüder erhalten hat, könnten, und müßten allerdings auch in Beſchlag genommen werden. — —

Ich ſtelle mir vor, daß, wenn einem Staatsmann — alle ſeine Kollegen, im Staatsrath oder Miniſterium, nach erleuchtet – vernünftig geordneten Regeln folgten; – wenn einem Rechtsgelehrten die Genoßen ſeiner ſo gemeinnüzigen Wiſſenſchaft, – einem Prediger ſeine Amtsbrüder, – einem würdigen Arzte ſeine Geſellſchafter in den Krankenzimmern zum Grabe folgten, — — — — — daß dies einen majeſtätiſchen Anblik gewähren könnte, und gewiß auch gewähren würde. — —

Dagegen halte nun ein jeder ſich ſeiner Gedanken bewußte, vernünftige Mann die abgeſchmakten, läppiſchen Ceremonien, die man bey der Beerdi-

gung unſrer Todten zu machen pfleget, — — und vergleiche einmal mit ihnen die vernünftige, der Sache angemeſſene Art, die Todten zu begraben, die dem Todten, der in den mütterlichen Schooß der Mutter Erde zurükgebracht wird, mehr Ehre macht, als alle die unſinnigen Beſonderheiten, die man bey ſeiner Leichenbeſtattung zu machen gewohnt iſt, — die aber auch den Lebendigen zu größerem Ruhme gereichen wird, die ſich ihres verſtorbenen Mitbruders ſo liebreich annehmen. — —

Um auf den Gebrauch der Gloken wieder zurükzukehren, ſo billige ich nicht nur das Ziehen der Gloken bey den Todtenbegleitungen, ſondern ich würde es ſogar nach gewiſſen Gelegenheiten noch weiter ausdehnen. — —

Ferner ſind die Gloken, meines Erachtens, bey öffentlichen **Staatsfeierlichkeiten** nüzlich, das Volk zur Aufmerkſamkeit zu erweken, — es herbeizurufen, — und zur **devoten** Theilnehmung an dergleichen wichtigen, und intereſſanten Vorfällen zu reizen. — — Bey einem **Friedensfeſte**, — bey einem **Krönungsfeſte**, — bey **Tagen**, die dem Lande, — dem Regenten, — und den Auswärtigen zur Ehre und Freude gereichen, —

müſſe auch äußerlicher Pomp, — — mit den Gloken gemacht werden. —

Zum Gewittervertreiben ziehe man ſie immerhin, — nur treibe man keinen Aberglauben damit. —

Rheinau.

Dieſer Fleken liegt eine halbe Meile von Schafhauſen, in einer Gegend, wo der Rhein durch ſein Schlängeln dem Auge die ſchönſte Weide verſchafft. — Die Situation des Ortes ſelbſt iſt daher ſchon eine Art von Feſtung; — er liegt auf einer Halbinſel, wird auf drey Seiten vom Rhein eingeſchloſſen, und die zwey Arme deſſelben laſſen auf der Seite nach der Schweiz zu nur einen ſehr kleinen Eingang zu der Inſel. Zu der Römer Zeiten diente der Ort auch zu einer Feſtung, die Streifereien der Alemannier aufzuhalten. — Man ſieht auch noch alte Mauern, die Ueberreſte der ehemaligen Größe des Ortes. —

Auf einer andern dabey gelegenen Inſel, die der Rhein gleichfalls macht, — ſteht eine alte reiche Benediktinerabtey, welche ohngefähr im Jahre 800 geſtiftet iſt. Der heilige Findanus, ein geborner Holländer, iſt Patron derſelben. — — Aus der Stadt führt eine ſchöne ſteinerne Brüke

zum Kloſter hin. Noch eine andre führt in das Gebiet Deutſchlands.

Der Abt hat die hohe und niedere Gerichtsbarkeit über den Fleken. — Civil- und Kriminalſachen ſtehen unter ihm. Die Verbrecher, die des Todes werth erkläret werden, liefert er indeſſen jedesmal dem Landvogte aus, und ihre konfiszirten Güter werden den Kantonen ausgehändiget.

Rheinau bekannte ſich 1529 zur Reformation. — Der Abt war darüber hoch erzürnt, — proteſtirte, was er konnte, mußte es aber geſchehen laſſen. — — Geraume Zeit darauf verſuchte es ein andrer, das Pabſtthum, wenn die Güte nichts helfen wollte, allenfalls mit Gewalt wiederum einzuführen. Er ließ 1599 in der Kirche der Proteſtanten nahe am Chor eine Sakriſtey und ein ſogenanntes Beinhaus aufbauen, umgab das Chor mit einem Gitter, und errichtete, aller Vorſtellungen der Zürcher ohnerachtet, drey Altäre in der Kirche. Fünf Jahre darauf ließ er an alle Einwohner in Rheinau den Befehl ergehen, entweder ihre Religion fahren zu laſſen, und ſich zur katholiſchen zu bekennen, — oder in Jahresfriſt den Fleken zu räumen. — Die Kantone von beiden Religionen, die Intereſſe dabey hatten,

und auch die, welche nicht intereſſiret waren, hatten zu nichts weiter eingeſtimmet, als daß die Kirche den Römiſch-katholiſchen überlaſſen würde, daß hingegen der Abt gehalten ſeyn ſollte, zum Gebrauch der Reformirten eine andere auf ſeine Koſten zu erbauen. — Die Herren von Zürch, über die Inſolenz des Prälaten aufgebracht, legten auf alle Einkünfte, die er in ihrem Kanton hatte, Beſchlag. — — Die Sache ward immer hiziger; — bis endlich 1613 die katholiſche Kantone mit Zürch darüber einverſtändig wurden, daß die Kirche vergrößert, eine Mauer mitten durchgezogen, und auf dieſe Art Kirche und Kirchhof getheilet werden ſollte. Auf einem 1615 angeſtellten Landtage ward dies beſtätigt, mit dem Zuſaz, daß, wenn Reformirte aus dem Kanton Zürch ſich Häuſer oder ſonſt Beſizungen in Rheinau kaufen würden, ihnen frey ſtehen ſollte, nicht nur in dem Fleken ruhig zu wohnen, ſondern auch ihre Religion frey zu bekennen, und zu üben.

Auſſerdem zählet man noch manche reiche und merkwürdige Abtey im Thurgau. Ich will einige dem Namen nach anführen, und hie und da, wenn es der Mühe werth ſcheint, etwas hinzufügen.

I. Fiſchingen, eine Benediktinerabtey. — —
Das Grabmahl der Ita, der Gemahlinn Heinrichs, Grafen von Toggenburg, iſt noch ſichtbar. —

II. Totel. Eine Kommenderie des Johanniterordens von Jeruſalem. Diethelm von Toggenburg ſtiftete es 1228.

III. Münſterlingen. Ein Nonnenkloſter!! —

IV. Kreuzlingen.

V. Ittingen. Vier Edelleute, welche Brüder waren, verwandelten 1150 ihr Schloß in ein Kloſter, und lieſſen es durch zwölf ordentliche Domherren von dem Auguſtinerorden bewohnen. Heinrich, Herzog von Baiern, baute eine Kirche daſelbſt. Im funfzehnten Jahrhundert ward es den Karthäuſern verkauft. —

VI. Paradies.

VII. Kalchrein.

VIII. Reichenau. Die beträchtlichſte Abtey im ganzen Thurgau!! Schon die Lage macht es angenehm. Es liegt auf einer ſchönen Inſel, welche gar wohl eine Meile lang, und eine halbe breit ſeyn kann.

Karl Martel ſtiftete es 724 und dotirte es zugleich ungemein reich. Nach und nach wuchſen die

Intraden, daß man ſie für eine der reichſten in Europa, und für gleich reich mit der Abtey zu St. Gall hielt. Der Abt hatte fünfhundert Edelleute zu Vaſallen, und 60000 Gulden jährliche Einnahmen. — Im Jahre 1536 beklagte ſich der Biſchof von Koſtnitz beim Pabſt über die Verringerung ſeiner Einkünfte, durch die Abtrünnigkeit verſchiedener Diſtrikte von dem alten Glauben, — und dafür ertheilte ihm der Vater in Rom die Erlaubniß, die zwey Abteien, Reichenau und Oeningen, auf immer zu ſeinen Tafelgütern zu ſchlagen.

Dagegen empörten ſich nun die Mönche, welche darüber mit Recht ſcheel ausſahen, daß ein Prälat, der nicht zum helvetiſchen Staatskörper gehöre, ihr Herr ſeyn ſollte. — Die Kantone, welche die Oberherrſchaft über das Thurgau, mithin auch über Reichenau hatten, waren darüber eben ſo unwillig. Der Biſchof von Koſtnitz entſchloß ſich daher 1555 ein von ihm und ſeinem Domkapitel eigenhändig unterſchriebenes, und autoriſirtes Patent druken zu laſſen, in welchem er verſprach, daß er, und ſeine Nachfolger über das Kloſter **Reichenau** und die Einkünfte deſſelben keinen andern rechtmäßigen Oberherrn, und Aufſeher über das Kloſter erkennen, als die Kantone,

welche die Oberherrſchaft über das Thurgau hätten; und daß weder er, noch ſeine Nachfolger, ein Fort oder einen Wall auf der Inſel anlegen wollten.

Vor langen Zeiten ſtand der ALMAN auf dieſer Inſel, ein Idol der alten Alemannier, welches, wie man glaubt, in einem eigenen Tempel von den Einwohnern der Inſel verehret wurde. Der Kaiſer Maximilian ließ ihn 1510 nach Inſprugg bringen.

In der Johanniskirche ſieht man das Grabmahl Karl des Diken. — Er ward, wie aus der Geſchichte bekannt iſt, abgeſezt, ſtarb in der größeſten Armuth, und ſein Körper ward ohne alle Feierlichkeit in Reichenau eingegraben. Ein Biſchof von Koſtniz im ſechszehnten Jahrhundert ließ das Grabmahl ausbeſſern, und folgende Grabſchrift darauf ſezen:

Carolus Craſſus, Rex Sueuiae, pronepos Caroli Magni, Italiam potenter intrauit, eamque deuicit, Imperiumque Romanum, vbi Caeſar coronatus, obtinuit; ac mortuo fratre Ludouico vniuerſam Germaniam et Galliam iure haereditario acquiſiuit. Demum animo, mente et corpore deficiens, ab imperio, ſane magno cum fortunae ludi-

brio deiectus, a ſuis omnibus poſtpoſitus humili hoc in loco ſepultus iacet.

Obiit. an. Dom. DCCCLXXXVIII. Id. Jan. —

* * *

Mit der Beſchreibung kleinerer, und unbeträchtlicher Oerter will ich den Leſer nicht aufhalten.

Das Thurgau iſt überhaupt einer der fruchtbarſten Diſtrikte der ganzen Schweiz, — anmuthig, — fruchtbar in allem, was zu den Nothwendigkeiten des Lebens gehöret, — an Getraide, — Wein, und andern Früchten. — Beſonders iſt der Wein von gutem Geſchmak, und wird viel auſſerhalb Landes gefahren.

Die Einwohner, weil ſie an Früchten einen Ueberfluß haben, machen ſich daher von ihren Aepfeln und Birnen eine Art von Wein. Sie haben eine doppelte Art von Birnen, ſo wie man ſie nirgendswo findet. Die eine Art nennen ſie Berglen, weil ſie auf dem Gebirge wachſen, — die andere Brundlen, weil ſie in waſſerreichen Gründen wachſen. — Der Extrakt, den ſie daraus preſſen, hält ſich ſehr lange Zeit gut. Man verkauft ihn faſt in allen Gaſthäuſern für Wein, —

man verſchikt ihn ſelbſt in auswärtige Provinzen, welche ihn für den beſten Wein trinken. — Er iſt angenehm, — fein, und hat auch das nöthige Feuer. —

* * *

Ueber die Regierungsform des Thurgau habe ich mich beiläufig ſchon in der Beſchreibung der einzelnen Städte erklärt.

Ueber die Religion will ich nur noch folgendes ſagen.

Der größere Theil iſt reformirt. Die vier vornehmſten Städte wählen ſich ihre Prediger ſelbſt. — In den Fleken und Dörfern haben die Gerichtsherren zugleich das Kollaturrecht der geiſtlichen Stellen. Doch haben einige derſelben auch das Recht, ſich zu wählen. Alle Geiſtlichen machen eine Synode aus, welche ſich in verſchiedene Cötus eintheilet, und ſich bald in Frauenfelden, bald in Biſchofszell, bald in Weinfelden verſammlet. Die Katholiſchen hängen von dem Biſchof zu Koſtniz ab. —

IV.

Das Rheinthal.

Dieſer kleine Diſtrikt iſt fruchtbar, beſonders an Wein, — man bauet daſelbſt den rothen Wein vorzüglich gut. — Außerdem iſt der Handel mit Flachs und Leinwand gleichfalls ſehr ſtark.

Im vierzehnten Jahrhundert 1396 nahm es das Haus Oeſterreich den Grafen von Werdeberg ab. — Im funfzehnten kam es an die Appenzeller, dann von neuem an Oeſterreich, hierauf an den Kaiſer. Der Graf von Toggenburg pfändete es dem Kaiſer ab, und überließ es mit ſeiner Bewilligung an die Peyern für 6000 Fl., von denen es die Appenzeller für gleiche Summe bekamen. — Sie mußten es aber 1490 den Kantonen Zürch, Lucern, Schweiz und Glaris übergeben, welche zugleich die Kantone Uri, Zug und Unterwalden aufnahmen, — hernach auch Appenzell, und endlich auch Bern an der Regierung Theil nehmen lieſſen. — —

Dem zufolge kommt die Landeshoheit den neun Kantons zu. Sie ſezen wechſelsweiſe einen Landvogt auf zwey Jahre, der zu Rheinek wohnt. — Die Gerichtsherrlichkeit, und die andern landesherrlichen

herrlichen Rechte beſizt aber der Abt zu St. Gallen zur Hälfte. – – Eine jede Gemeinheit hat zwey Ammans, – von denen die Kantonen den einen, und der Abt den andern wählen. — Von den Strafgeldern bekommt der Abt die Hälfte, Altſtetten ausgenommen, wo ſie in drey Theile getheilet werden, und die Stadt alſo einen Theil bekommt.

Der größere Theil der Einwohner, welche nach Büſchings Angabe 12800 an der Zahl ſind, iſt reformirt. Demohnerachtet hat der Abt das Patronatrecht über die Kirchen zu Altſtetten, Marbach, Balgach, und Margaretha. — Sie können ſich zwar ihre Geiſtliche wählen, ſie müſſen aber doch immer zwey dem Abt vorſchlagen, aus welchen er dann den wählt, der ihm am beſten gefällt. — Gemeiniglich nehmen ſie ſolche aus denen, die ihnen Zürch bey jeder Vakanz vorſchlägt.

Die lezteren Aebte haben alles beigetragen, den Reformirten das Leben ſo ſauer zu machen, als möglich. Sie legten unter andern einen jeden Prediger gleich bey ſeiner Wahl eine Strafe von 101 Gulden auf, im Fall er ſich gegen die römiſch-

katholiſche Religion nur das Geringſte würde verlauten laſſen.

Altſtetten.

Hier ſind die niedern Gerichte des Stifts Gallen, welche es durch einen ſogenannten Gerichtsamman und durch zwölf Richter verwalten läſſet. Von dieſem Gerichte geht die Appellation an den Pfalzrath zu St. Gallen. Die eigene Stadtſachen beſorgt ein Stadtamman und ein Rath. — Hier wird auch das ſogenannte Malefizgericht gehalten, dem die 12 Richter von Altſtetten und einige aus andern Höfen beiwohnen.

V.

Die Grafſchaft Sargans.

Das Sarganſerland iſt bergicht, an Viehweide und Viehzucht, an Getraide und Obſt ziemlich reich. — Das Gebirge liefert ſchwarz Erz, Meliwerk und roth Erz. — — Aus allen drey zuſammengeſchmolzenen Erzten entſteht Stahl.

Es gehörte ehedem den Grafen von Werdeberg, welche es an Oeſterreich verpfändeten; — von dieſen kam es an die Grafen von Toggeburg, und nachher an die Grafen Werdeberg zurük. Der Landleute mit der Stadt Zürch errichtetes

Burgrecht, das den Grafen vielen Verdruß machte, verurſachte, daß er 1437 ein ewiges Landrecht mit Schweiz und Glaris errichtete, und verſchiedene Schlöſſer mit öſterreichiſchen Truppen beſezen ließ. — — Das machte unter den Bauren ſowohl, als in der Stadt Zürch Unruhen auf Unruhen, ſo daß die leztere mit 2000 Mann dieſe Schlöſſer belagern und erobern ließ. Darauf verpfändete der Graf von Werdeberg und Sargans die ganze Grafſchaft an die Orte Schweiz und Glaris für 1800 Gulden, — um ſie mit den Zürchern in neuen Streit zu verwikeln, mit welchen auch der Krieg 1439 wirklich losbrach, daran denn Oeſterreich Theil nahm. — Nach dem 1450 geſchloſſenen Frieden verkaufte Graf Georg von Werdeberg die Grafſchaft Sargans an die ſieben alte Orte der Eidgenoſſenſchaft, welche 1712 den Kanton Bern in die Mitregierung des Landes aufnahmen. Dieſe acht Kantone ſezen anizt wechſelsweiſe alle zwey Jahre einen Landvogt nach Sargans.

Herr Büſching, den ich, — ich will es nur gleich ſagen, — ſehr oft zum beglaubten Gewährsmann meiner Nachrichten mache, giebt die Anzahl der Einwohner auf 12000 Menſchen an. — Die

Reformirten, die in der Herrſchaft Wartau wohnen, wählen ihre Geiſtliche bey ſich ereignender Vakanz aus drey ihnen von Glaris vorgeſchlagenen Perſonen; — die Katholiken ſtehen in geiſtlichen Sachen unter dem Biſchof von Chur. — —

Der Wallenſtädter See.

Die Länge des Sees beträgt ohngefähr fünf Meilen in der Länge, und kaum eine halbe Meile in der Breite. — Er geht von Morgen nach Abend zu, und wird vom Kanton Glaris, von der Grafſchaft Sargans, und der Landvogtey Gaſter umſchloſſen. — Gegen Morgen und Abend iſt er ganz offen. Gegen Mitternacht und Mittag umzäunen ihn Felſen und Klippen. Zwey Städte und verſchiedene Dörfer liegen an ſeinem Ufer. Der See hat die Beſondernheit, daß gemeiniglich beim Aufgang der Sonne ein Morgenwind etwa bis zehn Uhr Vormittag wehet, der denen, die von Wahleſtatt nach Weſen ſchiffen wollen, ungemein bequem iſt. Um Mittag erhebt ſich ein Weſtwind, welcher bis zum Sonnenuntergang fortwehet, und denen von Weſen nach Wahlſtatt Schiffenden vortheilhaft iſt. — Dieſe im Grunde wohlgeordnete Abwechſelung und Miſchung der

Winde wird zuweilen durch einen Nordwind unterbrochen, der ſich gleichſam von den Felſen herabſchleudert, — und die Kähne und Schiffe mit unwiderſtehlicher Gewalt öfters über die Wellen emporhebt. Daher kommt es auch, daß die Schiffarth über den See nicht ſelten gefährlich iſt. —

* * *

Die Einwohner der Stadt Wahleſtatt haben ihren Rath und Präſidenten, den ſie Schultheiß nennen. — Die Gerichtsbarkeit der Stadt ſtehet ihnen zu. — Der **Schultheiß** wird von dem Landvogt der Provinz gewählt.

Die Abtey und die Bäder zu Pfeffers.

Die Abtey wird von Benediktinern bewohnt, und iſt ziemlich reich, und alt. — — Sie ward 720 geſtiftet, und die Aebte haben den Titel **Reichsfürſten**, ſeitdem einer ihrer Vorgänger, Rodolf, ein Graf von Montfort, von dem Kaiſer Heinrich dem Achten dieſe Würde erhielt. —

Dabey haben die Kantone, denen die Oberaufſicht über die Landesregierung zuſtehet, auch die Unteraufſicht über das Kloſter. Der Abt iſt Herr über die ganze umliegende Gegend, beſonders aber über die Bäder. —

Die Båder können in aller Abſicht zu den Merkwürdigkeiten der Schweiz gerechnet werden. Sie wurden unter dem Kaiſer Friderich dem Zweiten von einem Jåger entdekt, der in den Klippen und Felſen Rabenneſter ſuchte. — Zwiſchen zwey Felſen ergieſſet ſich die Taminne, zwar in ein enges Bette, aber außerordentlich tief, — und ſtürzet ſich mit dem ſchreklichſten Getöſe gegen die gegenüber ſtehende Klippen herab. — Unten, zwiſchen zwey Felſen, die durch ihre zuſammenſtoßende Spizen eine Arkade zu machen ſcheinen, liegen dieſe Båder. — — Ehemals konnte man nur vermittelſt langer Strike herabgelaſſen werden. — Man legte darauf einen Weg an, indem man hölzerne Brůken an einander befeſtigte, welche zwiſchen dieſen Klippen hiengen. — Um es den Fremden leicht zu machen, ihre Kranken herzubringen, legte man Båder an. — Damit war Bequemlichkeit und Vergnůgen doch noch nicht ganz hergeſtellt. Die Dunkelheit, welche durch die ůber den Håuſern hångende Felſen verurſacht wurde, benahm den Einwohnern den freien Gebrauch des Tages, ſo daß man genöthigt wurde, ſchon um Mittag Licht in den Zimmern anzuzůnden. —

Eine 1629 entſtandene Feuersbrunſt gab zu neuen Gebäuden und Bädern Anlaß, welche der Abt von Pfeffers in einer ſehr angenehmen Gegend unter der Quelle anlegen ließ. — Er ließ in den Felſen Wege einhauen, wo es an feſter Erde fehlte, Brüken bauen, und eine Waſſerleitung verfertigen, um das Waſſer ſogleich aus der Quelle in die Bäder hereinzuleiten. — — Seit dieſer Zeit gewährt dieſer Badeaufenthalt den Gäſten die reinſte, beſte Vergnügungen: — eine geſunde, heitere Wohnung; — ausgeſuchte Geſellſchaft, und einen langen, heitren Sommertag.

Das Waſſer iſt ungemein klar, hat gar keinen Geruch, und ſchmekt nach nichts. In der Mitte des Maimonats quillt es hervor, und hört gegen die Mitte des Septembers zu quellen auf. — Hat es im Winter viel geregnet, ſo quillt das Waſſer auch früher hervor, und iſt laulichter. — Quillt es ſpäter, ſo hält es dagegen auch lange in ſeinem Laufe an. Wenn es einmal läuft, ſo geht es ſo ſtark, daß es beinahe Mühlenräder treiben könnte. — Es beſteht aus den feinſten Schwefel- — Vitriol- — Metallen- ja ſogar aus Goldtheilchen. Es iſt ziemlich warm, und hilft gegen viele Krankheiten, — als Gehirn- und Nerven-

ſchwäche, — Kopfſchmerzen, — Epilepſie, — gegen den Schlagfluß, — gegen die Taubheit, — Paralyſie, — gegen die Geſichtsſchwäche, — gegen alte, eingewurzelte Fieber, — Fiſtelſchaden, — Geſchwüre, u. ſ. f.

Die Abtey liegt auf einem hohen Felſen. Sie macht ihrer Lage wegen einen ſchönen Proſpekt. — Rings herum wird ſie von Waldung und Wieſen umgeben. — Die Struktur des Gebäudes iſt ſchön. Nach einem 1665 erlittenen Brand iſt es von Grund aus aus ſchwarzem Marmor erbauet worden, deſſen Rand weiß geziert iſt.

* * *

Die Grafſchaft Werdeberg.

Sie gehöret als ein Anhang zu dem Sarganſerlande, und liegt zwiſchen dem leztern und dem Rheinthal, ſo daß der Rhein voran ſtehet. — Der Kanton Glaris kaufte 1517 von dem leztern der Grafen von Werdeberg, Felix mit Namen, dieſe Grafſchaft, — welcher 1530 in Augsburg ſtarb. In einem zwiſchen den Reformirten und Katholiken des Kantons Glaris geſchloſſenem Traktat ward ausgemacht, daß der Landvogt der Grafſchaft Werdeberg beſtändig reformirt, der von Uznach und Gaſter hingegen allemal katholiſch

ſeyn ſolle. — Demohnerachtet beſizen die Reformirten und Katholiken die Grafſchaft gemeinſchaftlich, und theilen ſich in die Oberherrſchaft.

Die Einwohner der Grafſchaft erregten 1719 gegen ihre Vorgeſezte ziemlich große Unruhen, — welche aber in einer allgemeinen Tageſazung beigelegt, und die Unterthanen gezwungen wurden, 1720 den Eid der Treue zu ſchwören. — — — Die nachher entſtandene kleine Unruhen ſind nicht der Mühe werth, zu erzählen, zumal da ſie gleich in ihrem Entſtehen getilgt und unterdrükt worden ſind. —

VI.

Die Landvogteien Schwarzburg, Orbe, Morat, und Granſon.

Ihre weitläuftigere Beſchreibung habe ich ſchon im erſten Band dieſes **Werkgens** geliefert. Siehe S. 526. u. ſ. f.

VII.

Die Landvogteien Gaſter und Gams.

Gaſter, oder Gaſtal, — in alten Urkunden auch Gaſtrech, grenzet gegen Morgen an das

Sarganſerland, — gegen Mittag an den Wallenſtädterſee, — und die Orte Glaris und Schweiz, — gegen Abend an die Landvogtey Uznach, — und gegen Mitternacht an die Landſchaft Toggenburg. —

Die Einwohner ſind kaum 3000 Perſonen. — — — Sie ſind ſämmtlich der römiſchkatholiſchen Religion zugethan, und ſtehen, eine Pfarre ausgenommen, die zu dem Bisthum Koſtniz gehöret, — unter dem Bisthum Chur. —

Durch Verheirathungen kam ſie an die Grafen von Habsburg, und durch die ans öſterreichiſche Haus. Herzog Friderich verpfändete ſie 1438 den eidgenöſſiſchen Orten Schweiz und Glaris, welche auch, doch mit Vorbehaltung der Rechte, die die Landleute hatten, im Beſiz derſelben geblieben ſind.

Dieſe Orte laſſen ſie durch einen Landvogt verwalten, den ſie wechſelsweiſe alle zwey Jahre hinſchiken. — Die Geſandten ſtellen ihn dann dem Volke vor, und er muß ſchwören, daß er die Gerechtſame des Landes befördern wolle, und jenes huldigt alsdann der Obrigkeit. In Glaris

wird zwar die Huldigung im Namen des ganzen Kantons eingenommen, der Landvogt über den Gaſter aber, wenn Glaris die Reihe trifft, ihn zu beſtellen, aus den katholiſchen Landleuten deſſelben gewählt; die Reformirten beſtellen hingegen einen andern zu Werdeberg. — Er wohnt übrigens gar nicht in dieſer Landſchaft, ſondern reiſet nur hin, wenn es ſeine Geſchäfte erfordern, oder, wenn ihn die Parteien verlangen.

Die Unterbediente deſſelben werden auf einer Landgemeinde erwählet. — Das Landgericht beſteht aus neun Landrichtern, welche unter dem Vorſiz des Landvogts auf dem Rathhauſe zu Schänis jährlich dreimal alle Civilſachen ohne Appellation beurtheilen, auch im Buſſengerichte die Strafgelder der Verbrecher bis an das Maleſiz beſtimmen, da denn die Strafgelder halb dem Lande, und halb den regierenden Orten zu Theil werden.

Der Landrath beſteht aus dem Pannerherrn, Landsfähnrich, Landsvorfähnrich, neun Landrichtern, und neun Landräthen. Er beſorgt unter des Landvogts Vorſize die Angelegenheiten des Landes wegen Freiheiten, Steuern, Landſazungen

und Verordnungen, u. ſ. f. In Malefizſachen ſtellen der Landvogt und die Amtsleute auf dem Rathhauſe zu Schänis das Verhör und die Unterſuchung an, und ſenden hernach die Uebelthäter den regierenden Orten zu, welche alsdann das Urtheil abfaſſen, nach deſſen Anleitung es auf dem ſogenannnten **Landtage zu Schänis** auch gefället wird. —

Die Landvogtey Uznach.

Der Getraidebau will nichts ſagen, deſto beträchtlicher iſt die Viehzucht. Die Landvogtey gehörte ſonſt den Grafen von Toggenburg; ſie wurde aber hernach an Schweiz und Glaris verpfändet, welche ſie von den Freiherrn von Raron ganz erkauft haben. Sie ſezen gleichfalls alle zwey Jahre einen Landvogt, welcher zu Uznach den Unterthanen vorgeſtellet, und auch von dieſen die Huldigung eingenommen wird.

VIII.

Die Stadt Rapperſchwyl.

Siehe den erſten Band. S. 403.

Die gemeinſchaftlichen italiäniſchen Landvogteien.

Sie werden in zwey Klaſſen getheilt.

I. In ſolche, die allen eidgenoſſiſchen Orten, Appenzell ausgenommen, gehören.

Dies ſind folgende vier:

1) Lugano.
2) Lucarno.
3) Mendriſio.
4) Val-Madia.

II. In ſolche, welche den Kantonen Uri, Schweiz und Unterwalden gehören.

Die Einwohner ſind insgeſamt katholiſch.

Die erſte Klaſſe der italiäniſchen Landvogteien.

Die zwölf eidgenoſſiſche Orte beſorgen die Regierung dieſer vier Landvogteien. Sie

ſenden wechſelsweiſe alle zwey Jahre Landvögte hieher.

Maximilian Sforza, Herzog von Mailand, hatte 1512, mit Hülfe der Venetianer, der Graubündtner, und der SCHWEIZER, und auf Anrathen des Pabſtes Julius des Zweiten, die Franzoſen aus Italien verjagt. — Aus Erkenntlichkeit gab er den Schweizern dieſe vier Landvogteien, und den Graubündtnern das Valtelline. Drey Jahr darauf beſtätigte Franz der Erſte den Schweizern und Bündtnern dieſe Ländereien. — Die folgende Beſizer des Mailändſchen thaten es auch.

Die Landvögte, welche dahin geſendet werden, haben in Civil- und Kriminalſachen eine unumſchränkte Gewalt. — Sie haben beſtändig einen Dollmetſcher, der mit den Einwohnern, welche Italiäner ſind, reden müſſen, und einen Trabanten bey ſich. In ihrer Abweſenheit vertreten ein bevollmächtigter Prokurator, ein Zollverweſer, und noch ein Offiziant ſeine Stelle. — Die beiden erſteren wählen die Kantone, den dritten aber die Landvögte. Alle Jahre im Sommer ſchiken die zwölf Kantone ein jeder einen Depu-

tirten ab, welche ſich gemeinſchaftlich in dieſe Landvogteien hinbegeben, die Rechnungen der Landvögte unterſuchen, und überhaupt wichtige und intereſſante Angelegenheiten der Regierung beſorgen, und auseinander ſezen.

— —

Das Volk, das dieſe Ländereien bewohnt, iſt ziemlich laſterhaft. Im Jahr 1595 geſchahen ſo viel Mord- und andre Schandthaten, daß die Kantonen genöthigt wurden, zur Wiederherſtellung der Sicherheit Truppen dahin zu ſenden. Es iſt außerordentlich, wie viel, und welche abſcheuliche Prozeſſe dieſe Deputirten daſelbſt vorfinden, — aber noch ſeltſamer iſt es, daß die abgefeimteſten Böſewichter und Mörder, wenn ſie auch wirklich ſchon zum Strang oder Rad, oder Schwerdt verurtheilt ſind, doch für eine kleine unbeträchtliche Summe ihr Leben wieder erkaufen können. — — Wer den Schweizern nicht gut iſt, legt die Schuld dem Geize und der Habſucht der Deputirten bey, welche ſich durch dieſe Strafgelder von den auf die Hin- und Herreiſe verwandten Koſten ſchadlos halten wollen. — —

Im ſechszehnten Jahrhundert kamen zwar einige Reformirten nach Locarno, ſie wurden aber

nach einem Aufenthalt von zwölf Jahren ſämtlich wieder vertrieben, und begaben ſich nach Graubündten, und in den Schuz der Schweizer, wo ſie auch mit vieler Liebe aufgenommen wurden. Unter den Vertriebenen waren verſchiedene angeſehene Familien. Z. B. die Duni, die Orelli, — die Murault, u. ſ. f.

An Fruchtbarkeit kommen die Landvogteien freilich dem Mailändiſchen nicht gleich. Sie ziehen indeſſen ſo viel, als die Einwohner bedürfen. Die Bergen geben den herrlichſten Wein, — die Thäler ſchönes Getraide, — und die Wieſen die fetteſte Weiden. —

Lugano - Lauis.

Dieſe Landvogtey iſt groß; — ſie enthält über 100 Fleken und Dörfer, und hat mehr als funfzigtauſend Einwohner.

Die Stadt Lauis hat ein Stift, drey Mönchs- und drey Nonnenklöſter, und einen ſogenannten Pallaſt, in welchem der Landvogt wohnet. Graf Lutero Ruſca brachte 1416 dieſen Ort tauſchweiſe von dem Herzoge von Mailand an ſich. — — und ſeine Nachkommen beſaßen ihn bis 1500, da die Franzoſen ins Mailändiſche fielen.

Die

Die Landvogtey Lokarno = Luggaris.

Sie iſt merklich kleiner, als jene, und enthält nur 35 Pfarrdörfer und etwa 30000 Menſchen.

Die Stadt Lokarno = Luggaris.

Sie iſt in einer ſchönen Pläne am Fuß eines hohen Berges gebauet, und hat überhaupt eine angenehme Lage. — Die Luft iſt ſehr gemäßigt, und die Berge machen, daß theils die übertriebene Hize der Südwinde, theils das Rauhe der Nordoſtwinde gemildert werde. — Gegen Abend und Morgen iſt die Provinz offen, und die Winde haben daſelbſt freien Eingang.

Die Handlung iſt ſchon anſehnlich; — alle Wochen wird daſelbſt großer Markt gehalten, welchen die benachbarten Landvogteien und andere Orte mehr beſuchen. Die Feſtung, welche ſeit den Zeiten der Grafen von Ruska daſelbſt war, iſt 1531 von den Schweizern geſchleift worden; — das übriggebliebene Schloß dient den Landvögten zum Wohnſiz.

Die Gegend herum iſt ziemlich fruchtbar an Wein, Früchten, und Weide, — nur fehlt es oft an Getraide, weil wenig Kornfeld daſelbſt iſt. —

Was die Regierungsform betrifft, ſo theilet ſich die Stadt in drey Klaſſen der Bewohner ein: in adeliche, — in alte bürgerliche Familien, —

und in das Volk. — Den erſten Tag im Jahre verſammlet ſich die ganze Gemeine, welche aus den Stadt- und Landbewohnern beſteht, zu Luggaris, und wählet die Officianten, welche aus 21 Räthen, einem Schazmeiſter, u. ſ. f. beſtehen. Zwölf von dieſen Räthen werden aus Luggaris, drey aus Scona, und die übrigen ſechs aus den umherliegenden Fleken und Thälern genommen. — Unter den zwölf Räthen aus Luggaris werden ſechs aus dem Adel, vier aus den alten Bürgerfamilien, und zwey aus dem Volke gewählet. Jedes Dorf hat ſeinen Konſul, der von einer jeden Familie den Cenſus, der ihr beſtimmt iſt, einfordert. — Die Konſulen überliefern ihn dem Schazmeiſter, und dieſer legt dem Rathe Rechnung darüber ab. —

Mendriſio und Val Maggia, (Mendris — Meynthal.)

Beide Landvogteien mögen etwa zuſammengenommen 40000 Menſchen enthalten.

Die zweite Klaſſe der italiäniſchen Landvogteien.

Bellinzone — Bellenz.

Sie hat ſchöne Wieſen und Viehweiden, und in der Ebene iſt guter Weinwachs. — Drey Pfarren ſtehen unter dem Erzbiſchof zu Mailand, die andern alle unter dem Biſchof von Komo.

In der Stadt Bellenz ſind drey nach alter Art befeſtigte Schlöſſer, welche mit grobem Geſchüz verſehen ſind. In dem erſten und größeſten wohnt ein Kaſtellan aus dem Lande Uri, in dem mittleren ein Kaſtellan aus dem Lande Schweiz, — und in dem oberſten ein Kaſtellan aus dem Lande Unterwalden. Sie hat auch eine Kollegiatkirche.

Die Landvogtey Val Bregna, — Bollenz.

Im ſechszehnten Jahrhundert litt dieſes Thal großen Schaden, weil zwey Berge zuſammenfielen, und der durchflieſſende Fluß dadurch in ſeinem Strome aufgehalten wurde. —

Die Langvogtey Riviera, — Poleſe.

Sie enthält nur überhaupt neun Pfarren. —

Dieſe **drey** Landvogteien wurden im funfzehnten Jahrhundert von graubündtſchen Edelleuten, den Grafen von **Maſoxerthal**, beſeſſen, und machten eine Herrſchaft aus. — Einer von dieſen Grafen hatte ſich mit dem Herzoge von Mailand entzweiet, und ward von ihm aus ſeinem Lande getrieben. Durch Liſt gelang es ihm, ſie wieder zu bekommen. Nun verkaufte er ſie an die kleine Kantons, Uri, Schweiz und Unterwalden. — Dieſe wurden dadurch mit dem Herzoge in Krieg verwikelt. — Er nahm ihnen ihr gekauftes Gut weg, und ſie haderten mit ihm bis 1500, da ſie endlich durch Hülfe

der Einwohner, die ſich ihnen freiwillig ergaben, zum völligen Beſiz kamen. In der Folge beſtätigte Maximilian auch ihnen dieſen Vergleich.

Die drey gedachten Kantone haben ſeit der Zeit den ruhigſten Beſiz dieſer Landvogteien. Sie ſchiken wechſelsweiſe einen Landvogt dahin, ſo, daß, wenn der von Uri in Bellenz iſt, einer von Schweiz in Poleſe, und einer von Unterwalden in Bollenz wohnet. Das Volk lebt vergnügt und ruhig.

Ende des zweiten Bandes.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ruchat, Abraham, 1680-1750

Über das Interessanteste der Schweiz Aus dem Französischen frey übersetzt, berichtigt und vermehrt

Bd.: 2

Leipzig (1778)

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Hist.pol.3014(1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11097745-6
VD18 80082076-001